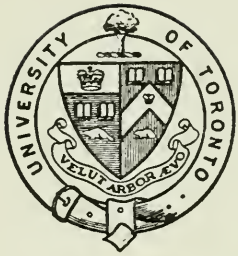


Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Miss K. Pichler

HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

lpBo

Parzival

von

Wolfram von Eschenbach

in neuer Übertragung

für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert

und

zum Gebrauche an höheren Lehranstalten eingerichtet

von

Dr. Gotthold Böttticher,
ord. Lehrer am Askanischen Gymnasium zu Berlin.

328820
10.7.36

Berlin 1885.
Verlag von Friedberg & Mode.

Vorrede.

Man hat Wolfram von Eschenbach nicht immer glücklich in eine Parallele zu Klopstock gestellt, aber ein Wort über Klopstock gilt unbedingt auch für ihn: auch er ist ein Dichter, welcher weit mehr erhoben, als gelesen wird. Wohl steht Wolframs Name in allen Litteraturgeschichten in der ersten Reihe der deutschen Denker und Dichter, wohl sind die Wege zu seinem Verständnisse von der Wissenschaft geebnet, wohl ist sogar der Versuch gewagt worden, den sittlichen Gehalt des Parzival zu einem nationalen Drama für das deutsche Volk zu verarbeiten, wer aber kennt Wolfram wirklich aus seinen Werken? Wenig mehr als die Germanisten, denn aus der Schule bringt man heute höchstens den Namen Wolframs mit, allenfalls mit einem phrasenhaften Urteile irgend eines Leitfadens oder mit einigen allgemeinen Sätzen des Lehrers, welche nicht davor schützen können, daß der moderne Sängerkrieg im Opernhause und der „Parsifal" in Bayreuth bei dem Durchschnitt der Gebildeten ähnliche abenteuerliche Vorstellungen von Wolfram und seinem Parzival erzeugen, wie der „Wartburgkrieg" und der mysteriöse „Titurel" des 13. Jahrhunderts. Das ist bedauerlich, aber es kann nicht gut anders sein, denn noch niemand hat bisher den Versuch gemacht, den Parzival Wolframs in einer für höhere Schulen und für das größere Publikum geeigneten Ausgabe darzubieten.

Das Bedürfnis nach einer solchen Ausgabe ist durch die neuesten Bestimmungen über den Unterricht fühlbarer

geworden als je. Nach ihnen soll an Stelle der allgemeinen systematischen Litteraturgeschichte eine eingehende Kenntnis der Hauptwerke in den verschiedenen Epochen und Richtungen unserer Litteratur erstrebt werden. Nun ist die erste litterarische Blütezeit Deutschlands in den Schulen fast allein durch das Nibelungenlied, allenfalls noch durch Walther von der Vogelweide vertreten: die interessante Erscheinung des ritterlichen Epos fehlt ganz und gar. Selbst wenn man den Blick nach dieser Richtung erweitern möchte, so steht dem Lehrer nichts weiter als etwa eine Übersetzung des Iwein in der Reklamschen Ausgabe zu Gebote. Wo aber die Jugend lernen und ihre Anschauungen bereichern soll, da muß ihr das Beste geboten werden, was zu erreichen ist, und dies ist unter den ritterlichen Epen ohne allen Zweifel der Parzival Wolframs. Ja, ich gehe noch weiter; ich meine, daß der Parzival in geeigneter Einrichtung das einzige höfische Epos ist, welches gelesen werden kann, zugleich aber auch dasjenige, welches gelesen werden muß. Sein pädagogischer Wert liegt in dem Ideenreichtum, den es bietet. Es umschließt den ganzen sittlichen Gehalt des Rittertums und tritt vor allem dem geschichtlichen sowohl wie dem Religionsunterrichte ergänzend zur Seite. Man hat gemeint, die sittlichen Probleme des Parzival eignen sich für die Schule ebensowenig wie der Faust, aber das ist nicht richtig. Parzivals Entwicklung vollzieht sich, soweit sie religiös ist, vollständig in dem durch den Religionsunterricht gebildeten Ideenkreise der reiferen Schüler; er erfordert zu seinem Verständnis nicht mehr als der Römerbrief und das Johannesevangelium. Und ebensowenig gehen die rein sittlichen und allgemein menschlichen Gesichtspunkte über das Verständnis von Primanern hinaus. Wenn auch ganz anderer Art, so haben sie doch dasselbe Interesse wie die sittlichen Fragen in Iphigenie und Tasso, ja sie stehen dem jugendlichen, romantischen Empfinden noch näher. Die ganze Figur Parzivals ist ein nationaler Typus und dem idealen jugendlichen Sinne ebenso verwandt, wie Siegfried. Sie hat den ganzen Zauber dieser Heldengestalt, aber sie ist sittlich-religiös bestimmt, während Sieg-

fried nur auf dem allgemein menschlichen Boden steht. Diese Gestalt unsrer Jugend lieb und wert zu machen und sie der Reihe derjenigen einzufügen, an welchen sich das Herz des Hochgesinnten noch oft im Leben aufrichtet, habe ich diese neue Übertragung und besondere Einrichtung des Werkes Wolframs unternommen.

Ich hoffte an dieser Stelle einer besonderen Darlegung der Principien, welche mich bei meiner Arbeit leiteten, überhoben zu sein. Angedeutet sind dieselben schon in einem Aufsatze in den Preußischen Jahrbüchern LIII, 145 ff. Da aber ein Artikel für die Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, in welchem ich dieselben ausgeführt habe, noch nicht erschienen ist, so muß ich mich kurz über dieselben aussprechen.

Eine Übertragung biete ich, weil das Mittelhochdeutsche aus dem Lehrplane der Schulen gestrichen ist und weil ich nicht bloß der Schule, sondern allen Freunden altdeutscher Litteratur dienen möchte. Daß nun Simrocks Art zu übersetzen dem Bedürfnis nicht entspricht, ist jetzt wohl allgemein zugegeben. Sein Deutsch, ein merkwürdiges Gemisch von Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch, bereitet dem Verständnis nahezu ebenso viel Schwierigkeit als der Urtext selbst. Außerdem aber hat seine fast mechanische Übertragung des Originals sowie der Reimzwang Unrichtigkeiten und Geschmacklosigkeiten hervorgerufen, die das Interesse für unsere altdeutsche Litteratur wahrlich nicht erhöhen können. Im Gegensatze hierzu war es mein erstes Bestreben, wirklich unsere neuhochdeutsche Schriftsprache zu reden, sodann aber das Original in dieser Sprache so geschmackvoll und so genau als möglich wiederzugeben. Dazu war die größte Freiheit der Bewegung erforderlich, und diese war nur zu erreichen durch das Aufgeben des Reims. Das ist nun der einschneidendste und gewagteste Gegensatz, in welchem sich meine Übertragung zu allen bisherigen Übersetzungsarbeiten mittelhochdeutscher Dichtungen befindet. Ich weiß sehr wohl, daß dieser Standpunkt mit guten Gründen angefochten werden kann, denn es ist nicht zu leugnen, daß

ein charakteristisches Moment in der Form des Originals dadurch verloren geht. Aber man wäge die Schwierigkeiten und Nachteile gegen einander ab: Die Reimpaare schädigen unbedingt den Inhalt und zwar um so mehr, je ungezwungener und flüssiger man sie machen will, der reimlose Vers dagegen verliert nur eine äußerliche Eigentümlichkeit, die in diesen bei der Länge des Gedichts eintönig und ermüdend wirkenden Reimpaaren nicht einmal ein Schmuck zu nennen ist. Für die Reimpaare in so langen Werken paßt in der That der oft angewendete Ausdruck „Reimgeklingel", und wenn nun dazu noch der von unsrer Metrik erforderte regelmäßige jambische oder trochäische Tonfall kommt, so werden sie unserem Ohre geradezu unerträglich. Ich hoffe also mit dem Aufgeben des Reims in jeder Beziehung Vorteile erreicht zu haben, gegen welche das eine historische Interesse an der Nachahmung der Form des Originals im einzelnen nicht ins Gewicht fallen kann.

Aber mit dem Aufgeben des Reimes ist doch die poetische Form überhaupt noch nicht aufgegeben. Ihren wesentlichen Faktor, den Rhythmus des Originals, glaubte ich unter allen Umständen wahren zu müssen, um der Gefahr einer Auflösung in farblose, nüchterne Prosa zu entgehen. Dieser Rhythmus ist aber der Viertakt in wechselndem jambischen und trochäischen Maße, je nachdem der Vers Auftakt hat oder nicht. Was unserm Ohre am ungewohntesten dabei ist, das beliebige Fehlen der Senkungen, habe ich um so mehr geglaubt vermeiden zu können, als die Entwicklung der mittelhochdeutschen Metrik gerade auf die Beseitigung dieser Härten hinausging. Härten freilich bietet auch der wechselnde Rhythmus, aber man kann sich diese kleine Unbequemlichkeit als eine Erinnerung an den Vers des Originals gefallen lassen.

Weniger Angriffe als gegen die poetische Form meiner Übertragung erwarte ich gegen ihre Einrichtung. Ich wollte ausschließlich die Geschichte Parzivals treu nach dem Originale wiedergeben, aber es war doch nötig, daneben auch eine Übersicht über den vollen Inhalt des Parzival zu gewinnen.

Daher schien mir das von Wackernagel in seinen „Edelsteinen" angewendete Verfahren das geeignetste zu sein, die unwesentlichen Partieen, hier vor allem die ganze Gawangeschichte, in kurzer Prosadarstellung als verbindenden Text wiederzugeben. Enthält die Gawangeschichte auch außerordentlich schöne Episoden, z. B. das ganze VII. Buch, die Figuren Obies und Obilots, so ist sie doch für die Idee der Parzivalgeschichte, wie ich in der Einleitung näher dargelegt habe, ohne jede Bedeutung; sie bereichert das Bild vom ritterlichen Leben um einige bedeutende Züge, aber diese berechtigen nach unsern Begriffen von künstlerischer Komposition doch nicht zu so weitläufigen Unterbrechungen der Hauptgeschichte. Außerdem ist es für den, der kein gelehrtes Interesse hat, eine starke Zumutung, sich durch den ungekürzten Parzival hindurchwinden zu sollen. Nur durch diese Kürzung endlich konnte auch eine billige Ausgabe ermöglicht werden. So hoffe ich auch hier den berechtigten ästhetischen und praktischen Interessen unsrer Zeit so weit als nur möglich entgegengekommen zu sein, ohne eine falsche Vorstellung vom Original zu erwecken.

Um die Vergleichung mit dem Original zu erleichtern, habe ich die entsprechenden Zahlen der Lachmannschen Ausgabe auf der rechten Seite des Textes genau angegeben; ich habe gekürzt, wo es ohne Beeinträchtigung des Ganzen nur möglich war, aber ich habe nichts „umgedichtet". Die Verse meines Textes sind mit Ausnahme einiger weniger, deren Veränderung die Decenz gebot, genaue Wiedergabe des Originals. Diese wenigen sind mit einem * bezeichnet. Umstellungen einzelner Verse waren einige Male notwendig, und im IX. Buche sogar die Umstellung einiger Abschnitte. Welche das sind, zeigen die Zahlen der Lachmannschen Ausgabe; einer besonderen Rechtfertigung bedarf es hoffentlich nicht.

Die Art der Erläuterung durch Worterklärungen unter dem Texte und durch Sacherklärungen in Form von zusammenhängenden Excursen schien mir im Interesse einer ungestörten Lektüre geboten. Hier sowohl wie in der Ein-

leitung habe ich mich bemüht, alle für das allgemeine Verständnis unnötigen Fragen zu vermeiden; vor allem schien es mir unnötig zu sein, die Namen erklären zu wollen oder auch nur zu verändern. Die Dichtung an sich war mir in allem die Hauptsache.

Ich bitte schließlich alle verehrten Fachgenossen, diesen ersten Versuch auf einer neuen Bahn durch wohlwollenden Rat und positive Kritik fördern zu wollen.

Berlin, im September 1884.

Gotthold Böttticher.

Inhalt.

Einleitung.

Seite

I. **Wolframs Leben** XV

1. **Heimat.** Lage und Beschreibung Wildenbergs und Eschenbachs XV. Wolframs Denkmal in Eschenbach XVII.
2. **Stand und Wappen.** Ritter XVIII. Dienstmann XVIII. arm XVIII. Wahrscheinlich kein Adliger XVIII. Wappen XIX.
3. **Verlauf seines Lebens.** Geburtsjahr XX. Anfang des Parzival in der Heimat XX. Erziehung und Bildung XXI. Fahrender Ritter und erster Minnedienst XXII. Ehe XXIII. Auf der Wartburg XXIV. Verdienste des Landgrafen Hermann um die Litteratur XXV. Zusammensein mit Walther von der Vogelweide XXV. Leben und Treiben auf der Wartburg XXVI. Veränderung der Verhältnisse durch Hermanns Tod XXVII. Wolframs Charakter XXVII.

II. **Wolframs Werke und seine dichterische Persönlichkeit** XXIX

Inhalt und Abfassungszeit des Willehalm XXIX, des Titurel XXX. Die Lieder XXX. Wolfram ein anschauender Dichter XXXI. Bedeutung und Eigentümlichkeit als Epiker XXXII. Stilistische Eigentümlichkeiten und Schwächen XXXIII.

III. **Parzival** XXXIV

1. **Die Idee des Gedichts:** die Stellen, in welchen sie ausgesprochen ist, XXXVI. Der ritterliche Geist eine sittliche Lebensmacht XXXVII. Der sittlich-religiöse Gehalt XXXVIII.
2. **Die Komposition:** Falsche Beurteilung der Gawangeschichte XXXIX. Die Komposition nicht von Wolfram erfunden XXXIX. Verhältnis der vorhandenen Komposition zur Idee Wolframs im

S.

allgemeinen XL, im einzelnen XLI. Die Entwicklung der Geschichte Parzivals XLI. Die Bedeutung der Frage XLV. Zusammenfassung XLV.

3. **Der Schauplatz** XLVI
4. **Wolfram und seine Quellen** XLVII
Chrestiens de Troyes XLVII. Der Provenzale Kyot XLVIII. Wolframs Verhältnis zu ihnen XLIX. Vermutung über die ursprüngliche Bedeutung der Gawangeschichte L. Richard Wagners Auffassung LI
5. **Die Sage** LI
a. Die Artussage: In England LII. In Frankreich LIII. In Deutschland LIV.
b. Die Gralsage: Die Legende (der Gral Abendmahlsschüssel) LV. Merlin und Perceval LVII. Uralte Beziehung der Legende zu Britannien LVIII. Verbindung mit der Artussage LVIII, mit Volksmärchen LIX. Das Märchen vom Wunschding LIX Der Gral bei Wolfram LIX. Name LX. Geschichte LX. Berührungen mit der gewöhnlichen französischen Version LXI. Gemeinsame Grundlage keltisch LXII. Verhältnis Wolframs dazu LXII. Charakteristik seiner Version LXII. Priester Johannes LXIII.
c. Märchenhafte Bestandteile: Das Dümmlingsmärchen LXIII. Die drei Blutstropfen LXIV. Kunneware LXV. Die vertiefende Darstellung Wolframs LXV.

IV. **Wolfram in der Litteratur seiner Zeit und der Nachwelt** LXVI
Wolframs Zeitgenossen namentlich erwähnt LXVI. Nibelungenlied LXVII. Wolfram und Gottfried von Straßburg LXVIII. Wirnt von Grafenberg LXX. Wolframs Schule LXX. Die Meistersänger LXXI. Wolfram nach der Reformation. Unsere Zeit LXXI.

Text.

Eingang . . . . . 1—5
Vorgeschichte . . . . . 6—17
I. **Gahmuret und Belakane** 6
II. **Gahmuret und Herzeloyde** 9
Parzivals Geburt 17
III. **Parzivals Jugend** . . . . . 18—71
Kindheit 19
Auszug 29
Jeschute 30
Sigune 37

		S.
	Ither von Gaheviez und der Artushof	44
	Gurnemanz	55
IV.	**Kondwiramur**	72—95
	Pelrapeire	73
	Kondwiramur	74
	Die ersten Thaten und die Vermählung	84
	Der Abschied	95
V.	**Parzival in der Gralsburg**	96—126
	Der Fischerkönig	97
	Die Ankunft	99
	Anfortas und der Gral	101
	Der Abschied	113
	Sigunes Fluch	117
	Orilus und Jeschute	123
VI.	**Die Tafelrunde und der Fluch**	127—154
	Die drei Blutstropfen	128
	Die Aufnahme	140
	Kundrie la Surziere	144
	Parzivals Verzweiflung und Abschied	149
VII.	**Gawan und Obilot**	155—161
	Parzival vor Bearosche	158
VIII.	**Gawan in Schanpfanzun**	162—164
	Parzival und Vergulaht	163
IX.	**Parzival bei Trevrezent**	165—208
	Sigune	166
	Der Pilger	175
	Die Ankunft	180
	Gottes Liebe und menschlicher Hochmut	185
	Der Gral	191
	Die erste Schuld	195
	Anfortas	198
	Umkehr und Beichte	202
	Trost und Absolution	204
X.	**Gawan und Orgeluse**	209—210
XI.	**Gawan in Schastelmarveil**	211—213
	Parzival vor Schastelmarveil	212
XII.	**Gawan gewinnt Orgelusen**	214—219
	Orgeluse und Anfortas	216
	Orgeluse und Klinschor	217
	Orgeluse und Parzival	218
XIII.	**Der Artushof in Joflanze**	220—221
XIV.	**Parzivals Rückkehr zur Tafelrunde**	222—234
	Parzival und Gawan	222
	Der Empfang	228
	Gramoflanz	230
	Abschied	232
XV.	**Parzival und Feirefiß**	235—254
	Der Kampf	235
	Das Erkennen	241

S.
Empfang im Lager 245
Die Heilsbotschaft des Grals 248
XVI. **Parzival wird Gralskönig** . . . . . 255—279
Anfortas Erlösung 255
Kondwiramurs Einholung 263
Signunes Ende 269
Das Fest des Grals 271
Feiereiß und Repanse 275
Lohengrin 277
Schluß 278

Excurse.

I. **Die sittlichen Ideen der Zeit** . . . . . 283—293
1. triuwe (Treue) 285
2. kiusche (Keuschheit) 287
3. êre (Ehre) 288
4. minne und liebe 288
5. zuht (Zucht) und mâze (Maß) . . . 292
II. **Das Rittertum** . . . . . 294—321
1. Das Ritterideal 294
2. Die Erziehung 296
3. Die Rüstung 298
4. Jagd 304
5. Buhurd, Turnier, Tjost 306
6. Abenteuer 313
7. Krieg 315
8. Der Minnedienst 317
III. **Die Burg** . . . . . 321—328
1. Das Äußere 323
2. Das Innere 325
IV. **Das Lager** . . . . . 329—331
1. Allgemeine Einrichtung 329
2. Das Zelt 330
V. **Der höfische Verkehr** . . . . . 332—342
1. Die höfische Geselligkeit im Allgemeinen 332
a. Tracht 332
b. Verkehrsformen 334
c. Mahlzeit und Tageseinteilung . . 337
d. Höfische Feste 339
2. Das Gastrecht 340
a. Der Empfang 341
b. Bewirtung 342
c. Unverletzlichkeit 342
VI. **Rechtsverhältnisse** . . . . . 343—346
1. Die ritterliche Rechtspflege 344
2. Die rechtliche Stellung der Frau . . 345
Namenregister 347
Sachregister 349
Stammtafel 351
Probe des Originaltextes 352

Einleitung.

I.

Wolframs Leben.[1])

1. Heimat.

Auf der Bahnstrecke München-Ingolstadt-Nürnberg führt von Treuchtlingen aus eine Zweigbahn durch Mittelfranken über Gunzenhausen nach Ansbach. An dieser Bahn liegt etwa in der Mitte zwischen Gunzenhausen und Ansbach das Dorf Altenmuhr. Von ihm aus gelangt man in einer Viertelstunde zu dem östlich davon auf einer mäßigen Höhe gelegenen Weiler Wehlenberg, welcher aus vier Bauernhöfen besteht. Die Höhe fällt nach Norden etwa 20 Meter hoch ab; von hier hat man nach Osten einen hübschen Blick über Kiefernwälder, welcher durch die Höhen der Rezat begrenzt wird, geradeaus und westlich Ebene mit Kiefernwaldungen, vielleicht die Reste des ehemaligen großen Mönchswaldes bei Eschenbach. An diesem Abhange hat, wie seine Bewohner zu erzählen wissen, einst eine Burg gestanden, von der freilich nicht die geringste Spur mehr vorhanden ist. Eine nicht einmal sehr alte Eiche bezeichnet allein den Ort, wo sie gestanden haben soll. Mag sie nun aber vorhanden gewesen sein, oder nicht: hier und nirgend anders haben wir den Ort zu suchen, wo Wolfram von Eschenbach dereinst gewohnt hat.

Wolfram nennt in unserem Terte V, 190 seinen Wohnsitz Wildenberg, und alle Erwägungen führen mit Notwendigkeit dahin, daß dies die beschriebene Örtlichkeit, der heutige

[1]) Litteratur: H. Holland, Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern. San Marte, Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach II. Schmeller, Über Wolframs Heimat, Grab und Wappen. München 1837. Bartsch in der Einleitung zu seiner Ausgabe, Leipzig 1875. Allgemeine Zeitung 1866 Beilage Nr. 312.

Weiler Wehlenberg bei Altenmuhr ist. Noch im vorigen Jahrhundert nämlich hieß der Ort, wie Urkunden bezeugen, „Wildenbergen“, und die Leute in der Umgegend nennen ihn, wie ich mich selbst überzeugen konnte, noch heute „Willenberg“ und „Wildenberg“, außerdem aber paßt alles, was Wolfram gelegentlich von seinen heimatlichen Verhältnissen erwähnt, genau auf die Gegend um dieses Wehlenberg. Nicht nur das Eschenbach, von welchem Wolframs Familie den Namen führte, und wo er nach glaubwürdigen Zeugnissen begraben ist, liegt in der Nähe (etwa eine Meile nördlich) sondern auch alle andern Orte, welche Wolfram gelegentlich erwähnt, finden sich in einem nicht sehr weiten Umkreise um Wehlenberg und Eschenbach herum; so Abenberg (V, 102) 2 Meilen östlich, Trühendingen (in unserm Texte nicht erwähnt, bei Lachmann 184, 24), = Hohentrüdingen südwestlich, außerdem Dollenstein an der Altmühl, jetzt Bahnstation zwischen Ingolstadt und Treuchtlingen, in der Nähe von Eichstädt; im Willehalm spricht Wolfram auch vom Virgunt, einem Walde zwischen Ansbach und Ellwangen, sowie vom „Sand“, der noch heute so genannten sandigen Gegend zwischen Roth, Pleinfeld, Weißenburg bis Nürnberg. Zum Überfluß nennt der bairische Ritter Püterich von Reichertzhausen, von dem noch die Rede sein wird, Wolfram „von Eschenbach und Pleinfelden“, welcher letztere Ort 3 Meilen östlich von Eschenbach liegt, heute an der Bahn nach Nürnberg. Hinsichtlich seiner politischen Zugehörigkeit bezeichnet sich Wolfram schließlich selbst als „Baiern“ (III, 153).

Kann demnach kein Zweifel sein, daß das erwähnte Wehlenberg-Wildenberg wirklich das von Wolfram als sein Wohnhort bezeichnete ist, so ist mit nicht geringerer Sicherheit das erwähnte nahe Eschenbach, nämlich der Marktflecken Obereschenbach, eine Meile von Wildenberg in der Richtung auf Ansbach, als der eigentliche Familiensitz Wolframs zu bezeichnen.

In der Nähe von Wildenberg liegen drei Eschenbach: Ober-, Mittel- und Untereschenbach. Nun sagt ein Ritter des 15. Jahrhunderts, Püterich von Reichertzhausen, welcher sich für deutsche Litteratur sehr interessierte und sich eine Bibliothek angelegt hatte, in seinem im Jahre 1462 verfaßten „Ehrenbriefe“, daß er 20 Meilen weit geritten sei, um Wolframs Grab zu suchen und es endlich in „Unser Frauen Münster“ in „Eschenbach dem Markt“ gefunden habe. Ebenso fand der Nürnberger Patrizier Kreß am 5. August 1608 in Obereschenbach in der „Deutschherrenkirche“

Wolframs Grab mit der Inschrift „Hie liegt der streng Ritter Herr Wolfram von Eschenbach ein Meister Sänger". Von den genannten drei Eschenbach ist aber nur Obereschenbach „ein Markt", und dieses hat auch eine „Frauenkirche", welche zugleich seit Anfang des 14. Jahrhunderts Deutschherrenkirche war. Dazu kommt, daß Wolfram ganz im Zusammenhange mit der Stelle, wo er Wildenberg erwähnt (Lachmann 184, 4, in unserm Texte ausgefallen), einen Grafen von Wertheim „seinen Herrn" nennt. Die Grafen von Wertheim aber hatten von Alters her ihren Sitz in Wertheim an der Mündung der Tauber in den Main und werden in Urkunden als älteste Besitzer von Eschenbach genannt. Hier stifteten sie im XIII. Jahrhundert eine Comthurei des Deutschritterordens. Der Schluß liegt also sehr nahe, daß auch Wildenberg zu den Eschenbachischen Besitzungen gehörte. Mithin ist das heutige Städtchen Obereschenbach in Mittelfranken unzweifelhaft derjenige Ort, von welchem Wolfram und seine Familie den Namen führte, in welchem er sicher begraben liegt, und in welchem er vielleicht auch geboren ist, während er in dem benachbarten Wildenberg Haus und Hof zu Lehen gehabt hat.

Mit Recht hat daher der König Maximilian II. von Baiern in Obereschenbach im Jahre 1860 das Standbild Wolframs von Eschenbach errichten lassen. Es steht der alten, prächtig restaurierten und sehr sehenswerten Frauenkirche und dem alten Deutschordenshause gegenüber, und die Altertümlichkeit des Städtchens mit seinen der Straße zugekehrten Giebeln, seiner alten Mauer und den beiden wohlerhaltenen Thortürmen stimmt vortrefflich zu den Empfindungen, welche die Statue im Beschauer wachruft. Das ganze Denkmal ist als Brunnendekoration gedacht. Aus einem mäßigen Sandsteinbassin erhebt sich ein viereckiger Sockel, an dessen abgestumpften Kanten vier Schwäne mit ausgebreiteten Flügeln Wasser speien. Auf dem Sockel steht die in Erz gegossene, etwa lebensgroße Gestalt des Dichters, angethan mit dem Wappenrock und dem wallenden Mantel, das linke Bein leicht vorgestreckt, in der rechten Hand die Harfe, auf welche er sich stützt, in der linken das Schwert. Das Haupt ist mit einem Lorbeerkranze geziert. In sinniger Weise hat man auf den Sockel mit Bezug auf die Bestimmung des Ganzen zum Brunnen die Stelle Parz. 817, 25—30 nach der Simrock'schen Übersetzung gesetzt (in unserem Texte XVI, 318—322). Der Gesammteindruck des einfach und edel gehaltenen Denkmals ist ein durchaus würdiger.

2. Stand und Wappen.[1])

Nicht so leicht wie die Heimatfrage läßt sich die Frage nach den sonstigen Familienverhältnissen des Dichters entscheiden. Sicher ist nur folgendes:

1. Er war ein Ritter, denn so nennt er sich selbst ganz unzweideutig (Lachmann 115, 11: „Schildesamt ist mein Beruf"), und nur als Ritter mit dem Titel „Herr" kennt ihn auch die Überlieferung.

2. Er war Dienstmann der Grafen von Wertheim, welchen Eschenbach gehörte.

3. Er hatte als solcher den kleinen Besitz Wildenberg zu Lehen, welcher ihn nur sehr kümmerlich ernährte (IV, 104 ff.; V, 518), und daher nicht als stattliche Burg, sondern als ein geringer Hof zu denken ist.

Die Frage ist nun, ob er einem adeligen Geschlechte angehört hat oder nicht. Als Ritter brauchte er noch nicht adelig zu sein (vgl. Excurs II, 2), und der Name „von Eschenbach" braucht nichts anderes zu bezeichnen, als daß er eben Dienstmann in der Herrschaft Eschenbach war. Nun sind zwar „Herren von Eschenbach" etwa von 1250 bis 1350 nachgewiesen, aber es ist weder festgestellt, daß sie ein selbständiges, adeliges Geschlecht bildeten, noch daß Wolfram dazu gehörte. Besitzer einer adeligen Herrschaft in Eschenbach können sie nicht gut gewesen sein, denn bereits von 1250 an gehört Eschenbach dem Deutschen Orden, und diesem ward es von den Grafen von Wertheim geschenkt, die demnach auch das Verfügungsrecht in Eschenbach besessen haben müssen. Hätte es wirklich ein altangesessenes adeliges Geschlecht „von Eschenbach" in Eschenbach gegeben, so wären wohl mehr Spuren ihrer Herrschaft übrig geblieben, so hätte wohl auch Wolfram nicht so über seine Armut zu klagen gehabt und hätte auch seine Heimat (s. den folgenden Abschnitt) nicht zu verlassen brauchen. Man vermutet zwar, daß er ein jüngerer Sohn gewesen und deshalb mit dem kleinen Nebenbesitze Wildenberg bedacht gewesen sei, und erklärt daraus auch, daß er schließlich sein Glück in der Fremde gesucht habe, aber für diese Annahme fehlt die wesentlichste Grundlage, der Nachweis der Consistenz eines Geschlechtes „von Eschen-

[1]) Fromman, Das Wappen Wolframs. Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1861, 355—359. Allgemeine Zeitung 1874, Beilage 70.

bach". Endlich ist auch die Art, wie Wolframs Landsmann und Zeitgenosse, der Dichter Wirnt von Grafenberg, ihn nennt, nicht ohne Belang. Er nennt ihn „Wolfram, den wîsen man von Eschenbach"; so hätte er einen adeligen Herrn schwerlich bezeichnet.

Wir haben uns also Wolfram am wahrscheinlichsten als einen einfachen Ritter zu denken, der dem Grafen von Wertheim auf dessen Eschenbachischen Besitzungen diente; dafür erhielt er von ihm den Hof Wildenberg zu Lehen, den Namen „von Eschenbach" aber führte er von der Herrschaft Eschenbach zur Bezeichnung seines Dienstverhältnisses. Ob ein älterer Bruder oder sonst ein Mitglied seiner Familie ein größeres Lehen in Eschenbach selbst hatte oder gehabt hat, wo auch er etwa geboren sein konnte, muß völlig fraglich bleiben. Er wird sich in demselben Verhältnis befunden haben, wie Hartmann von Aue, dessen eigne Äußerung hierüber sehr instruktiv ist. Er sagt nämlich von sich selbst (Armer Heinrich 5), er sei „Dienstmann zu Aue" gewesen, während er den Herrn, von dem er erzählen will — er ist ein Ahne seines Dienstherrn — nennt „von Aue geboren".

So unbedeutend aber auch Wolframs Vermögens- und Rangverhältnisse waren, so gehörte er doch dem edeln Ritterstande an, der gleichsam einen Standesadel gegenüber dem Geburtsadel repräsentierte, und als solcher führte er auch ein Wappen. Dieses Wappen ist uns auf dreifache Weise sicher überliefert worden. Zunächst beschreibt es Püttrich von Reichertshausen in dem schon erwähnten Ehrenbriefe, wie er es bei seinem Besuche in Eschenbach auf dem Grabsteine Wolframs mit eignen Augen sah; dieser Beschreibung entsprechend findet es sich gemalt in Konrad Grünenbergs Wappenbuche (1480—93), und endlich hat es der Nürnberger Patrizier Kreß, als er am 5. August 1608 an Wolframs Grabe war, dort gleichfalls gesehen und abgezeichnet. Nach diesen drei übereinstimmenden Zeugnissen, von denen mindestens Kreß und Püttrich von einander unabhängig sind, zeigte das Wappen im goldenen Schilde und auf dem den Schild krönenden Helme einen roten Topf (hafen) mit einem Gießschnabel am Bauche und einer bogenförmigen Handhabe über der Mündung; aus der Mündung des auf dem Helme befindlichen Topfes wuchsen fünf tulpenartige Blumen, wahrscheinlich Maiglöckchen, hervor. Ein ganz anderes Wappen zeigt die Pariser Liederhandschrift, doch kann diese den angeführten Zeugnissen gegenüber nicht ins Gewicht fallen.

Im 18. Jahrhundert ward die schöne Kirche in Eschenbach ein Opfer des Zopfstils, und bei dieser bedauerlichen

Verunglimpfung ist vermutlich Wolframs Grabstein verschwunden; er ist auch nach der geschmackvollen Wiederherstellung der Kirche in unsrer Zeit nicht wiedergefunden worden.

3. Der Verlauf seines Lebens.[1])

Da uns andere Zeugnisse über den Verlauf des Lebens Wolframs gänzlich fehlen, so müssen wir es uns aus den zufälligen Beziehungen in seinen Gedichten, so gut es geht, herstellen, und diese genügen auch, ein Bild desselben im Großen und Ganzen zu entwerfen.

Wolfram lebte wenigstens bis zum Jahre 1202 oder 1203 in seiner Heimat; von da an finden wir ihn in Thüringen. Das VI. Buch des Parzival nämlich bezieht sich schon auf Verhältnisse am Thüringer Hofe (Lachmann 297, 16 ff.) und im VII. (Lachmann 379, 15) erwähnt er die Spuren der im Jahre 1203 im Kriege zwischen Otto IV. und Philipp stattgefundenen Verwüstung des Erfurter Gebietes als noch sichtbar. Daß er aber bis zu dieser Übersiedelung nach Thüringen wenigstens größtenteils in seiner Heimat war, beweisen die im IV. Buche besonders zahlreichen Beziehungen auf dieselbe, die wir bereits kennen lernten, und im V. Buche noch steht die angegebene direkte Erwähnung Wildenbergs; eine längere Pause zwischen Abfassung des V. und VI. Buches aber ist nicht anzunehmen, da sich einmal keinerlei Spuren davon finden, und dann, weil bereits das dritte Buch Beziehungen auf den Iwein Hartmanns von Aue enthält, welcher vor dem Jahre 1200 nicht erschienen ist.

Da der Dichter nun in diesem Jahre 1202 bereits so weit in seiner Dichtung vorgeschritten war und diese schon einen durchaus gereiften Geist verrät, da er ferner schon ein eigenes Haus als Lehen hat, wo er „Herr" heißt und schon mannichfache Lebensschicksale erfahren hat, von denen sogleich zu reden ist, so können wir wohl annehmen, daß er über die Jünglingsjahre bereits hinaus war, daß mithin sein Geburtsjahr spätestens zwischen 1170 und 1175 fällt.

---

[1]) Karl Domanig, Wolfram von Eschenbach und seine Gattin. Historische Jahrbücher der Gönesgesellschaft III, 1. J. Stosch, Wolframs Selbstverteidigung. Zeitschrift für deutsches Altertum 27, 313 ff.

Er hatte keine andere, als die gewöhnliche ritterliche Erziehung der Zeit genossen, von der Excurs II, 2 handelt, und wie tief ihn die Herrlichkeit des Rittertums bewegte und welchen Wert er auf seine Eigenschaft als Ritter legte, davon zeugt fast jede Seite seiner Werke; selbst seine Sangeskunst stand ihm durchaus in zweiter Linie, und an einer Stelle sagt er geradezu:

„Schildesamt ist mein Beruf.
Ist Mut und Kraft an mir verloren: —
Die dünkt mich kranker Sinne,
Die mich um meinen Sang nur minnt."

Neben dieser ihn ganz erfüllenden ritterlichen Ausbildung hat er keinerlei gelehrte oder litterarische Bildung empfangen; er selbst sagt an mehreren Stellen, daß er weder lesen noch schreiben konnte (Parz. Lachm. 115, 27; Willeh. 2, 20); da gegen hatte er im höfischen Umgange das Französische, mit dem man damals wie heute zu prunken liebte, soweit gelernt, daß er die französischen Originale, aus denen er seine Werke schöpfte, leidlich verstand. Mißverständnisse sind ihm freilich dabei untergelaufen (vgl. III, 35 unseres Textes). Die Mode, französische Floskeln hier und da einzumischen, machte er daher auch mit (vgl. III, 672). Um so bewundernswerter aber sind seine geistigen Anlagen, welche es ihm trotz des Mangels der notwendigsten Kenntnisse ermöglichten, zwei so große und bedeutende Werke, wie den Parzival und Willehalm, zu schaffen. Wir können uns dies nur so vorstellen, daß er durch wiederholtes Vorlesen das oder die Originale zunächst ganz in sich aufnahm — denn anders sind die zahlreichen Hinweise auf später zu erzählende oder gar nicht erzählte Dinge nicht zu erklären —, und dann abschnittweise, unter nochmaligem Vorlesen dichtete, denn nur so wird es erklärlich, daß er sich so eng an die Vorlage anschloß, wie er es nachweislich gethan hat. Sein Gedächtnis muß ganz außerordentlich gewesen sein, denn es läßt sich nachweisen, daß er den weitverzweigten Stoff mit den fast unzähligen fremden Namen bis ins einzelnste beherrscht und stets gegenwärtig gehabt hat, ja daß er ihn auch nicht unkritisch behandelt hat. Außerdem bezeugen die außerordentlich zahlreichen Einflechtungen von Beziehungen naturwissenschaftlichen, mythologischen, litterarischen, sagengeschichtlichen und theologischen Inhalts, selbst wenn ein großer Teil davon auf Rechnung seiner Quelle zu setzen ist, daß er in ungewöhnlichem Maße in dem Wissen seiner Zeit bewandert war,

ohne daß er die Möglichkeit gehabt hätte, auch nur ein Buch selbst zu lesen.

Sein reicher Geist und sein vielseitiges Interesse mögen ihn denn auch für seine kümmerliche Lage entschädigt haben, so daß er sich auch bei äußeren Sorgen die Frische und Heiterkeit seines Gemüts bewahrte und mit seinem köstlichen Humor über seine Armut zu scherzen verstand.

Als junger Ritter folgte er dem Zuge der Zeit. „Wer Ritterschaft will üben, der muß der Lande viel durchstreichen" sagt er einmal, und als so ein fahrender Ritter scheint er allerdings den größten Teil Deutschlands durchzogen zu haben. Er kannte, wie zahlreiche Anspielungen verraten, den Spessart, Schwarzwald und Odenwald, sogar am Bodensee scheint er gewesen zu sein.

In dieser Zeit diente er auch einer Frau um Minne. Mehrere seiner „Tagelieder" (s. u. Nr. II) sind ganz im Geiste des Minnedienstes gedichtet. Aber er machte schlimme Erfahrungen und erhob sich bald über das oft gehaltlose Spiel zu ernster, sittlicher Lebensauffassung. Seine Geliebte ward ihm untreu, und wie tief ihn diese Enttäuschung berührte, das bezeugt eine leidenschaftliche Äußerung seines Zornes und Hasses gegen die Ungetreue, welche er zwischen das II. und III. Buch des Parzival einschaltete. Da heißt es:

„Wer nun von Weibern besser spricht,
Fürwahr, dem zürn' ich nicht:
Ich hörte gern, was sie erfreut.
Nur einer bin ich unbereit
Hinfort zu treuen Diensten.
Mein Zorn entbrennet immer neu,
Seit Wanken ich an ihr gesehn.
Ich bin Wolfram von Eschenbach
Und kann ein Teil mit Sange
Und halte fest wie eine Zange
Wider ein Weib den grimmen Zorn:
Die hat an mir an Leib und Seel
Solche Missethat gethan:
Ich kann des Hasses nicht entraten,
Drum trag' ich nun der andern Haß.

Auf diese Ungetreue geht wahrscheinlich auch der Schluß eines seiner Lieder, in welchem er sagt, er ziehe sich ungern den Haß der Frauen zu und wolle deshalb auch über die schweigen, die den „schuldehaften lîp" gegen ihn trüge, und von nun an der Zucht nicht mehr vergessen. Dies sowohl wie eine weitere Andeutung in der Fortsetzung jener Stelle

lassen schließen, daß er noch andere Scheltlieder gegen sie gedichtet hatte, die uns leider nicht überliefert sind. Sein Unmut klingt auch noch im III. Buche des Parzival fort (vgl. III, 1—10 und III, 379). Dann schweigt er. In dieser Zeit, wo er das III. Buch vollendete, muß er einen Ersatz gefunden haben, der ihm wirklich das Glück brachte, welches er von allen Erdengütern am höchsten schätzte, den Besitz eines geliebten Weibes in rechter Ehe. Im IV. Buche hat er sein hûs (IV, 104 ff.), welches V, 188 als Wildenberg bezeichnet wird. Da muß er also bereits verheiratet gewesen sein, denn ohne Frau würde er schwerlich die Bewirtschaftung eines solchen Hofes übernommen haben. Er wird diesen Hof gerade bei seiner Verheiratung vom Grafen Wertheim zu Lehen bekommen haben, wenn er nicht etwa, was ja auch möglich ist, das Erbe seiner Frau war. Nun gehört auch gerade das vierte Buch zu dem Duftigsten und Zartesten, was je über eine junge Ehe geschrieben ist. Die Figur Kondwiramurs ist mit einer solchen Innigkeit und Herzlichkeit gezeichnet, daß wirklich nicht viel Phantasie dazu gehört, in ihr den Ausdruck der persönlichen Empfindungen des Dichters zu sehen. Er spricht im IV. Buche sogar geradezu von „seinem Weibe“ und zwar in einem Ausdrucke liebevoller Besorgnis: er möchte sie ungern in das Gedränge des Artushofes bringen (Lachm. 216, 28 ff.). In diese Zeit wird wohl auch ein Lied Wolframs zu setzen sein, in welchem er dem modischen höfischen Minnedienste förmlich widersagt, indem er das eheliche, häusliche Glück der heimlichen Minne (vgl. Excurs II, 8, b.) gegenüber preist.

Die junge Ehe Parzivals und Kondwiramurs erhielt ihren poetischen Zauber aus des Dichters eigenem jungen Glücke, und auch ihre weitere Geschichte scheint er mit persönlicher Teilnahme gestaltet zu haben. Er hat seine junge Gattin bald darauf für eine Zeit verlassen, denn wir finden ihn im VI. Buche beim Landgrafen Hermann von Thüringen, also auf der Wartburg. Da machte ihm die Sehnsucht nach der Geliebten bittere Not und Qual, und als er daher Parzivals Minnebann (VI, 36 ff.) schilderte, knüpfte er daran die ausführlichen Betrachtungen über die Macht der Minne, und gab dabei (VI, 160 ff., 240 ff.) seinen Empfindungen Ausdruck. Die Parallele zwischen Parzivals Sehnsucht nach seinem fernen Weibe und seiner eigenen liegt nahe genug. Doch soll hier nicht verschwiegen werden, daß die Ausdrucksweise Wolframs in diesen Stellen so allgemein ist, daß sie ebensogut auf ungelohnten Minnedienst paßt;

jedesfalls könnte man ohne Rücksicht auf das IV. Buch aus diesen Stellen auf seine Verheiratung nicht schließen.[1])

Am Schlusse des VI. Buches erfahren wir, daß er seinen Parzival einer Frau zu Liebe dichtete, und die letzten Verse des ganzen Werkes (XVI, 387, 388) sprechen es nochmals aus. Diese Frau kann nach unserer Ansicht nur seine Gattin gewesen sein. Der Eingang und die ersten Bücher erwähnen von dieser zarten Beziehung noch nichts, der Gedanke mag also ebenfalls in jener glücklichen Zeit entstanden sein, wo er das IV. Buch dichtete. So hat sein eigenes Leben die engste Beziehung zu seinem Werke gehabt, und das ist ja auch die Eigentümlichkeit des wahren und echten Dichters. Auf die Ungetreue scheinen sich noch drei Stellen zu beziehen, V, 781—783, VI, 463—464 und 729, ein Beweis, daß er diese Enttäuschung auch im Glücke noch nicht ganz vergaß.

Eine Reihe von Stellen können als weitere Zeugnisse von dem ehelichen Glücke Wolframs gelten, z. B. IX, 74—81. Simrock sah ferner in der reizenden Figur der Obilot im VII. Buche ein Bild einer Tochter des Dichters; er muß mehrere Töchter gehabt haben, denn noch Willehalm 33, 24 spricht er von „sîner tohter tocke" (Puppe). In einer Stelle der Titurellieder benutzt er das Gehenlernen der Kinder zu einem Vergleiche und noch an mehreren andern spricht er von Puppen; das alles hat man auf eigne häusliche Erfahrungen bezogen. Und wie im IV. Buche des Parzival, so tritt auch im Titurel noch einmal Besorgnis für sein Weib hervor. Dort hatte er erzählt, daß Schoysiane bei Sigunes Geburt gestorben war (vgl. Parz. IX, 986; XVI, 320, 458), und das veranlaßt ihn zu dem Ausrufe:

„Daß mir Gott erlasse in meinem Hause solches Ingesinde,
Das ich so teuer müßt' entgelten!
So lang' ich Sinne habe, so hegt mein Herz solche Wünsche
selten!"

Wir werden also auch annehmen müssen, daß Wolfram immer nur zeitweise auf der Wartburg gewesen ist und oft in sein Haus zurückkehrte.

Was aber trieb ihn überhaupt auf die Wartburg? Nichts anderes als der Ruf des musenfreundlichen Land-

[1]) Auszuschließen ist unserer Ansicht nach die Annahme, daß Wolfram als Verheirateter in Eisenach neue Minnedienste gethan habe, und daß sich diese Stellen auf einen solchen beziehen, denn das ist mit Wolframs Anschauung von der Ehe nicht zu vereinigen, — er müßte denn durch den ganzen Parzival hindurch geheuchelt haben.

grafen Hermann, der bereits seit 20 Jahren der mächtig aufblühenden höfischen Poesie ein eifriger Förderer war. Heinrich von Veldeke erhielt von ihm die ihm entwendete „Eneit" zurück und vollendete sie im Jahre 1184 unter seinem Schutze auf der Burg Neuenburg an der Unstrut; Albrecht von Halberstadt übersetzte auf seine Anregung im Jahre 1210 Ovids Metamorphosen, und Herbort von Fritzlar, ein Hesse, erhielt von ihm das französische Original zu seinem „Lied von Troja". Ein Thüringer von Geburt war der um diese Zeit blühende Lyriker Heinrich von Morungen, und in Eisenach fand endlich seine Freistatt auch der größte Lyriker seiner Zeit, Walther von der Vogelweide. In der That eine stolze Vereinigung dichterischer Genien vom Niederrhein bis in die südlichsten Regionen deutscher Zunge auf dieser Krone aller deutschen Burgen, der Wartburg, und ein merkwürdiges Zusammentreffen zugleich, daß 600 Jahre später nicht weit davon, in Weimar, sich dasselbe Schauspiel nur noch herrlicher wiederholte!

Die politische Geschichte weiß vom Landgrafen Hermann freilich weniger Rühmliches zu erzählen: er ließ sich in den Kämpfen zwischen dem Hohenstaufen Philipp und dem Welfen Otto, der von 1208 an Kaiser war, von seinem Vorteile leiten, huldigte 1199 Philipp, fiel 1203 wieder von ihm ab, wodurch die oben erwähnte Verheerung des Erfurter Gebiets veranlaßt ward, und versöhnte sich mit ihm wieder im folgenden Jahre. Auch von Otto fiel er 1211 ab und versöhnte sich mit ihm erst wieder kurz vor seinem 1217 erfolgten Tode. Für die deutsche Litteratur aber ist er das gewesen, was Karl August von Weimar ihr 600 Jahre später gewesen ist.

Die bedeutsamste Zeit für das litterarische Leben auf der Wartburg war offenbar die Zeit des Zusammenseins Walthers und Wolframs. Walther ist wahrscheinlich in den Jahren 1200—1203 zum ersten Male auf der Wartburg gewesen, kann mithin noch 1203 mit Wolfram zusammengetroffen sein. Es ist daher auch gewiß nicht zufällig, daß Wolfram Walthers im VI. Buche zum ersten Male gedenkt da, wo er auch zum ersten Male vom Landgrafen Hermann und dem Leben und Treiben auf der Wartburg spricht. Die Stelle steht da, wo Keie von Parzival gefällt worden ist. Wolfram widmet diesem seinem Falle, indem er die Schadenfreude der andern berichtet, teilnehmende Worte und meint, Keie habe mit seinem strengen Regimente gar nicht so unrecht gehabt, jedesfalls würde er beim Landgrafen von Thüringen sehr am Platze gewesen sein:

„Von Thüringen Fürst Herrmann, [L. 297, 16 ff.]
Von deinem Ingesind' ein Teil
Hieß' besser Ausgesinde!
Dir wäre auch ein Keie not,
Da wahre Spendelust dir schuf
Solchen buntgemischten Anhang,
Hier verächtlich Drängen,
Dort der Edeln Huldigung.
Da muß Herr Walther singen:
„Bös' und Gute, guten Tag!"
Wo man also singen muß,
Da sind geehrt die Falschen."

Von nah und fern also suchte man den Hof zu Eisenach auf, Werte und Unwerte, Schmarotzer und edle Geister — alle aber fanden unbegrenzte Gastfreiheit; es war ein Leben in Saus und Braus, was nach dieser Stelle zu schließen den beiden Dichtern nicht immer gefallen haben mag; das von Wolfram hier erwähnte Lied Walthers besitzen wir nicht mehr, aber in einem andern spricht er sich ganz ähnlich darüber aus. Es lautet nach Simrocks Übersetzung:

„Wer in den Ohren siech ist oder krank im Haupt,
Der meide ja Thüringens Hof, wenn er mir glaubt!
Käm er dahin, er würde ganz bethöret;
Ich drang so lange zu, daß ich nicht mehr vermag,
Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Nacht als Tag;
Ein Wunder ist's, daß da noch jemand höret.
Der Landgraf hat so milden Mut,
Daß er mit stolzen Helden, was er hat, verthut,
Davon ein jeder wohl als Kämpe stände.
Mir ist sein hohes Thun wohl kund:
Und gält ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Doch niemand leer der Ritter Becher fände."

Dieses erste Zusammensein mit Walther hat nicht lange gedauert, denn noch im Jahre 1203 kehrte Walther nach Wien zurück, vielleicht in Folge des Bruches Hermanns mit Philipp. Höchstwahrscheinlich aber ist er später noch einmal an Hermanns Hof zurückgekehrt.

Von Wolfram wissen wir, daß er noch den Stoff zu seinem zweiten großen Epos, dem Willehalm, vom Landgrafen empfing, und da er in diesem Gedichte in dessen letztem (IX.) Buche auf den Tod des Landgrafen Bezug nimmt, so können wir gewiß annehmen, daß Wolfram, so lange Hermann lebte, wiederholt auf der Wartburg an seinem Hofe

gewesen ist, und daß er vielleicht erst unter den völlig veränderten Verhältnissen unter Hermanns Nachfolger, Ludwig, dem Gemahl der heiligen Elisabeth, dem einstigen Musenhofe den Rücken gekehrt hat. Der Landgraf Hermann starb 1217, und die Stelle des Willehalm, wo Wolfram seinen Tod erwähnt, klingt nicht, als sei sie noch in Eisenach geschrieben. Von da an also wird Wolfram wieder dauernd zu Hause gewesen sein, doch fehlt uns jeder Anhalt zu näherer Bestimmung. Sicher ist nur noch, daß er, wie oben gezeigt, sein Grab in der Frauenkirche in Eschenbach gefunden hat und daher auch wohl dort gestorben ist.

Wie uns Wolframs Dichtungen über den äußeren Verlauf seines Lebens unterrichteten, so gewähren sie uns auch einen Einblick in seinen Charakter.

Sie zeigen ihn uns vor allem als eine tief religiöse Natur; die Belege hierfür sind auch in unserm gekürzten Texte des Parzival so zahlreich, daß eine Anführung derselben unnötig ist. Er hat den Kern des Christentums tief in sich aufgenommen: die Heilsthatsache der Erlösung durch Jesus Christus ist ihm A und O. In diesem Besitze sicher steht er der Kirchenlehre ziemlich frei gegenüber: weder Marienkultus noch Papsttum drängt sich uns bei ihm auf, dafür aber um so nachdrücklicher die demutvolle Hingabe an Gott und die Selbstüberwindung als höchste sittliche Aufgabe des Menschen. Auf diesem sicheren Grunde fühlte er sich auch frei genug, eine bemerkenswerte Toleranz gegen Heiden zu üben z. B. in den Figuren Belakanes und Feirefiß', außerdem im ganzen Willehalm. Auf diesem Fundamente endlich ruhten seine sittlichen Anschauungen, die er, wo sich Gelegenheit bietet, gern ausspricht: aus ihm ging jener reine Minnebegriff hervor, der frei blieb von überspannter Sentimentalität und in reiner glücklicher Ehe das Ziel des Minnedienstes sah (vgl. Excurs I, 3 und II, 8), aus ihm die hohe Begeisterung für edle Weiblichkeit, die viel mehr wert ist als Schönheit (Eingang, 55 ff.). Wolfram war eine durchaus reale Natur, wie Luther, und wie Luther, wo es höhere Pflicht nicht hinderte, des Lebens Freuden genoß und oft übersprudelte von derbem Witz und Humor, wie auch er im Streite noch ein Stück reckenhaften Rittertums darstellte, so lebte auch Wolfram bei aller Tiefe des Gemüts in der Welt und nicht über der Welt, eine in seiner Sphäre scharf ausgeprägte Individualität, erfüllt von der Hoheit und Herrlichkeit des Rittertums, übersprudelnd von packendem Witz und Humor, kaum Herr der Fülle

seiner Gedanken, welche seinem empfänglichen Geist und Gemüt entgegenströmten aus allem, was ihn umgab, jeder Zoll an ihm ein Dichter echter, urwüchsiger, volkstümlicher Art, dem mit der gelehrten Bildung auch „des Gedankens Bläße“ fern blieb — und bei dem allen ein echter, überzeugter, innerlicher Christ!

II.

Wolframs Werke und seine dichterische Persönlichkeit.

Wolfram hat uns außer dem „Parzival" noch ein großes Epos hinterlassen, den „Willehalm," die Geschichte des Heiligen Wilhelm von Orange, welche mehrere französische und deutsche Bearbeitungen erfahren hat. Wolfram hat aus der sehr weitläufigen Geschichte den Kernpunkt herausgegriffen, die Kämpfe Wilhelms, welcher die Tochter des Heiden- (Sarazenen-) Königs Terramer entführt hat, mit diesem ihrem Vater. In diesen Kämpfen aber hat er neben Willehalm wieder eine Figur mit besonderer Liebe gestaltet, den Rennewart, einen Knappen von ungeheurer Körperstärke, reinem, kindlichen Gemüte, aber ungewandten Formen — in manchen Punkten ein Seitenstück zum jungen Parzival; hier hatte sein Humor und Witz wie sein Gemüt die willkommensten Anknüpfungspunkte. Im übrigen ist es charakteristisch für ihn, daß er den in den französischen Überlieferungen herrschenden Gesichtspunkt des Kampfes gegen die Ungläubigen, welche Wilhelm den Beinamen des „Heiligen" einbrachte, ganz verschwinden läßt; für ihn haben die Kämpfe und Heldenthaten an und für sich ihr vollwiegendes Interesse. Heiden (Sarazenen) und Christen stehen ihm unter dem Gesichtspunkte des Rittertums völlig gleich, er zeichnet auf beiden Seiten die Helden mit gleicher Vorliebe, und in seiner Figur des „Willehalm" verrät nichts den „Heiligen." Trotzdem hat ihn wie beim Parzival der religiöse Hintergrund des Ganzen angezogen, welcher beide Stoffe aus dem gewöhnlichen Rahmen der Ritterromane heraushebt.

Der „Willehalm" ist nach dem Parzival verfaßt worden, da Wolfram darin auf den fertigen Parzival Bezug nimmt. Das französische Original, welches er benutzte, hat er nach seiner eignen Angabe noch vom Landgrafen Her-

mann empfangen. Im IX. Buche gedenkt er aber seiner schon als eines Toten. Mithin ist dieses letzte Buch des Werkes erst nach 1217 gedichtet worden. Einen befriedigenden Abschluß hat der Willehalm nicht; man hat ihn als ein unvollendetes Werk anzusehen, vielleicht unvollendet geblieben durch Wolframs Tod. Der „Parzival" ist Wolframs Erstlingswerk, der „Willehalm" sein letztes. Daneben her gehen einige kleinere Werke, der sogenannte „Titurel" und eine Anzahl von „Liedern", von denen acht erhalten sind.

Der Stoff des „Titurel" ist dem Sagenkreise des „Parzival" entnommen; es ist die im Parzival wiederholt berührte Geschichte Sigunes und Schionatulanders. Der Dichter wollte sie zum Gegenstande eines besondern Werkes machen, welches der lyrischen Natur des Stoffes gemäß auch in der Form lyrischen Charakter tragen mußte. Er wählte daher die romanzenartige Behandlung in einer eigenen, der Kudrunstrophe nachgebildeten Strophenart. Von diesen Liedern sind uns jedoch nur zwei erhalten, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Wolfram mehr gedichtet hat. Auch dieses Werk blieb also ein Torso. Den Namen „Titurel" führt es lediglich deshalb, weil die einleitenden Strophen von Titurel, dem Ahnherrn des Gralsgeschlechtes, beginnen.

Eigenartig wie in den bisher erwähnten Werken ist Wolfram schließlich auch in seinen „Liedern". Mit Ausnahme von zweien, oder, wenn das bei Lachmann an letzter Stelle stehende als echt angesehen wird, von dreien sind sie alle „Tagelieder," eine Art von Gedichten, welche Wolfram in Anlehnung an ähnliche Lieder der provenzalischen Troubadours in die deutsche Litteratur einführte. Sie besingen in epischer Einkleidung mit aller Wolfram eigentümlichen Gestaltungskraft und dramatischer Lebendigkeit den Abschied der heimlich Liebenden, wenn der Wächterruf von der Zinne sie ans Scheiden mahnt.. Wolframs souveräner Geist konnte an dem konventionellen, sentimentalen Minnesang keine Freude finden; so schuf er sich ein eigenes Gebiet, das eine Zeit lang viele Nachahmer fand. Aber er hat sich auf diesem Boden überhaupt nicht wohl gefühlt und hat wohl seine Tagelieder mit dem schönen und innig empfundenen Liede beschlossen, in welchem er die offene, glückliche Ehe vor der Sorge der heimlich Liebenden preist. In einem dieser Lieder spielt er auch auf die oben erwähnte Ungetreue an, und aus dem betreffenden Abschnitte des „Parzival" wissen wir, daß er gegen diese in noch mehreren Liedern seinen Unmut ausließ.

Aus dem bisher Erörterten sind uns nicht wenige Züge

entgegengetreten, welche auch für unser Urteil über Wolframs dichterische Persönlichkeit von Bedeutung sind. Wir haben ihn bereits kennen gelernt als einen durchaus selbständigen, originalen Geist, welcher den Tiefen des Christentums und naiver Weltfreude gleich zugänglich war und deshalb in Darstellung und Ausdruck erhebenden Ernst mit derbem Witz, frischem Humor und kindlichem Gemüt verbinden konnte. Wer seiner dichterischen Eigenart weiter nachgeht, der wird vor allem finden, daß er zu den Dichtern gehört, welche alles, was sie bewegt, plastisch sehen, plastisch empfinden und daher auch plastisch darstellen. Wenn Schiller zwischen „sentimentalischer" und „naiver" Dichtkunst scheidet und seine eigne Art zu der ersteren und die Goethes zur zweiten rechnet, so sind in Wolfram beide Arten in merkwürdiger Weise vereinigt: „Sentimentalischer" Dichter ist er in seinem deutlich hervortretenden Idealismus, „naiver" aber in seiner rein sinnlichen Darstellungsweise. Die eigentliche Gedankendichtung ist ihm völlig fremd, er ist, trotzdem sich die Reflexion überall geltend macht, recht eigentlich ein anschauender Dichter. Bei ihm gewinnt auch der abstrakteste Begriff Fleisch und Blut, wird ein lebendes Wesen, welches handelnd oder leidend auftritt, oder wo dies nicht ausgeprägt ist, da hat er Metaphern und Gleichnisse zur Hand, welche oft in überraschendster Weise den Gedanken veranschaulichen. Sogar die Namen seiner Personen sind ihm oft nicht genug; er will an der und der Stelle gerade eine bestimmte Vorstellung von der Person erwecken und umschreibt sie daher durch die betreffende Eigenschaft. Anschaulich machen will Wolfram um jeden Preis, selbst auf Kosten des Geschmacks, wo es nicht anders geht; es ist seine Natur, er kann nicht anders. Die Bilder aber liefert ihm die ganze lebende und tote Natur, deren Fülle seinem receptiven Geiste nie versagt, vor allen Dingen aber das Rittertum in allen seinen Beziehungen. Da sitzen Freude und Leid zu Pferde und rennen einander an, oder getrübte Freude ist ein verhauener Schild oder eine zersprungene Klinge; des Jammers Lanze bezwingt das Herz; die Treue empfängt Scharten u. s. w. Anschauende Dichter sind geborene Epiker, aber doch mit großen Unterschieden. Welcher Unterschied zwischen Homer, Wolfram und Goethe! Es ist interessant genug, solche Vergleiche anzustellen. Die feineren Unterschiede bei Seite gesetzt, werden sich vor allem zwei große Verschiedenheiten herausstellen. Zunächst dieser, daß Wolfram persönlich in seinem Stoffe lebt, mit seinen Gestalten handelt und leidet und diese seine persönliche Teilnahme, Hoffen und Bangen, Lob

und Tadel, bei jeder Gelegenheit nachdrücklich zur Geltung bringt. Davon ist bei Homer keine Spur, ebensowenig bei Goethe, der das klassische Epos reproduzierte. Ist es nun auch richtig, daß das Wesen des Epos am vollkommensten bei Homer und Goethe zum Ausdruck gekommen ist, so müssen wir doch in Wolframs Art die nationale Form des Epos, wir möchten sagen, die Art des christlich-germanischen Epos erkennen. Ganz ähnlich nämlich, nur nicht in dem Grade, verhalten sich auch die Dichter des Volksepos und überhaupt alle mittelhochdeutschen Dichter zu ihrem Stoffe, und das entspricht der im Wesen des Christentums wie des Deutschtums liegenden Geltendmachung der Individualität. Hier treffen Schillers Kategorien des „Naiven" und „Sentimentalischen" nicht mehr zu.

Der zweite Punkt, welcher Wolfram vom klassischen Epos trennt, ist die Klarheit in den Details der Darstellung. Sie fehlt bei Wolfram oft genug. Die Übersetzung kann hier natürlich das Original nicht kopieren, sondern muß das, was der Dichter hat sagen *wollen*, wirklich sagen. Dennoch muß der Punkt hier erwähnt werden. Wir finden bei Wolfram kaum ein ausgeführtes Gleichnis, er bewegt sich fast nur in Metaphern, Metonymien und Anspielungen, und diese sind oft mit so starken Breviloquenzen ausgedrückt, daß man ernstlich nachdenken muß, ehe man die Vorstellung des Dichters klar erkannt hat. Diese Schwäche — denn anders können wir es nicht nennen — hat natürlich nichts mit nationaler Besonderheit zu thun; sie ist rein persönlich und hängt mit des Dichters Mangel an litterarischer Bildung zusammen. Dieses Unberührtsein von allen die Phantasie einhegenden Schranken der Bildung hat freilich die dichterische Freiheit Wolframs in ungewöhnlicher Weise begünstigt: nur so konnte sich eine solche Virtuosität in der Conception von Anschauungen ausbilden; aber es brachte die Schwäche mit sich, daß der Dichter nicht sogleich die Mittel fand, seine Vorstellungen zu gliedern und in logischer Folge zu fixieren, er ergriff vielmehr sofort den ihm vorschwebenden *Kernpunkt*, und alles übrige legte sich nur lose um denselben herum, und so entstanden die logischen und stilistischen Störungen, über die man berechtigte Klagen führen kann. Der Einfluß des Mangels an litterarischer Bildung zeigt sich auch sonst noch in Anacoluthien, Überspringen von einem Gedanken zum andern, störenden Kürzungen im Ausdruck — alles Dinge, die man natürlich nur aus dem Original kennen lernen kann. Unter diesem Gesichtspunkte sind auch manche Weitläufigkeiten zu

betrachten, zu denen er mehrfach durch ganz geringfügige Umstände, einen zufälligen Ausdruck oder auch den Reim veranlaßt wird.

Zu den Schwächen des Dichters hat man auch die ganze Komposition des Parzival gezählt, obwohl von andrer Seite gerade sie als höchste Weisheit gepriesen ist. Von ihr ist zu reden, wenn wir nunmehr die für das Verständnis des „Parzival" nötigen Fragen erörtern.

III.

Der Parzival.

1. Die Idee des Gedichts.[1])

Ueber die Idee des Parzival ist soviel geschrieben und gestritten worden, wie vielleicht nur noch über Byrons Manfred und Goethes Faust. Die Verwandtschaft dieser Dichtungen liegt in ihrem psychologischen Gehalt, und wie manche Enthusiasten im Faust oft auch in den unbedeutendsten Umständen und in ganz menschlichen Äußerungen die tiefsten psychologischen und philosophischen Probleme finden, so hat man auch in den Parzival viel hineinphilosophiert, woran Wolfram selbst nie gedacht hat. Wir sehen hier von allen Controversen ab und halten uns nur an das, was wir unmittelbar aus dem Parzival selbst über den Grundgedanken des Gedichts erfahren.

Wir haben zunächst ganz unzweideutige Fingerzeige im Eingang und im Schluß des Werkes. Der Eingang spricht V. 1—14 den leitenden Grundgedanken aus: Der Zweifel (zwîvel im religiösen Sinne) ist der Feind des Seelenheils (V. 1 und 2). Verunziert ist die Seele des Mannes mit erschüttertem Glauben. Sittlichen Wert hat er nur noch, wenn ihn unverzagter Mannesmut erfüllt, d. h. echter, ritter-

[1]) San Marte, Leben und Dichten Wolframs II. K. Domanig, Parzivalstudien I. und II. J. Seeber, Die leitenden Ideen im Parzival, Historisches Jahrbuch (Hüffer) II. K. Reichel, Studien zu Parzival. K. Bartsch, Parzival, ein psychologisches Epos, Salon 1876. B. Spieß, Die christlichen Ideen der Parzivaldichtung. Wiesbadener Programm 1879. G. Böttticher, „Parsifal" und „Parzival", Preußische Jahrbücher L, 1 ff.

licher Geist. Der schmückt die von Zweifel verfinsterte Seele, wie die weiße Farbe die Elster, und wo er vorhanden ist, da ist auch Hoffnung, daß ein solcher Mann in den Kämpfen des Zweifels nicht untergehen, sondern endlich den rechten Weg finden werde. Der ritterlich gesinnte zweifelnde Mann kann daher noch freudig hoffen (der mac dennoch wesen geil V. 7), der Zweifel giebt ihm zwar die Anwartschaft auf die Hölle, aber der Mannesmut giebt ihm Anteil am Himmel (V. 9 und 10). Nur wer ganz haltlos durchs Leben schwankt (der unstæte geselle V. 10), ist ganz schwarz und unwiderruflich der Hölle verfallen, während der Mann von festem, treuen Sinn (der mit stæten gedanken V. 14) der weißen, himmlischen Farbe zugehört.

Diese Verse sind eine kurze und geistreiche Zusammenfassung der Geschichte Parzivals, gewissermaßen eine mit kräftigen Strichen entworfene, plastisch eindringliche Skizze ihres psychologischen Gehalts. Parzival ist ein solcher Mensch, der den Glauben an Gott verliert, aber den unverzagten Mannesmut behält; das Ewige wirft er von sich, denn er hat schlimme Erfahrungen mit dem angeblich „getreuen" Gott gemacht, aber das irdische Ideal, Ritterehre und edle Minne, ergreift er um so fester; sie sind ihm Leitsterne in seiner Irrfahrt. Und der ernste Sinn, den ritterlicher Mut mit sich bringt, läßt ihn sich auch nicht leichtfertig über seine Seelenruhe hinwegsetzen. So viel ritterliche Ehre er sich auch erwirbt, so hoch ihn auch das Andenken an Kondwiramur erhebt: er hat doch, wie das IX. Buch zeigt, den Frieden seiner Seele nicht gefunden. Die Stimme des Gewissens konnte eine Zeit lang übertäubt werden, dann aber brach sie um so mächtiger hervor, denn „Treue" war ihm von Herzeloyden vererbt (IX, 448 ff.), und dazu gehört auch die Treue gegen sich selbst, die das Gewissen nicht tötet, sondern den Kampf des Eigenwillens mit ihm redlich durchficht.

Trevrezents Gespräche mit Parzival enthalten ferner einige sehr charakteristische Äußerungen, aus denen Wolframs Auffassung von der Entwicklung Parzivals mit ziemlicher Sicherheit erkannt werden kann. Zunächst lobt Trevrezent an Parzival, daß er stäter Minne pflege und in Sorgen sei um sein ehelich Weib: das schütze ihn schon vor der Hölle (IX, 771 ff.). Und als Parzival, durch seine väterlichen Unterweisungen erweicht, sich endlich von der schweren Last, die ihn drückt, erleichtert hat und am Frieden seiner Seele verzagt, da ist Trevrezents erstes Wort der Hinweis auf den festen Mut, der vor Verzweiflung schützt und an Gott nicht verzagen will und deshalb auch von Gott nicht verlassen

wird (IX, 1198 ff.). Beim Abschied aber ist Parzival ruhig geworden; er hatte „süße Märe“ gefunden, denn

„Der Wirt schied ihn von Sündenschuld,
Und wußte ritterlich zu raten.“ (IX, 1224)

In seinen letzten Worten vergißt Trevrezent endlich auch nicht, Parzival zu ermahnen, den Weibern keinen Haß zu tragen und fest zu bleiben in unverzagtem Willen (IX, 1253). — Noch mehr: Der hohe ritterliche Mut hat sogar mehr erreicht, als Trevrezent für möglich hielt. Hatte er im IX. Buche es für ganz unmöglich erklärt, daß der Mensch durch Ringen und Kämpfen den Gral erlangen könnte (IX, 782), so muß er im XVI. gestehen:

„Größer Wunder nie geschah,
Da ihr's Gott abgerungen habt
Mit Zorn, daß die dreifalt'ge Macht
Euern Willen euch gewährte.
Niemals war es noch geschehn,
Daß einer mocht' den Gral erstreiten:
Gern hätt' ich euch davor bewahrt.
Doch anders ist es nun gekommen:
Eu'r Gewinn stieg auf zur Höhe,
Wendet euern Sinn zur Demut!“

und Kundrie sagt ihm XV, 420: „Du hast der Seele Ruh erstritten.“

Wolfram selbst endlich spricht sich am Schluß ganz persönlich so aus:

(XVI, 377) „Wes Leben so sich endet,
Daß Gott nicht durch des Leibes Schuld
Die Seele wird entwendet,
Und der doch die Huld der Welt
Mit Würde weiß sich zu erhalten:
Der hat vergebens nicht gelebt.“

Und was er darunter verstand, ist deutlich aus XV, 3—5 zu sehen, wo es heißt:

„Nun geb' ihm Festigkeit sein Herz,
Das Kampfesmut mit Demut einte
Und Heil und Segen neu erwarb.“

Erwägt man ferner, wie auch der Heide Feirefiß wegen seiner hohen „werdekeit“ dem Grale nahe steht, und daß ihm nur die Taufe fehlt, um ganz des Gralsreiches würdig zu sein, denkt man endlich daran, daß sogar von Parzival auf seiner zweiten Irrfahrt nur ritterliche Thaten erwähnt werden und seiner weiteren sittlichen Entwickelung nicht mehr

gedacht wird, so kann man sich der Thatsache nicht verschließen, daß das ganze Gedicht recht eigentlich das Hohelied des Rittertums ist, nur nicht des Rittertums im gewöhnlichen Sinne, sondern des ritterlichen Geistes als einer sittlichen Lebensmacht. Der ritterliche Geist tritt uns in einer mannichfaltigen Reihe von Typen im Gedicht entgegen: der gewaltthätige Meljakanz, der Nestor Gurnemanz, der ungestüme, polternde Segramors, der grämliche, scheelsüchtige Keie, die scharfer Zucht bedürftige Ritterschaft des Artushofes, vor allem der minnedienende Gawan, der reiche Heide Feireſiß, das geistliche Rittertum von Munsalväsche, — über allen aber Parzival, der Ritter, der ungemeßnen ritterlichen Preis nicht nur an andern erwarb, sondern — was mehr ist als alles — an sich selbst, indem er sich selbst überwand. Die Figur Parzivals ist zugleich die kritische Sonde des ganzen Rittertums. Er steht zuerst ganz im Banne der Äußerlichkeiten des Rittertums und läßt dabei edle Menschlichkeit, die Stimme des Herzens, verkümmern: er fragt nicht nach den Leiden des Anfortas, weil er fürchtet, den Anstand zu verletzen. Auf diesen Zustand, aus welchem auch die Verhärtung gegen Gott hervorgeht, beziehen sich Trevrezents Worte IX, 471:

Wer Gottes Gruß mit seinen Werken
Verwirkt, daß Gott sich schämen muß,
Was kann weltliche Zucht dem helfen?

Als Thema zieht sich ferner durch seine Belehrung deutlich die Warnung vor der hôchvart, dem Pochen auf die eigne Kraft und der Meinung, daß dem Ritter alles zu Füßen liegen müsse. Aber auch das einseitige geistliche Rittertum findet in Parzival seine Kritik. Charakteristisch genug ist der Gralskönig den Gesetzen des geistlichen Ritterordens nicht unterworfen; er darf um Minne dienen, aber inrehalp der kiuschen sinne, d. h. er darf sich durch Ritterschaft ein Weib erwerben, dem er dann in Liebe und Treue für sein ganzes Leben angehört. Anfortas leidet in Folge der Verletzung dieser sittlichen Pflicht; er war zwar ein Ritter, wie er sein soll, aber die ritterliche Kraft auch zur Besiegung seiner Leidenschaften anzuwenden hatte er noch nicht gelernt. Das lernte aber Parzival, und dadurch ward er des Grales würdig.

Die Geschichte des Grals und seiner Eigenschaften kommt für diese Grundgedanken nicht in Betracht. Für diese Idee ist der Gral nur ein Name, welcher den Begriff höchster irdischer Vollkommenheit in sich schließt, und der

daher auch als Bedingung seines Besitzes höchste sittliche Vollkommenheit erheischt. Diese höchste sittliche Vollkommenheit ist die christliche Kardinaltugend der Selbstverleugnung, welche nicht möglich ist ohne den Glauben an Gott und das Kreuz Christi, und so müssen wir schließlich in Parzival einen Typus erkennen, in welchem das sittliche Bewußtsein des deutschen Mittelalters nach allen Seiten hin zum Ausdruck gekommen ist: eine schöne Durchdringung des allgemein Menschlichen mit dem Christlichen, der Abschluß in dem Verschmelzungsprozeß der deutschen Eigenart mit dem Christenthum, oder kurz der christlich-germanische Held.

Nach dieser Erörterung brauche ich auf die speziell theologisch-dogmatische Auffassung der Figur Parzivals, wie sie besonders San Marte vertritt, nicht weiter einzugehen; nur zum Beweise, daß Wolfram von dieser Idee sehr fern gewesen ist, führe ich hier noch die Verse des Eingangs an V. 98 ff.:

„Eine Mär' erneu' ich euch,
Die sagt von großen Treuen,
Von Weibes rechter Weiblichkeit,
Von echtem, starken Mannessinn,
Der hartem Druck sich nie gebeugt.
Wo er — ein Stahl! — zum Streite kam,
Da nahm stets siegreich seine Hand
Gar manchen ruhmesreichen Preis.
Du Kühner, langsam nur gereift,
— So grüß' ich meinen Helden —
Der Frauen Augen süßer Trost,
Und doch der Herzen zehrend Leid,
Der Schlechten wahrer Hasser!

2. Die Komposition.

Mit der Frage nach der Idee des Gedichts hängt die Beurteilung seiner Komposition eng zusammen. Das Gedicht zerfällt in zwei fast ganz selbständige, auch im Umfang einander gleiche Teile, welche sich gegenseitig unterbrechen. Der Held des einen ist Parzival, der des andern Gawan. Beide haben fast gar nichts miteinander zu thun, denn die Beziehungen zwischen Gawan und Parzival sind nur äußerlich, jeder steht für sich und könnte in der Geschichte des

andern recht gut fehlen, ohne daß man eine Lücke verspürte. Diejenigen nun, welche in der Geschichte Parzivals eine symbolische Darstellung der christlichen Heilsordnung sehen und diese Idee Wolfram zuschreiben, finden die Einflechtung der die Geschichte Parzivals zweimal unterbrechenden Gawangeschichte höchst künstlerisch, einmal, indem sie in ihr das Reich der Welt in bewußtem Gegensatze zum Gottesreiche, Gawan als Weltkind dem heilsbedürftigen Parzival gegenüber dargestellt sehen, und dann, indem sie meinen, der Dichter füge diese Gawangeschichte mit genialem Kunstgriff beidemale da ein, wo sich Parzivals innere Umwandlung vollziehe, die er dadurch also als einen mit dichterischen Mitteln undarstellbaren Vorgang der Phantasie des Lesers überlasse, wie die griechischen Maler einst die heftigen Affekte. Der Kampf Parzivals mit Gawan (Buch XIV, Anfang) bedeutet dann symbolisch den Sieg Parzivals über die Welt und der mit Feirefiß die letzte Demütigung, indem das noch in der Zeit seines natürlichen Wesens dem Ither genommene Schwert zerbricht und er dadurch wehrlos wird: da nimmt Welt und Heidentum das letzte, was ihnen gehört, dahin.

Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, daß diese Idee, so tief sie auch gedacht ist, den eigenen Worten Wolframs gegenüber nicht Stand halten kann. Dazu kommt, daß das Verdienst dieser Komposition Wolfram gar nicht zukommen würde, denn vom III. bis zum XIII. Buche hat Chrestiens de Troyes, die eine von Wolframs Quellen, genau denselben Gang der Erzählung. Wolfram hatte aber außer Chrestiens noch eine — freilich noch nicht wieder aufgefundene — zweite Quelle, die er sogar mehr als einmal seine *Hauptquelle* nennt, den Provenzalen Kyot, und da er sich an mehreren Stellen, in welchen er von Chrestiens abweicht, ausdrücklich auf Kyot beruft, so ist anzunehmen, daß Abweichungen von Chrestiens — und diese finden sich in der Ausgestaltung des einzelnen häufig — ebenfalls keine selbständigen Erfindungen Wolframs sind, sondern daß sie auf dem verlornen Werke Kyots beruhen. Von dieser Frage ist im nächsten Abschnitt ausführlicher die Rede. Für jetzt ist nur die Thatsache wichtig, *daß der Parzival Wolframs Komposition nicht ist, sondern daß Wolfram im Gange der Erzählung lediglich seiner Quelle gefolgt ist.*

Ob diese Quelle vielleicht in ihrer Komposition jene Idee hat ausdrücken wollen, ist eine andere Frage (vgl. Nr. 4). Sicher aber hat sie dann Wolfram nicht verstanden, sonst hätte er sich in jenen Stellen, wo er von dem Grundgedanken

seines Werkes spricht, anders ausdrücken und die einzelnen symbolisch zu fassenden Thatsachen unter diesem Gesichtspunkte ganz anders herausarbeiten müssen.

Wie verhält sich nun die thatsächlich vorhandene Komposition zu der im vorigen Abschnitte entwickelten Idee?

Wir werden unter Nr. 4 sehen, daß es die mittelhochdeutschen Dichter überhaupt nicht zu ihren Aufgaben rechneten, einen Stoff zu erfinden und ihn selbständig nach eigener Idee zu disponieren, ihre Bedeutung lag nur in der mehr oder weniger geschmackvollen und originellen Wiedergabe des Vorhandenen. So hat auch Wolfram lediglich innerhalb der ihm vorliegenden Komposition das herausgearbeitet, was die Überlieferung in ihm an Gedanken und Empfindungen hervorrief. Was das für Anschauungen waren, ist oben gezeigt worden. — Das Ganze ward ihm zu einem Totalgemälde des ritterlichen Lebens, dessen idealster Typus Parzival war. Daneben stand ihm Gawan unter dem Gesichtspunkte eines zweiten ritterlichen Haupttypus, und so fügte sich die Gawangeschichte seiner Idee leidlich ein. In diesem Sinne spricht sich Wolfram selbst aus in den Worten, mit denen er die Gawangeschichte im VII. Buche eröffnet. Aus ihnen geht hervor, daß er die Episode allerdings als eine störende Unterbrechung des Zusammenhangs empfand, aber er fand sich und sein Publikum damit ab, indem er vor allem betonte, es sei Pflicht, der Quelle zu folgen, im übrigen aber sei die Unterbrechung hinreichend gerechtfertigt als eine Würdigung auch andrer Charaktere neben dem eigentlichen Helden.

Demnach können wir uns dahin zusammenfassen:

Wolfram machte die überlieferte Komposition unter der oben dargelegten Idee, daß sie die Entwickelung des sittlichen Ideals des Rittertums im Parzival unter Darstellung des ritterlichen Lebens auch in seinen andern Erscheinungsformen enthielt, mit vollem Bewußtsein zu seiner eigenen.

Aber Wolfram hat auch aus Treue gegen seine Quelle einige merkwürdige Züge der alten Überlieferung beibehalten, welche mit dieser Idee in keinem Zusammenhange stehen; das sind vor allem die Wunder Schastelmarveils, dann die merkwürdigen Beziehungen zwischen Schastelmarveil und Munsalväsche, die heilende Kraft der Frage u. a. Diese Punkte erscheinen bei Wolfram ziemlich zusammenhangslos und haben für die Komposition in seiner Auffassung gar keine Bedeutung. Geht man ihnen aber nach, so findet man Spuren, welche der Gawangeschichte eine Bedeutung geben, die Wolframs Darstellung kaum ahnen läßt. Davon wird im

vierten Abschnitte die Rede sein. Abgesehen davon hat bei Wolfram alles seinen guten Platz. Artus und die Tafelrunde und die ganze Gralssage fügt sich harmonisch in die Idee ein. Das Gralsreich ist, wie oben schon angedeutet war, für Wolframs Idee nur ein sittlicher Begriff, aber die ausführliche Darstellung der Sage und der Geschichte des Gralsgeschlechtes, welche ihm die Quelle lieferte, war eine willkommene Ausschmückung im höfischen Geschmacke. Manches davon erhielt aber auch eine höhere, sittliche Bedeutung, so außer dem Leiden des Anfortas Parzivals Begegnungen mit Sigune und dem toten Schionatulander. Schon Lachmann hat bemerkt, daß diese Begegnungen an den drei bedeutsamen Wendepunkten in Parzivals Geschick stattfinden: die erste bei seinem Auszuge von der Mutter — hier verheißt ihm Sigune Heil und Glück, da er so getriuwe sei — die zweite, als er die Gralsburg verlassen hat — da flucht sie ihm, weil er so ungetriuwe sei — die dritte, als er nach fünfjähriger Irrfahrt innerlich zerrüttet wieder in die Nähe Munsalväsches gekommen ist — da vergiebt sie ihm und wünscht ihm, daß er mit Gottes Hilfe den Gral finde. In ihr kündigen sich die Ereignisse gewissermaßen an, und ihre Worte sind um so bedeutungsvoller, als sie aus einem so reinen und unberührten, nur von Liebe und Treue erfüllten Herzen kommen.

Schließlich müssen wir noch einen Blick auf die Entwicklung der eigentlichen Geschichte Parzivals werfen, da auch hier noch einige Punkte, z. B. die Bedeutung der Frage, der Erörterung bedürfen. Parzival ist in gänzlicher Unerfahrenheit und in reiner kindlicher Naivetät aufgewachsen. Mit den Lehren seiner Mutter zieht er aus, und die sind seinem kindlichen Gemüte Evangelium. Sittliches Unterscheidungsvermögen ist ihm noch völlig fremd, er hat bei seinem Auszuge nur das eine Begehren, ein Ritter zu werden und eine dunkle Vorstellung von der Verpflichtung des Ritters, sich durch Tjoste Ruhm zu erwerben. In diesem Stadium rein naiven Empfindens und Begehrens, in welchem der natürliche Egoismus vorwiegt, macht ihm sein Gewissen keinen Vorwurf, als er Ithers Rüstung durch Tötung ihres Besitzers erworben hat. Darin liegt eine herbe Kritik der rohen Seite des Ritterhandwerks. Er kommt nun zu Gurnemanz und wird von ihm in höfischem Wesen unterrichtet. Obwohl nun dessen Lehren sich durchaus nicht auf die konventionellen Formen beschränken, sondern auch sittliche Lebensregeln enthalten, bleiben dem unentwickelten Geiste die letzteren zum größten Teile noch fremd, während die

ersteren ihn ganz und gar erfüllen. Wie vorher im ersten Stadium die Lehren der Mutter, so werden ihm jetzt die Lehren Gurnemanz' Evangelium. So erwirbt er sich Kondwiramurs Hand und mit ihr ein Reich. Er verdient sich die Sporen und ist ein im gewöhnlichen Sinne des Wortes vollkommener Ritter. Nur der innere Mensch ist noch unverändert; seine natürliche, noch kindliche Reinheit tritt schön hervor, aber von bewußter Sittlichkeit zeigt er noch keine Spur. So treibt es ihn denn auch wieder fort auf Abenteuer, denn diese gehören ja zum Rittertum. So kommt er zur Gralsburg, und hier beginnt der Wendepunkt in seinem inneren Leben. Er ist vor allem bedacht, sich „höfisch" zu zeigen, und getreu der Vorschrift Gurnemanz' vermeidet er alles Fragen, und obwohl er die Leiden des Wirtes sieht und sein natürliches Gefühl ihn zur teilnehmenden Frage drängt, unterdrückt er doch diese Regung des Mitleids *um der Etiquette willen*. Der Begriff der kurtoisie und der zuht beherrscht ihn in rein äußerlicher Weise und drängt das erwachende sittliche Bewußtsein zurück. Bleibt einem Menschen die tiefere, sittliche Auffassung der Verkehrsformen fremd, so ist eine verkehrte, pedantische Anwendung derselben die natürliche Folge, er wird nicht Herr derselben, sondern ihr Knecht, und darin muß die Menschenliebe und Herzensgüte erstarren. In diesem scheinbar so geringfügigen Umstande der unterlassenen Frage tritt uns also die innere Unfertigkeit Parzivals entgegen, und auch in ihm müssen wir eine Kritik der oft auf die Spitze getriebenen ritterlichen kurtoisie ohne Herzensbildung sehen. *Religiöse* Bedeutung aber hat dieser Vorgang noch nicht; die Vorwürfe, welche Parzival nachher aus dem Munde Sigunes und Kundries treffen, beziehen sich lediglich auf sein ungetriuwes Verhalten, insofern er kein Mitleid mit Anfortas' Leiden gezeigt hat.

Nun aber verbindet sich mit diesem rein sittlichen Konflikte auch der religiöse. Derselbe wird sehr wirkungsvoll eingeleitet durch die Äußerung des noch so kindlich-gedankenlosen Gottvertrauens Parzivals kurz vor der Scene mit den drei Blutstropfen (VI, 87 ff.). Da liegt ihm die ganze Welt noch so harmonisch vor Augen, und Kondwiramur ist ihr Mittelpunkt: wenige Stunden darauf (VI, 682 ff.) zieht er gottverlassen davon. Er wird wegen der unterlassenen Frage verflucht und des edeln Ritterordens für unwert erklärt. Das empört sein Innerstes, da er sich bewußt ist, nur das Gute erstrebt und allen guten Rat derer, die ihm die Leuchten seines bisherigen Lebens waren, befolgt zu

haben. Da ihm das Verständnis der sittlichen Welt noch fehlt, so klammert er sich an die vermeintliche Ungerechtigkeit der göttlichen Weltregierung, und es bedarf nur des Hinweises Gawans auf Gottes Hilfe, um ihn all seine Erbitterung in dem Hasse gegen eben diesen Gott, der sich an ihm so treulos erwiesen hat, konzentrieren zu lassen. Parzival thut jetzt dieselbe Frage, die er einst in kindlicher Einfalt that: „Weh, was ist Gott?" aber unter welch andern Umständen — ein ergreifender Gegensatz! Mit dieser Erschütterung des kindlichen Glaubens beginnt die religiöse und damit auch die sittliche Entwickelung Parzivals. Dieselbe vollzieht sich aber weder bloß allgemein menschlich noch dogmatisch-kirchlich, sondern in eigentümlicher Verbindung des allgemein Menschlichen und des Christlichen mit dem Ritterlichen als dem Hauptfaktor. Er wirft den kindlichen Glauben an einen gerechten und gütigen Gott über Bord, aber er wird nicht haltlos, sondern der „unverzagte Mannesmut" tritt jetzt als ein sittlicher Faktor ein. Derselbe äußert sich zunächst negativ in der Lossagung von Gott und in dem trotzigen Vorsatze, sich den Gral um jeden Preis zu erzwingen, aber er erhebt sich auch zugleich in die Sphäre des Sittlichen, indem er sich den rein weltlichen ritterlichen Idealen weiht. Ritterehre und sein Weib, das sind die Sterne, die ihn von nun an leiten, und das ist schon ein über die gewöhnlichen ritterlichen Anschauungen sich erhebendes, sittlich bestimmtes Ideal, das ist der höchste sittliche und allgemein menschliche Gehalt des der religiösen Vertiefung noch entbehrenden Rittertums.

Aber dabei findet Parzival den Frieden seiner Seele nicht; der Haß gegen Gott läßt ihn zu keiner Ruhe kommen; er muß sich mit der mahnenden Stimme des Gewissens abfinden, und in dieser Seelenstimmung findet ihn nach fünf Jahren erst Sigune, dann der pilgernde Ritter, der ihn zu Trevrezent weist. Hier geht nun die Wandlung vor sich.

Trotzdem nun gerade das IX. Buch, insofern Parzivals Peripetie seinen Hauptinhalt bilden soll, hinsichtlich der Komposition viel zu wünschen übrig läßt, — und dies kommt daher, weil in diesem Buche auch die Aufklärung über den Gral aus Trevrezents Munde gegeben wird — so ist doch die Anbahnung und der schließliche Durchbruch der Umwandlung deutlich herausgearbeitet. Trevrezent belehrt Parzival zunächst über das Wesen Gottes und sein Verhältnis zur Welt, schildert ihm die sittlichen Pflichten, welche der Gral als Inbegriff höchster sittlicher Vollkommenheit fordert, und öffnet ihm so den Blick in eine bisher von ihm nicht

gekannte Welt. Und indem nun im Laufe des Gesprächs die einzelnen Fälle aus Parzivals Geschichte zur Sprache kommen, erscheinen sie ihm plötzlich in einem ganz andern Lichte. Nun blickt er beschämt auf die kindische Gier zurück, welcher Ither, der edle Ritter, zum Opfer fiel, und ein neuer Schlag für ihn ist es, als er erfährt, daß Ither sogar sein Verwandter gewesen sei, daß er also in kindischer Rohheit die heiligen Rechte der Sippe verletzt habe. Ja, noch mehr: er muß auch erfahren, daß sein unverständiges, rücksichtsloses Begehren auch seiner Mutter den Tod gegeben, und von diesen beiden Thatsachen bedrückt wagt er lange nicht, zu gestehen, daß er es sei, der dort auf der Gralsburg nicht gefragt habe. Jetzt ist ihm plötzlich der rechte Gesichtspunkt dafür klar, und damit muß er den Stab brechen über sein ganzes bisheriges Leben. Damit aber erkennt er auch, wie freventlich es sei, Gottes Führungen den hochmütigen Trotz des Eigenwillens entgegenzusetzen. So beichtet er und erhält von Trevrezent Absolution, und damit beginnt das neue Leben.

In diesem hat er sich noch zu bewähren, und dazu dient seine zweite Abenteuerfahrt, auf welcher er unter anderm Orgeluses Anträgen widersteht. Dieselbe endet im Artuslager, in welches er mit dem unbeabsichtigten Siege über Gawan eintritt. Dadurch zeigt er sogleich, daß er weltlichen Ritterpreis behalten hat, denn Gawan war der Stärkste der Tafelrunde. So wird er denn in seiner weltlichen Ritterehre wieder hergestellt. Nun treibt ihn die Sehnsucht nach seinem Weibe heimlich von dannen. Da findet er seinen Halbbruder Feirefiß. Beide kämpfen miteinander ohne sich zu kennen. Wir vermögen in diesem Kampfe keine andere symbolische Bedeutung zu sehen als die, welche von Wolfram selbst ausgesprochen ist, nämlich das Zerspringen des Schwertes Ithers als das sichtbare Zeichen, daß Gott auch die letzte Erinnerung an sein früheres Wesen tilgen wollte. Die Figur des Feirefiß an sich hat bei Wolfram gar keine Bedeutung, er hat sie aus seiner Quelle beibehalten, lediglich als einen ritterlichen Typus wie andere auch, und hat mit Humor das wiedergegeben und ausgestaltet, was die Quelle bot. In der Quelle freilich hatte sie, wie wir sehen werden, ihre Bedeutung.

Nun kommt, als beide zur Tafelrunde zurückgekehrt sind, die feierliche Botschaft vom Gral, daß Parzival zum Gralskönig erwählt sei. Dieser zieht mit Feirefiß, von Kundrie geleitet, in Munsalväsche ein. Das erste, was er thut, ist die Heilung des Anfortas durch die verhängnisvolle

Frage. Hier ist nun scheinbar eine große Ungereimtheit vorhanden. Während Trevrezent noch ausdrücklich gesagt hatte, der verheißene Retter dürfe nicht auf die Frage aufmerksam gemacht werden, sonst nütze sie nichts, und alles würde schlimmer als zuvor, hat Parzival nun schon so viel von der Frage hören müssen, daß diese Bedingung ganz hinfällig geworden ist. Ebensowenig kann sie noch Bedeutung für Parzival selbst haben, denn er ist ja bereits definitiv zum Gralskönig ernannt. Wir finden hier also eine der vielen Unklarheiten der Überlieferung, die Wolfram, so gut es eben ging, verarbeitete. Aber gerade hier müssen wir bewundern, wie geistreich und geschickt er verfuhr. Er ließ die Bedeutung der Frage als Heilmittel für den Anfortas einfach als eins der Wunder der Überlieferung bestehen und ließ ihre Bedeutung für Parzival, insofern an sie der Besitz des Grales geknüpft war, ganz zurücktreten. Dafür legte er aber das ganze Gewicht auf die Unterlassung der Frage bei der ersten Anwesenheit und machte diese zum Angelpunkte seiner Idee. Indem die Frage bei ihm schließlich, nachdem Parzival sein Ziel schon ganz erreicht hat, nur noch das in der Überlieferung begründete Schlagwort für die Heilung des Anfortas ist, erscheint zugleich die Bedingung, daß der Retter nicht aufmerksam gemacht werden solle, als im tieferen Zusammenhange stehend mit der sittlichen Beschaffenheit desselben. Die Wirkung der Frage hängt nach Wolframs Darstellung augenscheinlich von der sittlichen Beschaffenheit des Fragenden ab. Diese zu erweisen war zunächst die Bedingung gestellt, daß er nicht „gewarnt" werden solle. Ist dieselbe aber nun anderweitig erwiesen und zweifellos anerkannt, so wird jene Bedingung bedeutungslos, und die Frage thut ihre Wirkung nicht bloß als opus operatum, sondern weil sie aus dem Munde des jetzt sittlich vollkommenen Parzival kommt.

Mit der Einholung Kondwiramurs wäre nun eigentlich ein sehr schöner Abschluß gegeben, aber Wolfram glaubte sich nicht berechtigt, das von seiner Quelle noch über Feirefiß und Lohengrin Berichtete wegzulassen, und so finden wir am Schlusse noch die beiden den harmonischen Abschluß leider beeinträchtigenden Ausläufer.

Wir hoffen nun in dem Erörterten klar gestellt zu haben: 1. daß Wolfram die Komposition lediglich aus seiner Quelle übernommen hat; 2. daß er diese Komposition unter einer selbständigen Idee aufgefaßt hat; 3. daß Wolframs Darstellung diese Idee meisterhaft zur Geltung bringt, daß sie aber auch Momente enthält, welche mit der Idee nichts

zu thun haben. Im vierten Abschnitte werden wir das Verhältnis Wolframs zu seiner Quelle näher zu erörtern haben. Einige Vorbemerkungen erheischt

3. Der Schauplatz.

Der Schauplatz aller Artusromane ist das nordwestliche Frankreich, die Bretagne und ihre Umgebung. Doch wäre es ein fruchtloses Beginnen, wollte man die Orte, welche in ihnen genannt werden, geographisch bestimmen. Eine große Anzahl sind ursprünglich britische Lokalitäten aus Wales, Cornwall, Kumberland. Sie gingen mit der britischen Artussage in die französischen Romane über, und diesen sprachen sie die deutschen Dichter, welche sich über die geographischen Verhältnisse nicht die geringsten Gedanken machten, einfach als französische Namen in germanisierter Form nach. Natürlich fand auch Lokalisierung der Sage in Frankreich statt; so ward vielfach Nantes, die Hauptstadt der Bretagne, Residenz Artus', und Wales erscheint bei Wolfram als Waleis, d. i. Valois im Departement Loire et Marne. Von bekannten Örtlichkeiten Frankreichs finden wir bei Wolfram sonst nur noch Anjou, und das ist für seine Quelle charakteristisch. Die Vorgeschichte des Parzival bewegt sich zum Teil im Orient und in Spanien, aber Wolfram hatte ganz augenscheinlich eine sehr unklare Vorstellung von dem geographischen Verhältnisse Spaniens zu Frankreich, denn er läßt Gahmuret in Spanien landen und dann ohne weiteres nach Waleis ziehen zum Turnier von Kanvoleiß. Von da bewegt sich die Geschichte nur in Frankreich: auch die nur der Gralssage angehörigen Örtlichkeiten, besonders Munsalväsche, das man als mons salvationis, Berg des Heils, zu verstehen hat, mit seiner Umgebung Fontane Salväsche und Terre Salväsche, ebenso Schastelmarveil (chateau de marveil) denkt er sich offenbar in Frankreich. Von den in den übrigen Artusromanen vorkommenden Ortsbezeichnungen treten besonders Karidöl, die Hofburg Artus' in der Bretagne und der „Forst von Briziljan" hervor, in welchem auch Iweins und Erecs Abenteuer spielen. Graharz, Pelrapeire, Dianazdrun, der „Plimizöl" im „Bistum Barbigöl", Joflanze u. a. gehören dem Parzival allein an. Britische und französische Namen gehen hier bunt durcheinander; von geographischer Bestimmung kann daher auch hier keine Rede sein. Es genügt, sie sich wie die andern Örtlichkeiten im nordwestlichen Frankreich in der Umgebung der Bretagne vorzustellen; in einem weiten Umkreis hat sie wenigstens Wolfram sicher nicht gesucht.

4. Wolfram und seine Quellen.[1])

Keins von allen mittelhochdeutschen höfischen Gedichten ist freie Erfindung des Dichters; sie fußen alle auf französischer Vorlage. Das Verhältnis der mittelhochdeutschen Dichter zu diesen ihren Quellen war nun im allgemeinen überall dasselbe: es galt ihnen — wenigstens in der guten Zeit — als Grundsatz, nichts Thatsächliches selbst zu erfinden, sondern sich genau an ihre Vorlage zu halten; ihre Kunst suchten sie, wie schon oben bemerkt, lediglich in eleganter Darstellung, wie Hartmann, oder in psychologischer oder sittlicher Vertiefung wie Gottfried und Wolfram. Galt aber auch das eigene Erfinden für lügeliche mære (vgl. VII, 17), so war damit doch eine Sichtung des Stoffes durch Ausscheidungen nicht ausgeschlossen. Diese war sogar den wüsten Abenteurerromanen der Franzosen gegenüber durchaus notwendig.

Wolfram nennt uns nun als seine Quelle einen „Provenzalen Kyot“ (z. B. XVI, 667 ff.). Außer ihm aber hat er auch ein Parzivalgedicht des Chrestiens de Troyes gekannt, von dem er am Schlusse seines Werkes sagt, er habe „dem Märe Unrecht gethan“, und Kyot habe das Rechte berichtet. Dieses Werk des Kyot (franz. Guiot) ist noch nicht wieder entdeckt worden, ja ein provenzalischer Dichter dieses Namens ist überhaupt nicht weiter bezeugt, und die Vermutung, daß Wolfram aus dem französischen Dichter Guiot von Provins Kyot den Provenzalen gemacht habe, hat noch durch nichts erwiesen werden können. Dagegen ist uns nicht nur Chrestiens de Troyes als fruchtbarer Dichter aus den Jahren 1170—1180 bekannt, sondern wir besitzen auch von ihm ein unvollendetes Parzivalgedicht („li conte du graal“), welches die bei Wolfram, Buch III—XIII erzählten Thatsachen in derselben Folge enthält und stellenweise sehr genau, mitunter wörtlich, dem Wolframschen Texte entspricht. Daraus hat man nun geschlossen, daß nur Chrestiens' Gedicht Wolframs Vorlage gewesen sei, und daß daher alles, was bei ihm von Chrestiens ab-

[1]) San Marte, Leben und Dichten Wolframs. Parzivalstudien I, II. A. Rochat, Wolfram von Eschenbach und Chrestiens de Troyes (Germania III). Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral (Kap. VIII). E. Martin, Zur Gralsage. G. Böttticher, Zur Frage nach der Quelle des Parzival, Zeitschrift für deutsche Philologie 13, 420 ff. San Marte, Sein oder Nichtsein des Guiot von Provenze, Zeitschrift für deutsche Philologie 15, 358 ff.

weiche, Wolframs eigene Erfindung sei. So hoch aber auch Wolframs Genius dadurch gestellt wird — denn Chrestiens Erzählung ist mit Wolframs Darstellung an sittlichem Gehalt gar nicht zu vergleichen — so unmöglich ist es doch, diese Ansicht aufrecht zu erhalten.

Untersuchungen haben gezeigt, daß Wolfram die bei Chrestiens fehlenden Bücher (I, II, XIV—XVI) nicht erfunden haben *kann*, und daß er ebensowenig von selbst auf die bei Chrestiens ganz fehlende Geschichte des Grals und des Gralsgeschlechtes gekommen sein kann. Dazu kommt, daß alle Abweichungen Wolframs von Chrestiens, miteinander verglichen, einen Grundgedanken verraten, der als Wolframs Erfindung gar nicht begreiflich wäre. Genug, es ist jetzt als erwiesen anzusehen, daß Wolfram neben Chrestiens ein ausführliches, in wesentlichen Punkten von Chrestiens abweichendes Gedicht gekannt hat, dem er den Vorzug vor Chrestiens gab. Die nahen Berührungen mit Chrestiens erklären sich aber hinlänglich daraus, daß jener Guiot mit Chrestiens aus derselben Quelle schöpfte.

Was nun die Persönlichkeit jenes Provenzalen Kyot angeht, so läßt sich über ihn nur aus den oben erwähnten Grundgedanken seiner Abweichungen von Chrestiens etwas vermuten. Als solche treten uns nämlich am auffallendsten seine steten Beziehungen auf das Herrscherhaus der Anjous entgegen. In unserm Texte sind dieselben nur zum geringsten Teile mit aufgenommen, aber im Original treten sie so hervor, daß das ganze Gedicht auch als eine Verherrlichung des Hauses Anjou gelten könnte. Nun regierte von 1154 bis 1189 Heinrich II. Plantagenet von Anjou, welcher die Herzogtümer Anjou, Maine, Touraine mit der Krone Englands vereinigte. Dieser mächtige Fürst war ein Beförderer der Litteratur; was liegt also in der Zeit der Blüte der altfranzösischen Litteratur näher, als daß er in Gedichten verherrlicht ward? Freilich, einen besondern Geschmack und besondere Feinheit verrät es, wenn ein Dichter es unternahm, das Gralsgeschlecht mit diesem Herrschergeschlechte in Verbindung zu setzen und es so sowohl mit äußerem Glanze, als auch mit sittlicher Hoheit zu umgeben. Wir dürfen also mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Wolframs „Kyot" in nahen Beziehungen zu Heinrich II. gestanden hat.[1])

[1]) Von allen geistig bedeutenden Männern in dessen Umgebung nahm „Maistre Gautier Mapes", gestorben als Archidiakonus zu Oxford 1210, den hervorragendsten Platz ein. Trotz aller Schwierigkeiten, welche die Frage nach der litterarischen Thätigkeit dieses Mannes mit sich bringt, halte ich es nicht für

Diesem Kyot ist nun Wolfram in allem Thatsächlichen gefolgt; von ihm hat er die Beziehungen auf das Haus Anjou übernommen, von ihm auch die Einzelheiten der Gralssage und der Geschichte des Anfortas, welche Chrestiens nicht hat und welche zum Teil von der sonst bekannten Überlieferung sehr stark abweichen (vgl. darüber Nr. 5). Ob auch die sittliche Vertiefung, in welcher uns der Stoff bei Wolfram erscheint, schon Eigentum des Kyot war, können wir natürlich nicht entscheiden; genug, daß Wolfram den sittlichen Gehalt des Stoffes klar erkannt und mit Bewußtsein herausgearbeitet hat, wie der Eingang und andere Stellen zeigen. Und wäre diese Vertiefung bei Kyot auch wirklich schon vorhanden gewesen, so wäre es doch schon ein großes Verdienst Wolframs, daß er das Werk Kyots der oberflächlichen Behandlung Chrestiens gegenüber zu Ehren brachte. Eins aber können wir mit Sicherheit als Wolframs eigenste Schöpfung bewundern: das ist formell die schon charakterisierte plastische, sinnliche Kraft der Darstellung, und inhaltlich das Leben und Weben des ritterlichen Geistes, man könnte sagen in jedem Verse; ja ich wage zu behaupten, daß die Idee der Entwicklung des ritterlichen Geistes im Parzival zu einer sittlichen Lebensmacht, die den Himmel erwirbt, allein seine Schöpfung ist.

Der ideale Geist macht Wolframs Werk, so viel verschiedenartige Elemente der Inhalt auch bietet, zu einem Werke aus einem Gusse, und die eigentümliche Frische, in der er uns überall entgegenweht, bürgt dafür, daß wir es hier mit einer Nachahmung oder Anempfindung nicht zu thun haben. In diesem Kolorit kann Kyot, den wir an manchen Stellen als Priester erkennen, überhaupt nicht ge-

---

ausgeschlossen, daß er Wolframs Kyot gewesen sein kann. Die Überlieferung schreibt ihm eine Gralsgeschichte zu, und sein Name Gautier könnte allenfalls auch von dem des Lesens unkundigen Wolfram in Guiot mißverstanden sein. Das ist wenigstens eben so gut möglich als die Verdrehung von Guingambresil in Kingrimursel. Mapes wird außerdem als ein Geistlicher geschildert, der am bewegten weltlichen und politischen Leben sehr thätigen Anteil nahm, und als einen solchen Mann kann man sich auch Wolframs Kyot sehr wohl vorstellen. Aber, wie dem auch sei, es bleibt hier immer ein Rest ungelöster Fragen zurück. Erklärt muß immer noch werden, wie das Gedicht hat spurlos verschwinden können, und wie Wolfram zu der Bezeichnung „Provenzale" kommt. Diese letzte Frage ist um so schwieriger, als eine ganze Reihe von Namen, die allein dieser Kyot gehabt haben kann, auf das südliche Frankreich, namentlich die Provence, hinweisen. Wahrscheinlich liegen merkwürdige Mißverständnisse vor.

schrieben haben. Es kann daher auch keine Rede davon sein, daß Wolfram, wie man gemeint hat, zum bloßen Übersetzer herabsinke, wenn man annehme, daß jenes Werk Kyots wirklich existiert habe. Vergleicht man nur Form und Inhalt der so zahlreichen eingestreuten subjektiven Betrachtungen Wolframs, die doch nur von ihm allein herrühren können, mit der übrigen Darstellung, so muß jeder Unbefangene den Charakter schöpferischer, eigentümlich gestaltender Reproduktion erkennen. Da ist kein Unterschied im Ton, Stil und Gehalt zu spüren, eins wie das andre atmet denselben originellen Geist.

Bei diesem Sachverhältnis ist es kaum nötig, noch besonders zu erwähnen, daß die mancherlei Unklarheiten, welche in Wolframs Parzival, besonders in der Gawangeschichte und in der Vorgeschichte (Buch I und II), erscheinen, auf Rechnung seiner Quelle zu setzen sind. Hätte z. B. die Gawangeschichte bei Kyot eine tiefere Begründung im Organismus des Ganzen gehabt, so wäre dies Wolfram gewiß nicht entgangen, und er hätte sich nicht zu einem solchen Notbehelf der Motivirung genötigt gesehen, wie im Anfang des VII. Buches. Auch Guiot also muß sie lediglich als einen festen Bestandteil des überlieferten Stoffes mit aufgenommen haben, denn für die Verherrlichung des Hauses Anjou, welche er sich angelegen sein ließ, bietet sie gar nichts.

Nun entsteht hier die Frage, was die Gawangeschichte wohl ursprünglich für eine Bedeutung im Zusammenhange des Ganzen gehabt hat. Sie erscheint in der Gralssage in irgend einer Weise, soweit man zurückblicken kann; sie muß also irgend einmal einen organischen Bestandteil der Überlieferung gebildet haben. Darauf weist auch ihre merkwürdige, äußerlich durchaus harmonisch berührende Stellung in Wolframs Quelle hin. Es kann nicht gut Zufall oder Willkür sein, daß sie dort zu beiden Seiten des Mittelpunktes der Erzählung eingefügt war. In der That sind auch Spuren vorhanden, an welche wir Vermutungen über den ursprünglichen Sinn dieser Komposition knüpfen können.

Am Schlusse des VI. Buches tritt eine Parallele zwischen Gawan und Parzival ziemlich deutlich hervor. Beiden wird etwas zur Last gelegt, woran sie unschuldig sind, und beide verlassen das Artuslager, Parzival um sich den Gral zu erzwingen, und Gawan, um der Herausforderung zu genügen. Diese Herausforderung und ihre Folgen sind ziemlich unklar; es stellt sich schließlich heraus, daß jene Beschuldigung falsch war, daß Vergulaht und Gawan sogar Gesippte waren, und nun soll Gawan (nach dem Schlusse des VIII. Buches) Vergulaht helfen den Gral zu suchen. Vergulaht aber hatte

sich dazu verpflichten müssen, als er von dem den Gral suchenden Parzival besiegt ward. Von dem X. Buche an finden wir Gawan auf der Gralssuche, und hier beginnen erst die für ihn bedeutungsvollen Ereignisse. Ich glaube daher, daß im ursprünglichen Zusammenhange auch in Gawans Geschichte die Gralssuche der leitende Gesichtspunkt war und weitere Spuren weisen sogar darauf hin, in welchem Sinne sie es war. Der Gral tritt für Gawan bald in den Hintergrund. Die schöne Orgeluse nimmt sein Herz gefangen, und, an sie gebannt, kommt er statt zum Grale zur Zauberburg Schastelmarveil, die er durch unerschrockenen Heldenmut gewinnt. Schastelmarveil nun muß in dieser Komposition einen Gegensatz zu Munsalväsche gebildet haben. Das geht mit ziemlicher Sicherheit aus der Geschichte Orgelusens hervor. Sie ist die Herrin von Schastelmarveil gewesen und steht unter der Zaubermacht Klinschors, in welchem man wohl einen Vertreter des Reiches des Teufels erblicken darf. Sie ist es gewesen, welche den Gralskönig Anfortas seine Pflicht vergessen ließ, indem sie ihn in ihre Netze lockte, und in ihrem Dienste erhielt Anfortas als Strafe seiner sündlichen Leidenschaft die unheilbare Wunde (vgl. S. 216 ff.), die nur durch den geheilt werden kann, der sich des Grales wert zeigt. Dieser eine ist schließlich Parzival, welcher nach seiner inneren Wandlung durch Treverezent gleichsam die letzte Probe dadurch bestanden hat, daß er den Lockungen Orgelusens widersteht (XII, 64 ff.) und dann, unberührt vom Reiche des Bösen, an sein Ziel gelangt.

Von hier aus gesehen stehen sich also Munsalväsche und Schastelmarveil als sittliche Gegensätze, als Gottesreich und Teufelsreich, gegenüber. Zwei Menschen ziehen nach dem Gottesreiche aus, Parzival und Gawan. Der eine, Parzival, erringt es, indem er im Kampfe mit sich und der Welt zur Läuterung gelangt, der andere verliert es, indem er den Versuchungen erliegt und das Reich des Genusses erwirbt.

Das mag der ursprüngliche Gehalt dieser Komposition gewesen sein; bei Kyot und daher auch bei Wolfram hat nur noch die eine Hälfte dieses Gedankens, die Geschichte Parzivals, ihren Ausdruck gefunden, die andere ist lediglich eine Abenteuergeschichte geworden, die sich infolgedessen in höchst unklaren Verhältnissen bewegt und nur hier und da Spuren ihres ursprünglichen Sinnes behalten hat. Mit großem Scharfblick aber hat Richard Wagner diese Spuren herausgegriffen und mit einem glücklichen Griffe den Gegensatz von Munsalväsche und Schastelmarveil zur

beherrschenden Idee seines „Parsifal“ gemacht. Das muß anerkannt werden, so wenig auch sonst vom Texte dieses Musikdramas zu rühmen ist.

5. Die Sage.[1])

Im „Parzival“ sind zwei ursprünglich selbständige und in sich geschlossene Sagenkreise mit einander vereinigt: die Artussage und die Gralssage. Dazu kommt eine Reihe märchenhafter Züge, welche sich um die Person Parzivals gruppiert haben, ohne daß man einen beherrschenden Mittelpunkt in ihnen wahrnehmen könnte.

a. Die Artussage.

Die Artussage hat drei Entwicklungsstufen durchgemacht. Sie war ursprünglich die nationale britische Heldensage: Artus der Nationalheld der einheimischen britischen Bevölkerung, besonders von Wales, im Kampfe gegen die Angelsachsen, welche seit 449 in Britannien unter Hengist und Horsa eingedrungen waren. In diesen Kämpfen muß Artus eine hervorragende historische Persönlichkeit gewesen sein, denn von einem solchen Artus wissen die ältesten wälschen Dichtungen und Chroniken zu erzählen. Als dann die Bevölkerung schließlich unterworfen oder ganz in ihre Berge zurückgedrängt war, da ward er für die Phantasie ein lebendiger Stützpunkt des nationalen Bewußtseins. Seine Thaten wurden ins Ungeheure vergrößert, er hatte schließlich einst nicht nur die Sachsen besiegt, sondern auch Irland, Island, Norwegen, Gallien erobert, Römerheere geschlagen und so die ganze Welt zu seinen Füßen gesehen. Kein Wunder, daß man auch glaubte, er sei nicht gestorben, sondern werde wiederkommen und die Nation zum Siege führen, so wie die Deutschen dies von ihrem Barbarossa hofften. Das ist ein mythischer Zug, der sich leicht mit der Heldensage verbindet: der indogermanische Mythus vom Sonnen-

---

[1]) San Marte, Die Artussage, Quedlinburg und Leipzig 1842. Leben und Dichten Wolframs II. Zur Gral- und Artussage, Zeitschrift für deutsche Philologie 16, 129 ff. Zarncke, Die Gralsage, Paul-Braunes Beitr. 3, 304 ff. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral. E. Martin, Zur Gralsage, Straßburg 1880. W. Herz, Die Sage von Parzival und dem Gral, Breslau 1882.

gott, der, im Kampfe mit dem Winter verwundet, sich zurückzieht, dann aber, geheilt, wieder siegreich hervorbricht. Auch Artus erscheint an unheilbarer Wunde siech und wird in diesem Zustande in den Thälern von Avalon gedacht, von wo er wiederkommen soll. In diesem sagenhaften Gewande erscheint Artus zuerst bei Galfried (Gottfried) von Monmouth in Wales in dessen lateinischer britischer Chronik aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Das ist die zweite Stufe der Entwicklung; zu ihrer Ausbildung hat wesentlich die Bretagne beigetragen.

Schon früh muß die Sage bei der engen Verbindung zwischen Wales und der Bretagne in der Bretagne Wurzel gefaßt haben und dort von den wälschen Auswanderern und Flüchtlingen mit Vorliebe gepflegt sein. Aber hier verlor sich allmählich der nationale Typus. Der Kampf gegen die Sachsen trat in den Hintergrund, und Artus und seine Helden erfüllten die Phantasie nur noch als Vollbringer außerordentlicher Thaten überhaupt. Der Thatendrang des 11. Jahrhunderts, die Eroberung Englands durch Wilhelm 1066, das beginnende Rittertum fanden hier reiche Nahrung. Dieser Geist übertrug sich mit der normannischen Eroberung natürlich auch auf England, und unter seinem Einflusse stellte Gottfried von Monmouth die Geschichte dar.

Die Bretagne ist nun auch der natürliche Übergangspunkt der Sage nach Frankreich. Im 12. Jahrhundert ist die Sage von Artus und seinen Helden Owein (Iwein), Gwalchmai (Gawan), Tristan, Kai, Geraint (Erek), der beliebteste Gegenstand der bretonischen Volkspoesie. Von hier ging sie in die französischen Spielmannsgedichte über, und aus diesen entstanden die französischen Ritterromane, deren fruchtbarster und bester Dichter Chrestiens de Troyes war.

Unter dem Einflusse des französischen Rittertums nun gelangte die Artussage in das dritte Stadium ihrer Entwicklung. Ihre ursprüngliche Bedeutung ist nun ganz vergessen; dafür aber hat sich nun das um die Mitte des 12. Jahrhunderts herausgebildete Ideal des Rittertums auf Artus und seine Helden übertragen. Artus ist nun der Typus des ritterlichen Fürsten geworden und seine Helden die Typen des Rittertums. Diese Helden sind nun durchaus in den Vordergrund getreten, Artus selbst ist nur der Mittelpunkt, um den sie sich scharen, er braucht seine ritterliche Tüchtigkeit nicht mehr zu beweisen, er steht über allen, und diese seine Würde darf durch keinen Kampf mehr in Frage gestellt werden. Der Schauplatz der Sage ist nun ausschließlich Nordfrankreich, aber die britischen

Lokalitäten werden mit übernommen. Karidoel, Tintajöl, Kumberland, Logroys liegen nun in Frankreich. Valois gilt als Wales, und Nantes in der Bretagne wird Artus' Residenz. Dazu kommt die Menge andrer Namen, von denen oben unter Nr. 3 die Rede war. Der Artushof ist nun der Sitz aller ritterlichen Tüchtigkeit. Die tapfersten Ritter werden gewürdigt, an Artus Tafel zu sitzen — eine uralte Ehrenbezeugung, durch welche der Fürst im Großen wie der Hausherr im Kleinen Gäste und sonst verdiente Personen auszeichnete. Diese Tafel, welche übrigens ihre eigene Geschichte hat, von der unter b. die Rede sein wird, ward rund gedacht, damit keiner der Helden sich in seinem Platze irgendwie vor den andern zurückgesetzt fühlen könne, und als höchstes Ideal galt es in diesen Kreis aufgenommen zu werden. Das war die berühmte Tafelrunde. Die Artusritter hatten die Pflicht, durch alle Lande zu ziehen, zum Schutz von Unterdrückten, zur Bekämpfung und Überwindung von Riesen, Ungeheuern und Teufelsspuck, und dabei erwarben sie sich schöne Frauen und Königreiche. Diese ihre Abenteuer bildeten den unerschöpflichen Stoff der Artusromane, mit ihnen vereinigte sich natürlich auch der ganze höfische Minnedienst. Leider aber gelangten die französischen Dichter zu keiner großen, gehaltreichen Schöpfung; sie verloren sich in planlosem, einförmigem Aneinanderfügen der verwickeltsten und unglaublichsten Abenteuer.

Der maßvollste unter ihnen war noch Chrestiens de Troyes, dessen Dichtungen von Iwein und Erek von Kennern der altfranzösischen Litteratur wegen der Anmut, Frische und Lebendigkeit der Darstellung sehr hoch geschätzt werden. Aber auch ihm gegenüber steht sein deutscher Bearbeiter Hartmann als der vollkommenere da, insofern er erst Ideen in den Stoff bringt, jene sittlichen Begriffe, die in Excurs I näher erläutert worden sind.

Hartmann von Aue hat den Artusroman in Deutschland zuerst eingeführt. Weder seine noch andere deutsche Bearbeitungen desselben bezeichnen eine weitere Entwicklungsstufe der Sage: wie sie in den französischen Ritterromanen ist, so ist sie in den deutschen geblieben — natürlich mit den bei Übertragungen unvermeidlichen Mißverständnissen, Ausgestaltungen und Verschiebungen in den Einzelheiten. Was die deutschen Dichter hinzubrachten, das war die specifisch deutsche Auffassung des Rittertums, die schon angedeutete Vertiefung des ritterlichen und des höfischen Charakters.

b. Die Gralssage.

Die Gralssage Wolframs hat nur geringe Ähnlichkeit mit derjenigen, welche uns altfranzösische Dichtungen vom Ende des 12. Jahrhunderts an überliefern. Die wichtigste derselben ist ein Gedicht Roberts von Boron, in welchem folgendes erzählt wird:

Joseph von Arimathia, der heimliche Anhänger Jesu (Matth. 27, 57), hatte dem Pilatus lange Jahre gedient und erbat sich hiefür als Lohn den Leichnam Jesu Christi. Den gewährte ihm Pilatus und schenkte ihm dazu die Schüssel, welche Jesus beim Abendmahle gebraucht hatte. Als Joseph mit Nicodemus (Ev. Joh. 3) die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut daraus. Das sammelte er in der Schüssel und bewahrte es in seinem Hause. Darauf ward Joseph von den Juden in einen unterirdischen Kerker geworfen. Da erschien ihm Christus selbst und brachte ihm das heilige Gefäß; im Anschauen desselben sollte er sein Leben erhalten, und jeder, der es künftig anschauen werde, werde davon seliges Genügen empfinden. So blieb Joseph im Kerker ohne Speise und Trank, durch Gottes Gnade wunderbar erhalten, und so fand ihn nach langen Jahren der Kaiser Vespasianus. Dieser war nämlich als Jüngling und Prinz von einem furchtbaren Aussatze befallen worden, von welchem ihn das Schweißtuch der heiligen Veronika geheilt hatte. Zum Danke dafür zog er mit einem Heere nach Jerusalem, um den Tod Christi an den Juden zu rächen. Er ließ die Hauptschuldigen hinrichten und die übrigen verkaufen, je dreißig um einen Silberling. Da hörte er auch von der Gewaltthat, welche die Juden an Joseph von Arimathia begangen hatten. Er ließ sich selbst an einem Seile in den Kerker Josephs hinab, fand ihn in himmlischer Klarheit strahlend und befreite ihn. Darauf sammelte Joseph eine Christengemeinde und zog mit ihr und seinem Schwager Bron in ein fernes Land. Als nun nach langen Jahren reiner Glückseligkeit die Üppigkeit bei ihnen einzureißen begann und sie infolgedessen in Not und Bedrängnis gerieten, warf sich Joseph vor dem heiligen Gefäße auf die Kniee und bat den Gottessohn um Hülfe. Die Stimme des heiligen Geistes befahl ihm, eine Tafel, der Abendmahlstafel nachgeahmt, zu bereiten, sich selbst an den Platz Christi zu setzen, seinen Schwager Bron zu seiner Rechten und zwischen sich und ihm einen Platz frei zu lassen. Dann sollte er in die Mitte der Tafel die heilige Schüssel stellen, ihr gegenüber

aber einen Fisch, den sein Schwager Bron fing. Als sich nun das Volk um die Tafel setzen wollte, empfanden die Reinen beim Anblick des Gefäßes Süßigkeit und Erfüllung des Herzens, die Unreinen aber empfanden nichts und gingen beschämt davon. So wurden die Reinen von den Unreinen geschieden und versammelten sich von nun an täglich um die dritte Stunde zum Dienste des Gefäßes. Ein Ungläubiger aber wollte auch der Gnade teilhaftig werden und bat so sehr, daß Joseph ihm endlich gestattete, den Versuch zu machen, sich an die Tafel zu setzen. Er fand nur den Platz zwischen Joseph und Bron leer, aber kaum setzte er sich dahin, so barst die Erde und verschlang ihn, und eine Stimme rief, dieser Platz solle leer bleiben, bis „der dritte Mensch" aus seinem Stamme kommen werde, nämlich der Enkel Brons. So kennzeichnete die Schüssel noch immer den Verräter, wie sie einst zur Kennzeichnung des Judas gedient hatte, als der Herr ihm den Bissen gab. Die Gemeinde verteilte sich später in alle Länder, um das Christentum auszubreiten; Joseph übergab seinem Schwager Bron das heilige Gefäß und lehrte ihn die geheimen Worte, welche Christus zu ihm im Kerker gesprochen hatte; sein Enkel sollte das Gefäß mit seinen Geheimnissen nach ihm erhalten.

Der französische Name nun für dieses Gefäß ist Gral, und in allen bekannten französischen Überlieferungen wird unter dem Gral diese Abendmahlsschüssel Christi verstanden. Robert von Boron läßt sogar einen der Begnadeten, namens Petrus, den Sündern auf ihre Frage nach dem wunderbaren Gefäße ausdrücklich antworten, das sei der Gral. Dieser Name ist aber selbst nichts anderes als ein Wort für eine Art Schüssel, altfranz. graal, greal, provenzal. grazal, aus dem mittellateinischen gradalis. So hießen große Prunkschüsseln, in denen verschiedene Speisen in stufenförmigen Abteilungen (gradatim) zu gleicher Zeit aufgetragen werden konnten. Die Legende giebt auch dem Bron noch einen besonderen Namen wegen seines Fischfanges; er heißt „der reiche Fischer". Der Fisch, welcher in der Legende scheinbar ganz zusammenhangslos auftritt, hat doch ursprünglich tiefe symbolische Beziehung gehabt. Er war in der alten Kirche das Symbol Christi selbst, denn die Buchstaben des griechischen Wortes für Fisch *ΙΧΘΥΣ* (ichthys) sind die Anfangsbuchstaben der Worte, welche am kürzesten das Bekenntnis zu Christus, dem Erlöser und Gottessohn bezeichneten: *Ἰησοῦς* (Jesus) *Χριστὸς* (Christus) *Θεοῦ* (Gottes) *Υἱὸς* (Sohn) *Σωτήρ* (Erlöser). So bezeichnete der Gral das Blut und der Fisch den Leib des Herrn, der ganze

Gralsdienst und die Gralsgnade aber die heiligen Geheimnisse des Altarsakraments.

Borons Gedicht nun schloß mit der Legende noch nicht ab, aber es sind nur Prosabearbeitungen der Fortsetzung desselben erhalten. Diese behandeln zunächst die Sage vom Zauberer Merlin, welche der Geschichte Artus' ihren geheimnisvollen Hintergrund giebt. Merlin ist der Sohn eines Incubus und weiß alle Dinge. Uterpandragon, Artus' Vater, verdankt ihm seinen Thron und den Sieg gegen die Sachsen, und er hat auch eine große Bedeutung für die Geburtsgeschichte und Thronbesteigung Artus'. Er ließ schon von Uter die Tafelrunde einrichten und zwar nach dem Muster der Gralstafel, so daß ein Platz frei blieb; denn er allein kannte den Gral und wußte, daß der reiche Fischer mit ihm nach Britannien gekommen war. Als Artus König geworden war, offenbarte ihm Merlin die ganze Geschichte des Grals und fügte hinzu, daß der reiche Fischerkönig jetzt ein alter Mann voll Gebrechen geworden sei, von denen er nur durch einen Ritter geheilt werden könne, der der beste von allen an der Tafelrunde sei: wenn der gefragt hätte, wozu der Gral diene, werde er sofort geheilt und Britannien von allen seinen Leiden erlöst sein.

Damit beginnt schon der dritte Teil der sich an Boron anschließenden Erzählungen, die Geschichte „Percevals". — Einer von Brons Söhnen, Alain, war der Auserkorne, dessen Sohn als der verheißene „Dritte" seinen Großvater aufsuchen, ihn heilen, von ihm den Gral erhalten und seine Geheimnisse, nämlich das, was Christus dem Joseph im Gefängnisse gesagt hatte, erfahren sollte. Dieser Sohn Alains ist Perceval. Derselbe kommt an den Artushof und setzt sich dort an den leeren Platz der Tafelrunde, worauf ein furchtbares Getöse entsteht und eine Stimme spricht, daß der ganze Artushof ein großes Verbrechen begangen habe, indem man Perceval den Platz habe einnehmen lassen. Er sei dem Schicksale des falschen Jüngers nur um seines Vaters willen entgangen. Darauf wird die Offenbarung Merlins über den Fischerkönig wiederholt. Nun wollen alle Helden den Gral suchen, und alle brechen auf. Bald aber trennen sie sich, und Perceval, der geschworen hatte, nicht zwei Nächte unter einem Dache zu weilen, bis er den Gral gefunden, wird der Held der Erzählung. Seine Schicksale und Abenteuer sind in den Hauptzügen sehr nahe mit den bei Chrestiens und Wolfram erzählten verwandt: die Unterlassung der Frage bei der ersten Ankunft in der Burg des Großvaters, die Verfluchung, die Belehrung durch den Einsiedler, der sein

Oheim ist, das weitere Umherziehen auf Abenteuer, die zweite Ankunft mit der Heilung des Fischerkönigs und der Übergabe des Grals — das alles ist vorhanden, nur zum Teil in anderer Verbindung und durch eine Menge von Abenteuern unterbrochen, von denen bei Chrestiens-Wolfram nichts zu finden ist.

Ist es nun auch noch durchaus zweifelhaft, wie weit die Verbindung dieser Geschichte Percevals mit der von Boron erzählten Legende zurückreicht, denn sie ist, wie gesagt, nur in einer späten Prosadarstellung vorhanden — so haben wir doch höchstwahrscheinlich in eben dieser Josephlegende die älteste und ursprünglichste der französischen Graldichtungen. Ihre Hauptbestandteile gehen auf bekannte Legenden, die Acta Pilati, die Veronica- und Pilatussage und das Evangelium Nikodemi zurück; nur die Bedeutung der Abendmahlsschüssel für die Person Josephs und ihre weitere Geschichte tritt hier zum ersten Male auf. Mag diese nun Boron erfunden haben, oder mag sie auf verlornen Überlieferungen beruhen: klar ist, daß sie sich ungezwungen aus dem Zusammenhang der Legende herleiten läßt, daß also, wie Birch-Hirschfeld gezeigt hat, die Legende die Geburtsstätte dieser französischen Gralssage ist.

Ebenso sicher ist aber auch, gleichviel in welchem Verhältnisse jene Fortsetzungen zu Boron stehen, daß diese Gralssage, sobald sie auftritt, auch *in engster Beziehung zu Britannien* steht. Hier muß sie also ihre erste Ausbildung erhalten haben, und Boron hat erst aus dieser geschöpft; hier sind, soweit man zurücksehen kann, keltisch-bretonische Sagen mit ihr verbunden worden, ja, sie scheint nie ohne dieselben existiert zu haben, denn Bron und Alain sind keltische Namen, und die Geschichte des „Dritten," auf den von Anfang an hingewiesen wird, ist rein keltisch. Wahrscheinlich sind keltische Sagen heidnischen Ursprungs auf diese Weise verchristlicht worden, ein Vorgang, der in der deutschen Sage ausreichende Parallelen hat. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß der *kranke* Fischerkönig auf der Artussage beruht (s. o. S. LIII), und daß auch die blutende Lanze Chrestiens-Wolframs hier ihre Erklärung findet als diejenige, durch welche der König verwundet wurde. Eine blutende Lanze ist altes keltisches Symbol der Rache. Dies würde freilich das einzige Moment *innerer* Verarbeitung der Artussage mit der Gralssage sein, denn so alt die Verbindung sonst auch ist, so ist sie doch immer nur äußerlich geblieben, wie dies auch bei Wolfram noch sehr deutlich hervortritt. Viel enger verschmolzen damit sind eine Menge von

Volkssagen und Märchen, die sich um die Person des Gralsuchers herumlegten, die also darin eben jenen christlichen Zusammenhang erhalten haben. Von ihnen ist unter c zu reden, doch müssen wir hier einen Zug daraus vorweg nehmen, weil dieser gerade für Chrestiens und Wolframs Auffassung vom Grale von Wichtigkeit ist. Diese und ihr Verhältnis zu der eben dargestellten Überlieferung müssen wir jetzt näher betrachten.

Der Gral spendet bei Wolfram Speise und Trank, alles, was das Herz begehrt; er ernährt seine Gemeinde auf wunderbare Weise. Derartige „Wunschkleinode" finden sich in der Märchenwelt fast aller Völker. Der Sonnentisch der Äthiopen, das Horn der Amalthea, der Tschintamani („Wünschelstein") der Inder, Schalen und Näpfe mit jenen Eigenschaften in persisch-türkischen Sagen, der Märchenbecher der Mongolen, endlich die Wünschelrute und das „Tischleindeck-dich" bei uns sind nur der verschiedene Ausdruck ein und desselben beliebten Spieles der Phantasie. Besonders reich war der Gedanke nun nachweislich auch in der kymrisch-bretonischen Sagenwelt ausgebildet, und nahe genug lag es, denselben mit dem wunderbaren Gefäße der göttlichen Gnade zu verbinden. Freilich nachzuweisen ist dieser Verbindungsprozeß nicht, die Verbindung ist bei Chrestiens plötzlich vollzogen, aber man muß vermuten, daß sie ebenso wie die Verbindung mit der Artussage auf britischer Überlieferung beruht. Französische Dichter mußten dieser Vorstellung besonders zugänglich sein, da ja das Wort gral eine Schüssel bedeutete, welche schon an und für sich den Begriff der Fülle hatte, insofern darin mehrere Gerichte zugleich aufgetragen werden konnten.

Was sich Chrestiens nun weiter unter dem Grale vorgestellt hat, wissen wir nicht. Die Anknüpfung an die Legende fehlt bei ihm und er giebt keine Erklärung weder seines Namens, noch seiner Gestalt, noch seiner Bedeutung. Die Erklärung sollte wahrscheinlich später folgen, wenn Perceval seine Aufgabe erfüllt hatte, aber Chrestiens hat sein Gedicht nicht vollendet.

Dagegen spricht sich Wolfram im IX. Buche durch den Mund Trevrezents ausführlich und nachdrücklich über den Gral aus, und was wir da erfahren, weicht nicht nur gänzlich von der Überlieferung ab, die sich an Borons Namen knüpft, sondern auch von dem Wenigen, was Chrestiens andeutet. Die Sage erscheint bei ihm in ziemlich weltlichem Gewande, wenigstens ohne alle mystische Symbolik. Von Joseph von Arimathia und seiner Geschichte weiß er über-

haupt nichts, und die Wunder, die er erzählt, haben eigentlich nur ein religiöses Aussehen: religiösen Gehalt hat nur die Forderung christlicher Demut und Selbstüberwindung, welche sich an den Besitz und den Dienst des Grales knüpft. Der Gral ist nicht die bedeutsame Abendmahlsschüssel, nicht einmal ein Gefäß, sondern ein kostbarer Edelstein, ein solcher Wünschelstein, welcher unerschöpflichen Segen spendet, dessen Anblick sogar das Sterben verhindert. Diese Kraft aber wird ihm von der Hostie verliehen, welche eine Taube an jedem Karfreitag vom Himmel bringt, und weil er insofern das Werkzeug göttlicher Gnade ist, so können ihm nur Gott wohlgefällige Menschen dienen, solche, welche die christlichen Kardinaltugenden, Keuschheit und Demut, besitzen. Diese Gemeinde des Grals aber bilden nicht mehr die Verbreiter des Evangeliums, sondern eine ritterliche Brüderschaft, den geistlichen Ritterorden verwandt, deren Dienst es ist, für den Gral Ritterschaft zu üben im Kampfe gegen Ungläubige und zum Schutze von Unterdrückten und Bedrängten. Der Ausdruck „Gral" erscheint bei Wolfram als der sittliche Begriff des Steines, insofern er zu seinem Dienste die höchste sittliche Vollkommenheit bedingt, dafür aber auch höchstes irdisches Genügen spendet; außerdem aber führt er auch einen Namen, und dieser soll seine Art erklären. Er heißt nach Wolfram lapsit exillis (IX, 807), ein viel gedeuteter und umstrittener Ausdruck. Daß darin eine Entstellung vorliegt, ist zweifellos; so nahe es aber auch liegt, in lapsit lapis = Stein zu vermuten, so hat doch unter allen Deutungsversuchen der des Professors Martin am meisten für sich, welcher vermutet, es heiße ursprünglich lapsi de celis, der Stein „des vom Himmel Gefallenen", nämlich Lucifers, dessen Geschichte ja bei Wolfram in naher Beziehung zu diesem Steine steht. In einem späteren Gedichte, dem Wartburgkriege, wird der Gral geradezu ein Edelstein genannt, der aus Lucifers Krone gefallen sei, als sie ihm der Erzengel Michael vom Haupte brach. Mit ihm war in Wolframs Quelle auch die Sage vom Phönix verbunden (IX, 808), der sich nach einer unechten Stelle in den Werken des Hieronymus mit dem Steine „electrix" verbrennt.

Wie das Wesen und die Bedeutung des Grales bei Wolfram eine ganz andere ist, so auch seine Geschichte. Wo er herstammt, wird nicht gesagt, nur daß einst die Engel, welche im Kampfe zwischen Lucifer und Gott neutral blieben, „zu ihm hernieder mußten" ihn zu hüten, erfahren wir. Darauf ist er der christlichen Ritterschaft anvertraut worden, zuerst dem Titurel, dessen Sohn Frimutel später an seine

Stelle trat; dieser fiel in der Tjost für seine geliebte Gattin; von seinen fünf Kindern folgte ihm Anfortas, dessen Schwester Herzeloyde war, die Mutter Parzivals. Da finden wir wieder nahe Berührungen mit dem Verwandtschaftsverhältnis der oben dargestellten Sage von Perceval, und dieselben gehen durch alle Personalverhältnisse hindurch. Der alte Titurel ist siech wie der alte Bron; dazu heißt auch Anfortas „der Fischerkönig", nur von der legendarischen Begründung dieses Namens und jenes Siechtums ist keine Spur vorhanden. Wolfram erklärt sogar ziemlich äußerlich den Beinamen „der Fischer" für eine Märe, die daher gekommen sei, weil man den leidenden König zur Linderung seiner Schmerzen immer an den See Brumbane getragen habe (vgl. S. 206).

Daß die Bewahrer und Diener des Grals aus der ganzen Welt durch eine göttliche Schrift am Grale *berufen* werden, und daß niemand unberufen dahin gelangt und niemand auch den Gral erstreiten kann, braucht nicht als eine wesentliche Abweichung von der Darstellung Borons angesehen zu werden; wenigstens ist dieser Umstand dem Charakter der Legende angemessen. Im Zusammenhange damit steht die *Frage*, welche der Gralsucher zu thun hat. Sie ist bei Boron ꝛc. die Frage nach den Wundern des Grales aus religiösem Bedürfnis; auch bei Chrestiens soll er fragen: „wem dient man mit dem Grale?" außerdem „was bedeutet die Lanze?"[1]): bei Wolfram aber ist sie eine Frage des Mitleids, rein ethischer Natur, wie oben gezeigt worden ist. Aus dem allen folgt nun unzweifelhaft, daß Wolfram den Zusammenhang des Grales mit der Legende nicht gekannt hat, und ferner, daß er einer Überlieferung gefolgt ist, welche zwar mit jener eine gemeinschaftliche Urquelle gehabt haben muß, in ihrem Charakter aber ganz und gar verändert worden ist.[2])

[1]) Die blutende Lanze ist nach späterer Ausgestaltung der Legende die Lanze, mit welcher Longinus in die Seite des Herrn stach. Davon ist bei Wolfram so wenig die Rede wie von den übrigen Dingen der Legende.

[2]) Ganz allein bei Wolfram treten auch auf die silbernen Messer („schneid'ges Silber", V, 306) und ihre märchenhafte Verwendung zum Abschaben des „Frostes" von der Lanze, wenn sie das Gift aus der Wunde des Königs gezogen hat. Bei Chrestiens wird hier ein silberner Teller hineingetragen, und dieser hat seine Begründung in der Legende: er ist der Deckel des Kelches, d. i. des Abendmahlskelches und als solcher Symbol des Grabsteines Christi; das altfr. Wort dafür ist tailleor d'argent. Hier hat nun die Vermutung viel für sich, daß Wolfram wie manches andere auch diesen Ausdruck mißverstanden und an das

Alle Gralsgeschichten scheinen demnach aus einer keltischen Ursage zu stammen, welche als eine Verbindung keltischer Volks- und Nationalsage mit christlichen Mysterien zu betrachten ist. Aus diesem Grundstocke aber sind sehr verschiedene Zweige erwachsen, verschieden durch die größere oder geringere Betonung des christlich-symbolischen Charakters, je nachdem nämlich mehr die Volkssage oder mehr die Legende überwog. Die eine Richtung repräsentiert Robert von Boron und seine Nachfolger, die andere Wolframs Quelle, der angebliche Kyot. Jene halten sich auf britischem Boden, diese verpflanzt sie wie die Artussage auf französischen, benutzt sie zur Verherrlichung des Hauses Anjou und behält nur den allgemeinen religiösen Hintergrund bei, sowie die allgemeinsten Beziehungen zu den Mysterien des Abendmahls. Zu welcher Gruppe Chrestiens gehörte, ist zwar nicht sicher zu sagen, da er vom Grale nichts erzählt, aber mehr als wahrscheinlich ist es, daß er in Borons Gruppe gehört, ohne von Boron abhängig zu sein. Wenn er sein Gedicht zu Ende geführt hätte, würde er vermutlich die ganze Geschichte Borons erzählt haben, so wenig sein Werk auch erwarten läßt, daß er die tiefen Beziehungen der Überlieferung in sich aufgenommen hatte.

Sieht man näher zu, so trägt Wolframs Darstellung auch noch nach anderer Seite einen bestimmten Charakter, der sich scharf von der anderen Gruppe unterscheidet und nur aus seiner Quelle stammen kann. Das ist der Charakter geistlicher Gelehrsamkeit, welche christliche, mohammedanische und rabbinische Traditionen beherrschte. Wir finden diesen Charakter, wie Martin gezeigt hat, schon in der Art der Wunde des Anfortas, er zeigt sich aber auch in den Heilmitteln, die man zu ihrer Heilung gesucht hat (das Wasser der Paradiesflüsse ꝛc.), ferner im Namen des Gralsteines, in der Geschichte Lucifers, in der Phönixsage (s. o. S. LX), in dem Rätsel von Kain und der Mutter Erde, in den Anspielungen auf die Sibylle und Virgil als Propheten auf Christus, in der ganzen Haltung der Reden Trevrezents. So hat es auch nichts so Unwahrscheinliches, daß Wolframs Gralstein auf der mohammedanischen Tradition von dem

---

Etymon tailler = „schneiden" denkend „Messer" daraus gemacht habe, für die er sich dann die merkwürdige Verwendung erdachte. Aber auch hier scheint uns Vorsicht nötig zu sein. Mag man immerhin ein Mißverständnis annehmen: die Bestimmung des fraglichen Gegenstandes hängt doch zu eng mit der in der Sage wohlbegründeten Verwendung der Lanze (vgl. S. LVIII) zusammen, als daß sie von Wolfram frei erfunden sein könnte.

schwarzen Steine der Kaaba in Mekka beruht. Dieser Stein ist vom Himmel gefallen, und in ihm soll der Engel versteinert sein, welcher Adam beigegeben ward, um seinen Fall zu verhüten, aber diese Pflicht nicht erfüllte. Auf mohammedanische und rabbinische Traditionen, wie sie sich in Spanien im 10. und 11. Jahrhundert leicht herausbilden konnten, weist endlich auch die Angabe, daß Kyot die ganze Gralsgeschichte in einem „heidensch", d. i. arabisch geschriebenen Buche eines aus heidnisch-jüdischer Ehe geborenen Naturkundigen und Astrologen Flegetanis in Toledo gefunden habe. Die Gralssage natürlich stammt nicht aus Spanien, aber ihre Umbildung und Erweiterung aus mauriſchen und rabbinischen Traditionen konnte wohl zu solchen Angaben führen.[1])

Die Versuchung liegt nun nahe, aus alledem in Verbindung mit dem oben bereits Erörterten ein ungefähres Bild von dem Kyot Wolframs zu entwerfen, aber wir würden doch nur eine Möglichkeit construieren können, welcher so und so viele andere auf diesem unsicheren Boden an die Seite zu stellen wären; die Hauptsache, zweifellos festzustellen, wie sich Wolframs Darstellung zu der Kyots verhält, kann uns doch nicht gelingen, so lange Kyots Werk verloren ist. Es genügt, erkannt zu haben, einmal, daß Wolframs Gedicht auf einer von allen übrigen bekannten Gralsgeschichten abweichenden, doch ebenfalls ursprünglich keltischen Überlieferung beruht, und dann, daß Wolfram dieselbe völlig souverän, gedankentief und schöpferisch reproduciert hat, doch so, daß er die gelehrte, poetische und märchenhafte Einkleidung als ihr schimmerndes Gewand einfach aufnahm. — Zum Schluß noch einige Hinweise auf

c. Die märchenhaften Bestandteile.

In Verbindung mit der Artussage tritt als ein beliebter Gegenstand keltischer Volksmärchen das „Dümmlingsmärchen" auf, welches freilich, ebenso wie die Artussage, seine litterarische Gestaltung erst in Frankreich gefunden hat und dann

[1]) Hier ist die merkwürdige Verknüpfung der Sage vom Priester Johannes mit der Parzivalsage zu erwähnen (vgl. S. 277). Die Sage von einem christlichen Könige und Priester Johann, der ein mächtiges christliches Reich in Asien unter den Heiden gegründet habe, ist asiatischen Ursprungs und geht bis ins 11. Jahrhundert zurück. Sie erregte mächtig das Interesse der abendländischen Christenheit und ward ins Ungeheuerliche ausgestaltet. Hier aber tritt zum ersten Male ihre Verbindung mit der Gralssage auf.

von dort in seine Heimat zurückgekehrt ist. Ein edel geborner, in Einsamkeit und Unerfahrenheit aufgewachsener junger Mensch zieht in kindlicher Einfalt und in bäurischem Aufzuge hinaus, kennt nur die Lehren seiner Mutter, richtet durch ihre wörtliche Anwendung Unheil an, kommt an den Hof Artus', wird verspottet, rächt sich, erlebt merkwürdige Abenteuer, wird ein Ritter und bald der tapferste Held, erkämpft sich eine Gattin und ein Königreich und kehrt schließlich zu seiner trauernden Mutter zurück und führt sie in sein Reich. Der Held heißt der französischen Quelle gemäß Perceval; sein Auszug ist dadurch motiviert, daß er seinen Vater rächen will, der vom „Roten Ritter" erschlagen ist. Diesen roten Ritter tötet er. Wir haben hier also eine Parzivalgeschichte ohne die geringste Spur einer Verbindung mit der Gralssage. Fast dieselben Züge kehren wieder in dem Märchen von Peredur aus den Mabinogion (Pluralform vom keltischen Mabinogi = Märchen) des „roten Buches von Hergest", nur verbunden mit noch andern volkstümlichen Überlieferungen. Merkwürdigerweise treten aber hier charakteristische Züge aus der Gralssage auf ohne daß der Gral selbst auch nur genannt würde. Peredur hat die Aufgabe, seinen kranken Oheim, den „lahmen König", im Wunderschlosse zu suchen und zu erlösen. Anlaß zur erlösenden Frage soll die „blutende Lanze" geben, die er dort sieht und nach deren Bedeutung er fragen soll. Hier erscheint aber die blutende Lanze und der kranke König ganz ohne Verbindung mit der Gralssage, und das ist höchst wahrscheinlich das Ursprüngliche. Beides gehört der einheimischen keltischen Artussage an (vgl. o. S. LVIII) und ist erst durch sie in die Gralssage hineingekommen. Jedesfalls enthält dieses Mabinogi, obgleich es in der vorhandenen Fassung ziemlich späten Ursprungs ist, zum größten Teile ursprüngliche Volkssage, welche sich auch ohne Verbindung mit der eigentlichen Gralssage vielleicht auch in französischen Bearbeitungen erhalten hatte.

Dieses keltische Dümmlingsmärchen also hat der Jugendgeschichte Parzivals ihre Gestalt gegeben. Mit ihm aber sind auch noch andere Züge verbunden worden, welche ursprünglich nicht dazu gehören. So ist nachgewiesen worden, daß die Scene mit den drei Blutstropfen ihre Anlehnung an eine alte irische Sage findet, welche auch noch deutlich in dem erwähnten Mabinogi hervortritt. Die drei Blutstropfen sind ursprünglich drei verschiedene Dinge, deren Farbe an den oder die Geliebte erinnern, nämlich ein schwarzer Rabe, Blut und Schnee erinnern an das schwarze

Haar, das weiße Fleisch und die roten Wangen. Bemerkenswert ist auch, daß es in jenem Märchen wirklich Winter ist, der Schnee also sehr natürlich erscheint, während bei Chrestiens und Wolfram der Schnee im hohen Frühjahr gefallen ist, worüber Wolfram (VI, 39 ff.) humoristische Bemerkungen macht. Auch Kunneware mit ihrem Gelöbnis, nicht lachen zu wollen, ist ein auch bei andern Völkern zu findender volksmärchenhafter Zug und so noch manche andre, welche erschöpfend zu behandeln hier nicht unsere Aufgabe ist. Daß die Sage von Schastelmarveil wahrscheinlich keltische Vorstellungen vom Totenreiche enthält, ist bereits S. 213 Anm. 1 erwähnt. Hier sei noch einmal darauf hingewiesen.

Aus alledem nun hatte sich in Frankreich eine im Thatsächlichen feststehende, aber meist, z. B. von Chrestiens, sehr oberflächlich behandelte Geschichte Parzivals herausgebildet. Erst Wolfram hat sie mit einer Innigkeit des Gefühls und einem Humor der Darstellung wiedergegeben, daß daraus das Lieblichste und Schönste geworden ist, was in dieser Beziehung je geschaffen ward. So ergiebt sich auch hier wieder dasselbe Urteil über Wolframs Art, welches in den vorhergehenden Abschnitten wiederholt ausgesprochen ist.

IV.

Wolfram in der Litteratur seiner Zeit und der Nachwelt.

Man könnte aus Wolframs Werken, besonders aus dem Parzival, ein gutes Stück der Litteraturgeschichte von etwa 1190—1210 herausschreiben, denn die bedeutenden Erscheinungen dieser Zeit finden alle bei Wolfram ihre Erwähnung. Mit Namen werden angeführt Heinrich von Veldeke, welcher im Jahre 1184 seine „Eneit" (Aeneide) vollendete, Hartmann von Aue, welcher 1192 seinen „Erek" und um 1200 seinen „Iwein" vollendete und Walther von der Vogelweide, mit welchem Wolfram um 1200—1202 auf der Wartburg zusammen war. Außerdem spielt Wolfram im Parzival auf den Tristrant Eilhards von Oberge an, der wahrscheinlich noch vor Veldekes Eneit erschien, wiederholt und nachdrücklich auch auf das Nibelungenlied. Aus der Art, wie er diese Werke erwähnt, folgt, daß er sie nicht bloß dem Namen nach kannte, sondern daß er sie auch gründlich studiert hatte und ihre genaue Kenntnis auch bei seinem Publikum voraussetzte. Er bezieht sich mit Vorliebe auf sie, um Kontraste zu zeichnen, z. B. in unserem Texte Hartmanns Lunete im Gegensatze zu Siugne und Kondwiramur, Eilhards Tristan im Gegensatz zu Parzival (III, 805), Veldekes Minnescene zwischen Aeneas und Dido im Gegensatz zu Parzival und seiner eigenen Lage (VI, 254), Hartmanns gepriesene Enite im Gegensatz zu seinem noch in den Narrenkleidern steckenden Helden (III, 775 ff.). Will man aus der Häufigkeit der Anspielungen Schlüsse ziehen, so sind Erek und Iwein die am meisten erwähnten; sie waren also wohl, was auch sonst bezeugt ist, die beliebteste Unterhaltung höfischer Gesellschaften. Durch sie war der Artusroman in Deutschland eingeführt

und in kurzer Zeit beliebt geworden, wenn auch Beziehungen zur Artussage schon in Eilhards Tristan vorlagen. Wolfram scheint an Hartmanns Werken seine Freude gehabt zu haben; er bezieht sich auf sie, wie auf die übrigen, in durchaus humoristischer Weise, doch scheint ihm die Figur Lunetens nicht sympathisch gewesen zu sein, denn er stellt ihr mit ersichtlicher Absicht und Befriedigung seine Sigune gegenüber (V, 775 ff., IX, 68 ff.).

Die Stellen, in welchen er auf das Nibelungenlied anspielt, stehen im VIII. Buche, fehlen also in unserm Texte. Die Art der Erwähnung ist durchaus ähnlich, humoristisch, und es läßt sich daraus nicht sehen, ob Wolfram besondere Vorliebe für das Volksepos hatte. Aber die ganze Art seiner Darstellung ist eine echt volksmäßige, und es ist oft darauf hingewiesen worden, daß Wolframs Stil sehr stark von volksepischer Ausdrucksweise beeinflußt war. Das war die Ausdrucksweise der Spielleute, welche wahrscheinlich im 12. wie im 11. und 10. Jahrhundert nicht aufgehört haben, Teile der Heldensage an den Höfen vorzutragen. Für das Erscheinen der ersten Gesamtredaktion dieser Lieder in der Form unseres Nibelungenliedes ist aber das VIII. Buch von einiger Bedeutung. Wolframs Anspielungen erscheinen sehr unvermittelt, fast gezwungen, und zugleich so auffallend gehäuft, daß die Vermutung nahe liegt, das Nibelungenlied sei gerade in jener Zeit, als er das VIII. Buch dichtete, in Eisenach bekannt geworden. Die Zeit stimmt mit andern Beobachtungen überein, denn wenn das VII. Buch, wie wir sahen, noch im Jahre 1203 gedichtet ist, so wird das VIII. doch spätestens in das Jahr 1204 zu setzen sein, und auf dieses Jahr weisen viele andere Beobachtungen auch hin.

Was nun Wolframs Stellung und Bedeutung unter seinen Zeitgenossen betrifft, so finden wir einen Anhalt in einer Stelle Wolframs selbst. Er sagt nämlich im Willehalm 4, 19:

„Was ich Wolfram von Eschenbach
Von Parzival gesungen,
Wie mir's die Aventiur' gebot,
Das pries man hier und da:
Doch viele gab's auch, die es schmähten
Und ihre Worte besser wählten."

Hier spielt er also auf bestimmte Erfahrungen an: er hat manches Lob, aber auch vielen Tadel geerntet. Dasselbe spricht er auch im Eingange aus, wie in den Anmerkungen zu unserm Texte gezeigt ist. Die letzte der eben angeführten

Zeilen enthält aber auch einen bestimmten Hinweis. Er meint solche, die einen eleganteren Stil schrieben als er und die seinen Stil getadelt hatten. Das hatte ein Dichter gethan, der freilich in einem ausgesprochenen inneren wie äußeren Gegensatze zu ihm stand: Gottfried von Straßburg.

Gottfried ist jünger als Wolfram. Sein Hauptwerk, der „Tristan", erschien nach dem Parzival und vor dem Willehalm (um 1210), und die oben angeführten Worte aus dem Willehalm beziehen sich auf eine Stelle des Tristan, in welcher der Parzival einer herben Kritik unterzogen wird. Gottfried will Tristans Schwertleite beschreiben und weiß nicht, wie er das am würdigsten thun soll:

> „Wenn meine Dichterkraft zwölffach wäre, und wenn ich zwölf Zungen in meinem einen Munde trüge, die alle ebensoviel können, als ich jetzt allein, ich wüßte doch nicht, wie ich es anfangen sollte, etwas von dem Reichtum zu erzählen, was nicht schon besser gesagt worden wäre." (Trist. 4602).

Das scheint schon ein Seitenhieb zu sein auf Wolframs selbstbewußte Äußerung Eingang V. 92 unseres Textes:

> „Und wären hier statt meiner drei,
> An Kunst mir völlig gleich,
> So könnt' es nur ein Wunder sein,
> Thäten sie euch alles kund,
> Was ich allein euch künden will."

Darauf folgt bei Gottfried eine glänzende Verherrlichung Hartmanns von Aue, welchem er den Lorbeer der Dichtkunst zuspricht. Auf diesen Lorbeer scheine ein andrer Ansprüche machen zu wollen, fährt er fort, der auf der „Wortheide" mit hohen Sprüngen sich tummelnd, unverständliche Worte führe. Aber bei solchem Küren wollten sie, die übrigen Dichter, auch mitsprechen, denn sie hätten zu entscheiden. Der Lorbeer gebühre nur dem, dessen Rede glatt wie eine Ebene sei, über die ein Mann von schlichtem Sinne ohne Straucheln hin traben könne. Hier beginnt die Polemik in den schärfsten Ausdrücken. Er charakterisiert die Leute, zu denen der Ungenannte gehöre, als

vindære wilder mære (Erfinder wunderlicher Geschichten)
der mære wildenære (Geschichtenjäger),
die mit den ketenen liegent (die mit Kettengerassel lügen)
und stumphe sinne triegent (und die dummen Leute betrügen)

also als betrügerische Zauberkünstler, Gaukler und Taschenspieler:

die golt von swachen sachen
den kinden kunnen machen.

Sie bieten mit einem kahlen Stocke Schatten, nicht mit dem grünen Lindenblatte. Da könne man keine Freude und Lust finden. Noch mehr: Diese Jäger müssen Erklärer neben ihren Mären einhergehen lassen, man könne sie nach dem, was man von ihnen hört und sieht, nicht verstehen: „so haben wir auch keine Muße dazu, die nötigen Glossen und Erklärungen in den schwarzen Büchern aufzusuchen."

Daß Wolfram gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel, und dieser Angriff charakterisiert eine ganze Kategorie der damaligen Dichter sowohl wie des ritterlichen Publikums, jene genußsüchtige, leichtlebige Schar, welche sich auf der eleganten Oberfläche des höfischen Lebens wohl fühlte, tiefere Bildungsbedürfnisse nicht hatte und daher auch vor ernsterer Lektüre und Unterhaltnug zurückschreckte. Es ist überflüssig, hier auf Parallelen in der heutigen Gesellschaft noch besonders hinzuweisen. Gottfrieds Tristan war nach Form und Inhalt der diametrale Gegensatz zum Parzival. Dort Ergötzung, hier geistige Arbeit; dort eine einschmeichelnde Sprache von unerreichbarer Eleganz und Feinheit des Stils, hier gedankenschwerer Ausdruck, unregelmäßiger Satzbau, barocke Bilder und Breviloquenzen; dort der Ehebruch in einem schimmernden Gewande, ein Lied von der Gewalt der Sünde, hier das Hohelied von der Ehe als des Lebens höchstem Heiligtume, von keuscher Liebe, von Treue, von Mannesmut, der seinen höchsten Wert erhält durch Selbstüberwindung und demütige Unterwerfung unter Gottes Willen. Kein Wunder, daß sich diese Geister nicht verstanden!

Man hat das Verhältnis Gottfrieds zu Wolfram in eine Parallele gestellt mit dem Wielands zu Klopstock. Das ist richtig, soweit es ihre sittlichen Anschauungen und den allgemeinen Charakter ihrer Sprache betrifft, aber man darf nicht vergessen, daß Wolfram doch ein ganz anderer als Klopstock war. Klopstock war nur Idealist und „sentimentalischer" Dichter, Wolfram aber hatte überall festen Grund und Boden unter sich. Und doch läßt sich die Parallele mit den nötigen Modifikationen noch weiter ausdehnen. Wie Klopstock eine Sprache schuf, welche bis dahin unerhört war und deshalb eine ungeheure Wirkung hervorrief, so trat auch Wolframs Dichtersprache als etwas ganz neues in die Litteratur ein und begründete eine Richtung, welche, wenn auch stümperhaft fortgesetzt, doch Gottfrieds Ruhm überdauerte und schließlich unter den Meistersängern bis zu abergläubischer Verehrung gelangte.

Der erste, welcher von der außerordentlichen Wirkung Zeugnis giebt, welche der Parzival trotz vieler Anfeinder ausübte, ist der Landsmann Wolframs, Wirnt von Grafenberg (Franken). Er ist freilich ein Dichter von sehr mäßiger Begabung, aber ein um so treuerer Spiegel der litterarischen Strömung seiner Zeit. In der ersten Hälfte seines Gedichts ahmt er durchaus Hartmann von Aue nach, dann aber tritt Wolfram hervor und zwar mit den sechs ersten Büchern des Parzival. Vorher findet sich nicht die geringste Beziehung auf Wolfram, plötzlich beherrscht er seinen Stil so, daß Hartmann fast ganz verschwindet. Wirnt führt ihn förmlich ein, indem er Jeschute der Enite gegenüberstellt und hinzufügt:

Das Lob giebt ihr Herr Wolfram,
Ein weiser Mann von Eschenbach,
Sein Herz birgt einen ganzen Sinn,
Laienmund nie besser sprach.

Er hatte also den ersten Teil des Parzival kennen gelernt, als er mit seinem Gedichte so weit gekommen war, und war von da an Wolframs Verehrer.

Wolfram und Gottfried wurden so die Meister zweier entgegengesetzter Schulen, aber keiner von beiden ist auch nur annähernd wieder erreicht worden. Unter Gottfrieds Nachfolgern sind Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg die bedeutendsten, aber sie befleißigten sich nur der äußeren Glätte und Eleganz und verloren sich in seichte Geschwätzigkeit. Wolframs Einfluß zeigt sich im „Wälschen Gast" Thomasins und in Freidanks „Bescheidenheit"; seinen Spuren folgten die Dichter des „Lohengrin" und des „Wartburgkrieges". Andere machten sich an die Fortsetzung und Vervollständigung des „Titurel" und des „Willehalm". So entstand eine Einleitung zum Willehalm von Ulrich von dem Türlin nach 1250 und eine Fortsetzung von Ulrich von Türheim etwas früher. Beide suchten ihren Gedichten Wolframs Gepräge zu geben, aber in ganz äußerlicher Weise. Noch mehr tritt dies in der Vervollständigung des „Titurel" hervor, im sogenannten „jüngeren Titurel", der auch um 1250 entstanden ist. Sein Verfasser, wahrscheinlich nicht Albrecht von Scharfenberg, welcher gewöhnlich als solcher angesehen wird, sucht seine Stärke in einem dunkeln und geschraubten Stile, und hat daher nur ein ungeheuer weitschweifiges, schwülstiges und ungenießbares Werk zustande gebracht. Er mystifiziert seine Person und giebt sich den Anschein, als sei er Wolfram selbst, dessen zwei Titurellieder er aufnahm. Es ist ihm auch gelungen, die Welt zu täuschen,

denn im ganzen Mittelalter hat es als ein von Albrecht nur reproduziertes Werk Wolframs gegolten und ist mit einer fast abergläubischen Verehrung betrachtet worden: so schnell war das sittliche und ästhetische Urteil während des Interregnums gesunken. Die Erinnerung an Wolfram ging fast ganz in der Verehrung dieses Gedichtes auf. Bald verfiel sein Name der Sage und diese gewann schon im „Wartburgkriege" ihre Gestaltung. In der Zeit des Meistergesangs ist nur noch dieser mythische Wolfram ein Gegenstand der Verehrung, und wenn man auch noch den Parzival als eins der ersten Werke kannte und druckte, so fehlte doch jedes Verständnis. Nach der Reformation erlosch die Erinnerung fast ganz, und erst 1784 ist der Parzival wieder gedruckt worden von demselben Müller, der von Friedrich dem Großen die geringschätzige Antwort über das Nibelungenlied erhielt. Bodmer hatte bereits versucht, den Parzival in Hexametern wiederzugeben, aber er machte damit ebensowenig Glück als mit dem Nibelungenliede; überhaupt hat diese Zeit nur das allerdings große Verdienst, die Schätze unseres deutschen Altertums wieder ans Licht gezogen zu haben. Erst in unserem Jahrhundert hat mit dem Erwachen der deutschen Philologie die Arbeit begonnen, das Verständnis Wolframs wieder zu erschließen, und Karl Lachmann hat das unsterbliche Verdienst, die Wege dazu geebnet zu haben durch seine kritische Ausgabe der Werke Wolframs, welche 1833 bei Reimer in Berlin erschien. Möge nun auch diese Übersetzung ihr bescheidenes Teil dazu beitragen, dem deutschen Volke den größten Dichter seiner Vergangenheit wieder nahe zu bringen!

Eingang.

Vergl. Lachmann [Abschn. 1]

Wohnt der Zweifel nah dem Herzen,
Das bringt bitt'res Weh der Seele.
Verunziert ist und doch geschmückt
Die Seele, wenn sich mischt zum Zweifel
Unverzagter Mannesmut
Wie zu der Elster Schwarz das Weiß.
Solcher Mann kann freudig hoffen,
Denn er hat an beiden Teil,
Am Himmel und an der Hölle.
Der haltlos schwankende Mann
Trägt die schwarze Farbe nur
Und verfällt der Finsternis:
Aber in Weiße kleidet sich
Der Mann von festem, treuem Sinn.
Einfältgen[1]) freilich ist zu schnell
Dieses Gedankens fliegend Bild:
Sie können's nicht erfassen.
Es huscht vor ihnen flüchtig hin
Wie ein aufgeschreckter Hase.
Ein Schemen ist's nur, was sie sehn,
Wie des Spiegels Truggestalten

[1]) tumbe, die Menschen ohne sittlichen Ernst, die Gedankenlosen.

Und des Blinden Traumgesicht. 21
Nimmer ist ja von Bestand
Dieser schnell verwischte Schein;
Er macht nur kurze Freude. 22
Sie wollen raufen, wo an mir
Kein Härchen doch zu fassen ist.[1])
Sie wissen nah zu greifen!
Wird mir bang vor solcher Not,
So hat's Erfahrung mich gelehrt.
Wohlwollen[2]) werd' ich schwerlich finden, [2]
Wo es stets verschwinden kann
Wie Feuer in Wasserfluten
Und in der Sonne Glut der Tau.[3])
Doch auch von Weisen[4]) kannt' ich keinen, 5
Der nicht Kunde gern empfinge,
Wohin steure diese Mär
Und welche gute Lehr' sie beut.
Denn immer müssen sie auf's neu'
Mit fliehen, mit verfolgen, 10
Bald entweichen, bald sich wenden,
Heute schmähen, morgen ehren.
Wer mit dem allen rechnen kann,[5])
Wer träg nicht ist, noch zügellos,

---

[1]) d. h. sie, die Einfältigen, machen boshafte und ganz ungegründete Angriffe. Im Original ist dies durch eine rhetorische Frage ausgedrückt:

„wer roufet mich, dâ nie kein hâr
gewuohs, inne an mîner hant?"

[2]) triuwe, feste zuverlässige Gesinnung. Hier mit Bezug auf den Dichter = „Wohlwollen", vgl. Ercurs I, 1.

[3]) vgl. hierzu Schiller, Wallensteins Tod III, 7:

Ja, der verdient betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei den Gedankenlosen.

[4]) wîse, d. h. ernst und verständig Denkende.

[5]) swer mit disen schanzen (= Chancen) allen kan: wer diese Wechselfälle meiner Erzählung recht beurteilen kann, weil er selbst ein charaktervoller Mann ist.

Und sonst den rechten Sinn läßt walten,[1])
An dem hat Weisheit wohlgethan.
Und des falschen Menschen Sinn?
Er taugt zum Höllenfeuer nur,
Zerschlägt die Ehr', wie Hagelwetter.
Wie Kühe mit gestutztem Schwanz
Beim dritten Bremsenstich entfliehn,
So wenig hält sein Treusinn Stand.[2])
Dieser Lehren Mancherlei
Handeln nicht vom Mann allein.
Den Frauen steck' ich dieses Ziel:
Die meinem Rat vertrauen will,
Die wisse wohl, was ihrem Preis
Und ihrer Ehre zieme,
Und wem sie ihren guten Namen[3])
Und ihre Minne bieten will,
So daß sie nicht gereue [3]
Jungfräuliche Lieb' und Treue.[4])
Ich bitte gute Frau'n vor Gott,
Daß rechtes Maß bei ihnen wohne.
Aller Sitte Hüterin
Ist Scham, mehr brauch ich nicht zu bitten.
Die Falsche lohnet falscher Ruhm.

---

[1]) der sih niht versitzet noch vergêt
und sich anders wol verstêt — ein geistreiches, für uns nicht wiederzugebendes Wortspiel.

[2]) sin triwe hât sô kurzen zagel,
daz si den dritten biz niht galt
fuor si mit bremen in den walt.

Eine Anspielung auf eine Tierfabel. Die Treue des Falschen wird mit dem zu kurzen Schwanze der Kühe verglichen.

Der Gedankengang bis hierher ist folgender: 1. V. 1—14, Grundgedanke des Gedichts. 2. V. 15—25, das Verhalten der Einfältigen zu demselben. 3. V. 26—34, ihr Verhalten zum Dichter. 4. V. 35—46, das Verhalten der Ernstgesinnten. 5. V. 47—52, die Falschen. Vgl. noch Einl. III, 1.

[3]) ir werdekeit.

[4]) ir kiusche und ir triuwe, vgl. Excurs I, 1. 2.

Wie lange währt ein dünnes Eis
Im Strahl der heißen Julisonne?
So fährt auch schnell ihr Preis dahin.
Manch Weibes Schönheit rühmt man weit:
Ist da das Herz im Widerspiel[1])
Die lob' ich, wie ich loben wollte,
Ein blaues Glas, gefaßt in Gold.
Doch nichts geringes dünkt es mich,
Wenn eine edelen Rubin
In schlechtes Messing kleidet:
Ich meine all' ihr Glück und Heil,
Des rechten Weibes hoher Sinn.
Übt eine echte Weiblichkeit,
Da soll ich nicht nach Schönheit fragen,
Die des Herzens Dach nur ist.
Ist in der Brust sie wohl bewahrt,
Bleibt hoher Preis ihr unverkürzt.[2])
Sollt' ich hier nun Weib und Mann
So würd'gen, wie ich's könnte,
Das würde eine lange Mär.
Drum hört nun, was ich euch erzähle.
Es thut euch kund von beiden,
Von Liebe und von Leide:
Not und Freude fährt daher. [4]
Und wären hier statt meiner drei,
An Kunst mir völlig gleich, 4
So könnt' es nur ein Wunder sein, 5
Thäten sie euch alles kund,
Was ich allein euch künden will.
Sie hätten Arbeit dran genug.
Eine Mär erneu' ich euch,

[1]) ist dâ daz herze conterfeit = frz. contrefait.
[2]) V. 80—84 ist die Erklärung zu V. 75—79.

Die sagt von großen Treuen,
Von Weibes rechter Weiblichkeit,
Von echtem, starken Mannessinn,
Der hartem Druck sich nie gebeugt.
Wo er — ein Stahl! — zum Streite kam,
Da nahm stets siegreich seine Hand
Gar manchen ruhmesreichen Preis.
Du Kühner, langsam nur gereift,
— So grüß ich meinen Helden —.
Der Frauen Augen süßer Trost,
Und doch der Herzen zehrend Leid,
Des Schlechten wahrer Hasser!
Den ich hiezu auserkoren,
Noch läßt ihn ungeboren sein
Die Mär, die man von ihm erzählt
Mit allen ihren Wundern.

Die Vorgeschichte.

Erstes Buch.

Gahmuret und Belakane.

In Anjou starb der König Gandin und hinterließ [4] 27 bis [58] 26
zwei Söhne, Galoes und Gahmuret. Der ältere, Galoes, war nach „wälschem Recht“ der alleinige Erbe, daher zog der jüngere, obwohl ihm von seinem Bruder ein ehrenvoller Platz und reicher Besitz angeboten wurde, auf Abenteuer[1]) aus, um sich in der Fremde ein Reich zu erwerben. Mutter, Bruder und eine Freundin rüsteten ihn mit Kostbarkeiten und allem Bedarf zu seiner Fahrt, und so nahm er Urlaub, um seine Dienste dem mächtigsten Herrscher unter der Sonne anzubieten. Als solcher galt der „Baruch“, der Khalif von Bagdad, weil er alle geistliche und weltliche Gewalt zugleich besaß, also Kaiser und Papst in seinem Reiche in einer Person war. Ihm diente er in seinen Kriegen gegen zwei rebellische Brüder, Pompejus und Hippomedon von „Babylon“[2]) und half ihm zum Siege. Dann zog er weit im Orient umher und gelangte endlich in das Königreich Zazamanc. Hier ward gerade die Mohrenkönigin Belakane vom Schottenkönige Fridebrant in ihrer Hauptstadt Patelamunt hart bedrängt, weil Isenhart, der König des Nachbarreiches Azagouc, ein Verwandter Fridebrants und Belakanens Geliebter, in ihrem Dienste und durch ihre Schuld das Leben verloren hatte. Gahmuret landete an der Stadt, und als er die Not der Königin erfuhr, sagte er ihr sogleich seine Hülfe zu. In glänzendem Aufzuge, mit Flöten und Trommeln, zog er ein, bewundert von den schwarzen Frauen und

[1]) vgl. Excurs II, 6.
[2]) d. i. Neubabylon = Kairo in Ägypten.

herzlich vom „Burggrafen“ der Stadt in dessen Hause empfangen. In der Stadt aber fand er viele wunde Ritter und große Klage nicht bloß um die Kampfesnot, sondern auch um den toten Isenhart. Nachdem er sich entwappnet und reiche Kleider angelegt, führte ihn sein Wirt zur Königin. Die war zwar schwarz wie die andern, aber lieblich, schön und ritterlich gesinnt. Von ihr erfuhr er, daß sie Isenhart, der ihr um Minne diente, in jungfräulicher Schamhaftigkeit immer wieder vertröstet und ihn zuletzt auf eine sehr harte Probe gestellt hatte, indem sie von ihm verlangte, daß er sein kostbares Zelt verschenke. Als er aber auch da noch keine Erhörung fand, hatte er den Tod in Abenteuern gesucht und gefunden. Darauf waren die Schotten gekommen, um ihn zu rächen, und die Mannen von Azagouc hatten sich mit ihnen verbunden und hatten die balsamierte Leiche ihres Herrn in jenem Zelte aufgestellt und verehrten sie wie eine Reliquie. Die junge Königin klagte das alles in züchtiger Anmut so herzlich und rührend, daß Gahmuret bald innige Zuneigung zu ihr empfand, und auch Belakane sah ihn mit Wohlgefallen. Nachdem er ihr seine ganze Kraft gelobt, nahm er Urlaub, um mit seinem Wirte die Befestigungen und das feindliche Lager zu besichtigen und sich in die Verhältnisse einweihen zu lassen. Bei ihrer Rückkehr fanden sie das Essen bereit, und Belakane selbst war mit ihren Jungfrauen gekommen, sich von der würdigen Pflege ihres Gastes zu überzeugen und ihn selbst zu bedienen. Das schuf ihm noch mehr Minnenot, und leid war's ihm, als der Nachttrunk[1]) gebracht wurde. Mit Züchten nahm die Königin Urlaub; Gahmuret aber verbrachte in Minnesehnsucht eine schlaflose Nacht und konnte kaum den Tag erwarten, für sie in den Kampf zu gehen. Kaum war es hell geworden, als er sich rüstete und allein hinaussprengte, sich einen Gegner zu suchen. Bald hatte er den Stärksten, Hiuteger, vom Roß gestochen, und anderen ging es nicht besser. Die Besiegten mußten sich seinem Wirte als Gefangene stellen. Als sie kamen, merkte dieser erst, daß sein Gast bereits im Kampfe begriffen war. Nun zogen alle hinaus, die Mannen in die Befestigungen, die Ritter zur Tjost. — Gahmuret aber übertraf alle an Tapferkeit und Stärke und kämpfte fast allein. Die Besten der Schotten und die Edelsten der Mohren, der Unterthanen Isenharts, erlagen ihm und mußten sich in der Stadt als Gefangene stellen. Von den letzteren war Razalic der Stärkste, und mit seinem Falle war der Sieg

[1]) vgl. Excurs V 1, b u. 2, b.

entschieden. Als nun Gahmuret zurückkehrte, kam ihm die Königin entgegen und führte ihn durch die Stadt; sie machte aus ihrer Liebe kein Hehl mehr, und so fand sogleich unter dem Jubel des Volkes von Zazamanc die Vermählung statt. Die Gefangenen fanden eine freundliche und ehrenvolle Behandlung: als einzige Bedingung ihrer Auslösung stellte Gamuhret die Auslieferung des verhängnisvollen Zeltes und der kostbaren Rüstung Isenharts. Die letztere hatte Fridebrant schon mit in seine Heimat genommen, aber Hiuteger gelobte, sie zurückzubringen. Darauf schieden alle; Isenhart ward feierlich bestattet und Gahmuret war der glückliche König von Zazamanc und Azagouc, gewann die Liebe der Völker durch reiche Gaben, und unter seiner Fürsorge blühte das verheerte Land bald wieder empor. Aber nicht lange gefiel ihm die Ruhe und das thatenlose Glück seiner Ehe, so sehr er auch sein Weib liebte und von ihm geliebt wurde. Er sehnte sich nach Ritterthaten, und eines Morgens war er fort und Belakane fand in ihrer Tasche einen Brief, in welchem er sie seiner steten Liebe versicherte, aber doch sein heimliches Entweichen damit entschuldigte, daß sie Heidin sei; zugleich gab er ihr Auskunft über seine Abstammung und sein ganzes Geschlecht, damit ihr Kind, dessen Geburt sie entgegensah, wisse, daß es aus dem edeln Geschlechte der Anjous stamme, dessen Stammmutter eine Fee gewesen war. Schmerzlich beklagte die junge Königin ihr verlornes Liebesglück, und gern hätte sie sich taufen lassen, wenn sie Gahmuret dadurch hätte wieder gewinnen können.

Einige Zeit darauf gebar sie einen Sohn; der trug ihre und ihres Gatten Farben: er war am ganzen Körper vom Kopf bis zu Fuß schwarz und weiß gefleckt. Sie nannte ihn Feirefiß (= frz. fier fils) und suchte ihren Schmerz um Gahmuret zu lindern, indem sie oft die weißen Stellen seiner Haut küßte und mit ihren Thränen benetzte. Gahmuret durchfuhr indessen, Isenharts Zelt mit sich führend, viele Meere. Da traf er einst ein Schiff, welches die Boten Fridebrants aus Schottland trug. Sie sollten Belakanen die versprochene Rüstung als Sühnegeld bringen. Gahmuret nahm sie ihnen ab und gelangte bald nach Spanien. In Sevilla stieg er an's Land.

Zweites Buch.

Gahmuret und Herzeloyde.

In Spanien trug sein Vetter Kaylet Krone, der auch mit [58] 27 bis [103] 24
den Schotten vor Patelamunt gekämpft hatte. Ihn wollte er zunächst aufsuchen; da man ihm aber sagte, er sei auf Ritterschaft gefahren, zog er ihm nach und fand nach langer Reise vor Kanvoleis, der Hauptstadt des Landes Waleis[1]) gewaltige Zeltlager aufgeschlagen, welche sein kampflustiges Herz höher schlagen machten.

Herzeloyde, die jungfräuliche Königin von Waleis, hatte ein hochfestliches Turnier[2]) ausgeschrieben, zu welchem Ritter und Fürsten aus allen Reichen weit und breit gezogen waren, denn der Siegespreis war ihre Hand und ihre zwei Reiche, Waleis und Norgals. In gebührender Pracht zog Gahmuret nun durch die Stadt auf den Plan und ließ dort Isenharts herrliches Zelt aufschlagen. Nie war ein so kostbares Zelt gesehen worden, und die Kunde davon verbreitete sich sogleich im Lager; die Königin aber hatte den Einzug des stattlichen Helden von den Fenstern ihrer Burg mit angesehen, und es war ihr nicht leid, daß er sich bei ihrem Anblicke wie in plötzlicher Empfindung im Sattel hochaufgerichtet hatte. Der erste aber, der ihn willkommen hieß, war sein Vetter Kaylet. Er hatte kaum gehört, daß der König von Zazamanc angekommen sei, als er freuderfüllt die Fürsten seiner Sippe zusammenholte und mit ihnen zu Gahmuret eilte, ihn als den starken Hort zu begrüßen, auf den er seine und des ganzen Geschlechtes Hoffnung setzte. Er kämpfte nämlich weniger um Herzeloydens Hand, als aus Feindschaft gegen seinen unversöhnlichen Widersacher, den starken Gaskognerfürsten Hardiz, dessen Schwester Alize er verlassen hatte. Mit ihm verbündet waren

[1]) d. i. Valois in Frankreich, vgl. Einleitung III, 3.
[2]) Vgl. Excurs II, 5.

viele gewaltige Herrscher. Unter den Fürsten, die sich dort zusammengefunden hatten, waren die edelsten Utepandragun, der König von Britannien, der Vater Artus', Lot, der König von Norwegen, mit seinem kleinen Sohne Gawan,[1]) der noch zu schwach war, einen Schaft zu brechen, die Provenzalen, die Waleisen, Vergulaht, der König von Ascalon[2]) Cidegast von Logroys,[3]) Läheli n[4]) und Gurnemanz de Graharß.[5]) Gahmuret versprach seinem Vetter treue Hülfe, und als er zu seinen Zelten zurückritt, begann auch schon „die Vesper",[6]) das Vorturnier am Vorabend des eigentlichen Kampfes. Bald war der Kampf so allgemein geworden, daß sich auch Gahmuret von seiner kurzen Ruhe erhob und mit seiner Schar zu Felde ritt. Noch aber beteiligte er sich nicht selbst am Kampfe, sondern ließ sich seinen Teppich ausbreiten und sah behaglich zu, wie die Streitenden durcheinander wirbelten, die Rosse wieherten, die Speere krachten, die Schilde klangen. Er dachte nicht daran, die Hand der Königin zu erwerben und wollte nur seinem Vetter zu Liebe mitkämpfen. Die Königin aber mit ihren Frauen sahen von der Königsburg herab, und ihr war's leid, daß der König von Zazamanc sich da nicht mit den andern jagte. Endlich legte er Isenharts starke und herrliche Rüstung an: den demantnen Helm, den köstlichen Schild mit seinen schweren, goldenen Buckeln, den goldgestickten leuchtenden Wappenrock, und überall auf Helm, Schild und Rock erstrahlte in Gold und Edelsteinen das Wappen, das er seit seinem Abschiede aus Anjou angenommen hatte, der Anker. Da erging ein neues Rennen. Der Held fuhr durch die Massen hindurch, und niemand konnte ihm widerstehen. Speere wurden verthan, als sollte aller Wald auf Erden verschwendet werden. Bald fand er den Gascognerkönig; im ersten Anlauf stach er ihn vom Roß und nahm ihn gefangen. Andere Helden erlitten gleiches Schicksal, aber er konnte nicht hindern, daß Kaylet von den Gegnern gefangen

---

[1]) Von ihm handelt später ein großer Teil des Gedichts: Buch VII, VIII, X—XIII.

[2]) Er spielt in der späteren Geschichte Gawans, besonders im achten Buche, eine wichtige Rolle. „Ascalon" ist eine Entstellung eines französischen Namens.

[3]) Der Geliebte Orgeluses, vgl. Buch XII.

[4]) Er und sein Bruder Orilus haben später Parzivals Erbe verheert und beraubt, vgl. Buch III.

[5]) Später der erste Lehrer Parzivals, vgl. Buch III.

[6]) vgl. Exkurs II, 5.

ward. Immer heftiger ward das Ringen, und dicke Beulen und blutgetränkte Schrammen waren da feil. Viele edle Ritter aber zierten das kurze Gras und den weichen Sand. Hardißens Freunde und Gesippte unterlagen fast alle, zuletzt auch Lähelin, und bald stob alles auseinander, wo der Anker sichtbar wurde.

Da ward der Held jäh aus seiner Siegeslust gerissen: ein Fürst aus Anjou — als solchen erkannte er ihn am Wappen — ritt ihm entgegen mit aufwärts gekehrter Schildesspitze. Das war das Zeichen der Trauer: es konnte nicht anders sein, sein Bruder Galoes war tot. Er konnte sich nicht überwinden, sogleich von dem Boten seine traurige Märe zu hören; daher wich er ihm aus und kehrte in sein Zelt zurück, während draußen noch bis zum Anbruch der Nacht turniert ward. Vier Könige und noch mancher Fürst harrten dort sein als seine Gefangenen. Als er nun die Kerzen hatte entzünden, Decken und Teppiche ausbreiten und weiche Sitze bereiten lassen, kam die schöne Königin Herzeloyde mit ihrem Gefolge, ihn als den Helden des Tages zu begrüßen. Ihr Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihm, als er mit seinen Gefangenen aufsprang, sie zu empfangen.[1]) Sie bot ihm den Kuß, aber er nahm ihn nur an, wenn auch die Fürsten bei ihm desselben gewürdigt werden sollten. Das geschah, und nun hieß der Held sie alle sich setzen, und seine Schenken brachten „das Trinken" in den kostbaren Bechern und Schalen von Zazamanc. Da stiegen zwei Ritter vor dem Zelte ab und traten hinein. Der eine von ihnen war der gefangene Kaylet. Man hatte ihn von der andern Seite als Boten geschickt, die Auslieferung der Gefangenen Gahmurets um seinetwillen zu bewirken. Fast vergaß aber der Held dieses für ihn wichtigste vor der Freude, seinen Vetter zu seinem Siege beglückwünschen zu können: Alle seien darin einig, so jubelte er, daß ihm der Preis, Herzeloydens Hand, zukomme, die Besten seien von ihm gefangen, und daher habe man das eigentliche Turnier aufgegeben und es bei der Vesper belassen. Da schwieg auch Herzeloyde nicht länger und bat den Helden, daß er sein Recht wahrnehme und den Anspruch auf den Siegespreis erhebe. Gahmuret aber konnte nicht froh werden. Als die Königin sein Zelt wieder verließ, versprach er ihr, sie nicht zu beschämen, aber sein Herz war von ganz andern Dingen voll. Während sich Kaylet und Hardiß miteinander versöhnten und sich laute Freude darüber erhub, saß er einsam da, ringend mit Sorge

[1]) Vgl. Erecurs V, 1, a.

und Kummer. Zu der trüben Ahnung von seines Bruders Tode kam die Erinnerung an die süße Belakane, die er verlassen hatte, und als Kaylet ihn nun wegen seines Trübsinns schalt, brach er in Klagen aus über sein verlassenes Weib und über das noch ungekannte Unglück, das sein Haus betroffen haben müsse. Da erfuhr er von Kaylet, daß Galoes den Tod im Minnedienst gefunden habe: vor Munthori sei er als Ritter der Königin Fole von Averre gefallen, und als seine Mutter Schoette auch dieses Leid noch habe erfahren müssen, da sei auch ihr Herz gebrochen. Diese Nachrichten erschütterten den starken Mann so, daß er weinend in seine Kammer[1]) ging und dort die Nacht mit seinem Schmerze ringend zubrachte.

Am andern Morgen versammelte Herzeloyde alle Ritter und Fürsten in der Stadt, und als die Messe gesungen und der Segen gesprochen war, nahm sie feierlich Gahmuret als ihren rechtmäßigen Gemahl in Anspruch. Dem aber war alle Freude vergällt, und er trachtete nur darnach, seiner übeln Lage zu entgehen. Umsonst aber machte er geltend, daß er bereits ein Weib habe, nach dem er sich zurücksehne, und ebensowenig half ihm die Berufung auf sein Unglück. Als er aber das letzte versuchte und vorwand, daß das eigentliche Turnier ja gar nicht gehalten sei und daß andere wohl tapferer gefochten hätten als er, da mußte die Rechtsfrage durch ein Preisgericht entschieden werden. Es war um Mittag, als das Urteil gesprochen wurde: Gahmuret gehörte Herzeloyden, und alle Einwürfe waren dagegen machtlos.[2])

Nun fügte sich der Held in die Notwendigkeit, aber eine Bedingung stellte er voran: Sie müsse ihn wenigstens einmal monatlich turnieren lassen, sonst kenne er noch sehr gut den Schlich, mit dem er der Mohrenkönigin entronnen wäre, weil sie ihm Streiten versagte. Herzeloyde bewilligte ihm alle seine Wünsche. Nun erfuhren auch die Boten aus Anjou, daß er ihr Herr sei, den zu suchen und als rechtmäßigen König zurückzubringen sie ausgezogen waren. Da eilten sie zu ihm und brachten ihm ihre Huldigung. Er aber grüßte und küßte die Getreuen, und Herzeloyde bat mit ihm, daß sie die Hochzeitsfestlichkeiten mitfeierten. Da ward die Vermählung vollzogen und ein Fest erging, wie es nie zuvor dagewesen war. Arabisches Gold und edles Gestein floß von des reichen Königs Hand, und die fahrenden Leute hatten

[1]) Die Zelte waren so groß, daß sie die Räume und Bequemlichkeiten eines Hauses enthielten. Vgl. Excurs IV, 2.

[2]) Vgl. Excurs VI, 2.

gesegnete Zeiten. Nun nahm er auch seines Vaters Wappen wieder an: den springenden Panther,[1]) und vereinigte so die drei Reiche Waleis, Norgals und Anjou unter seinem Scepter. Als nun die Feste vorbei waren und die Gäste Urlaub genommen hatten, da hatte auch der König sein Leid vergessen, denn Herzeloydens zarte und hingebende Liebe ließ ihm das Leben in neuem Glanze erscheinen; der erwachende Frühling machte auch sein Herz wieder hochgemut, und bald erprobte er seine Kraft wieder in Turnieren. Sein Weib ward ihm so lieb, daß er immer, wenn er zum Turnier erschien, als „Kleinod" ein Seidenhemd Herzeloydens über seiner Rüstung trug. Verhauen und durchstochen brachte er dann das Hemd als Zeuge seines Ruhmes zurück, und Herzeloyde legte es an: so festete Ritterschaft das Band ihrer Liebe und Treue. Achtzehn Hemden hatten diesen Minnedienst gethan,[2]) da kam eine Botschaft, die ernster war, als eine Turnierankündigung: Der Baruch, dem er einst gedient, war von seinen Feinden wieder hart bedrängt. Da nahm er Abschied von Herzeloyden und fuhr zu Schiff davon, ihm zu helfen. Ein halbes Jahr verging, ohne daß sie eine Nachricht empfing; da fing sie an zu sorgen und nur zu bald sollte ihr ganzes Glück dahin fahren:

Um einen Mittag lag die Frau [103]25
Unruhig in angstvollem Schlafe.
Plötzlich schreckte sie empor:
Ihr war's, als führt' einen Sternenblitz
Sie fort, hoch in die Lüfte,
Wo gewaltig auf sie fuhr
Mancher feur'ge Donnerstrahl. [104]
Von allen Seiten zuckten Blitze,
Funken züngelten und zischten
In den dicken, langen Zöpfen.
Der Donner krachte fürchterlich: 5
Ihm folgt' ein Guß von heißen Zähren.
Kaum fand sie die Besinnung wieder,
Da fühlt' sie ihre Hand ergriffen,

[1]) Wappen Englands und Steiermarks, vgl. Einl. III, 4, b.
[2]) Vgl. Excurs II, 8, a.

Und verwandelt war das Bild.
Da sah sie wunderliche Dinge:
Sie wäre eines Lindwurms Mutter,
Den mit Schmerzen sie geboren.
Ein Drache lag an ihrer Brust,
Der flog dann plötzlich von ihr fort,
So daß sie ihn nicht wieder sah:
Er hatte ihr das Herz gebrochen.
Was sie da Fürchterliches schaute,
Hat wohl selten noch ein Weib
Im Traumgesicht erfahren.
Da begann die edle Frau,
Was nimmer sie zuvor gethan,
Im Schreck um sich zu schlagen,
Im Schlaf zu jammern und zu schrein.
Vier Jungfraun saßen da,
Die sprangen auf und weckten sie.
Da stieg vom Pferde Tampanis [105]
Ihres Mannes Meisterknappe,[1])
Mit vielen Knappen und Junkern.
Ihr Auftrag setzt' der Freud' ein Ziel:
Sie klagten ihres Herren Tod.
Das schuf Frau Herzeloyden Not:
Sie fiel besinnungslos zur Erde.

Gahmuret war vom Baruch mit großen Freuden [105] 8 bis [109] 5 empfangen worden, und bald neigte sich ihm der Sieg wieder zu. Da hatte er einmal im Kampfe vor übergroßer Hitze seinen demantnen Helm abgelegt, und diesen Augenblick benutzte ein Heide, ein Glas mit Bocksblut darauf zu zerschlagen. Dadurch ward er weich wie ein Schwamm.[2]) Als nun der Kampf wieder begann, fuhr Ipomedon auf ihn los und rannte ihm seine Lanze durch den Helm in das Haupt, daß sie zerbrach und der abge-

[1]) Der erste Knappe.

[2]) Eine dem Mittelalter geläufige Ansicht.

brochene Schaft darin stecken blieb. Aber der Held fiel noch nicht; mit seiner letzten Kraft ritt er aus dem Kampfe, setzte sich in das Gras, beichtete seinem Kaplan und trug Tampaneis auf, seiner Gattin das Hemd, das er auch hier mitgenommen hatte, und das Eisen, das ihm den Tod gegeben, zu überbringen. Dann starb er, sein Weib und ihr Reich dem Schutze seiner Getreuen befehlend. Der Baruch bestattete ihn in königlichen Ehren und nach Christenbrauch, und alle Sarazenen beweinten ihn als ihren tapfersten Helden. Sein Grab zierte ein Kreuz aus Smaragd; auf ihm wurde der Demanthelm befestigt, mit einer Inschrift, welche seinen Ruhm der Nachwelt verkündigte. — Als die Boten dies erzählt hatten, erhub sich großes Weinen und Klagen unter den Waleisen, und darüber vergaßen sie ganz für die arme Königin zu sorgen:

Die rang dort mit dem Tode. [109]6
Ihr Schoß barg einen Helden, 10
Der aller Ritter Blume wird,
Verschont ihn jetzt der grimme Tod.
Da kam ein alterfahrner Mann
Klagend um die edle Herrin,
Die da mit dem Tode stritt. 15
Er zwang die Zähn' ihr von einander:
Man goß ihr Wasser in den Mund,
Und die Besinnung kehrte wieder.
Sie sprach: „O weh, wo ist mein Trauter?
Meines Herzens ganze Freude 20
War des Gatten hoher Wert.
Sein Hochsinn hat ihn mir geraubt.
Will Gott nun Treue an mir üben, 30
So laß er seiner treuen Minne [110]
Ein Unterpfand mir werden.
Gott schenke mir in Gnaden 14
Gahmuretens edles Kind.
Das ist mein brünstig Flehen."
Dann hieß sie näher tragen [111]14
Ein Hemd, von Blut so rot,

Darinnen vor des Baruchs Schar
Das Leben Gahmuret verlor.
Da fragte sie auch nach dem Speer.
Der Gahmuret den Tod gegeben.
Zerfetzt von Streichen war das Hemd.
Sie hätt' es gerne angelegt,
Wie sie sonst wohl gethan,
Wenn vom Turnier der Gatte kehrte:
Da nahmen sie's ihr aus der Hand.
Die besten Ritter und Fürsten
Begruben Blut und Speer [112]
Im Münster, wie man Toten thut.
Da hörte man im ganzen Land
Des edeln Königs Tod beklagen.
Nach vierzehn Tagen gab die Fürstin
Einem Kindelein das Leben,
Einem Sohn so starker Glieder,
* Wie man nie zuvor gesehn.
Der Märe Ziel ist hier gesteckt,
Von dem sie ihren Lauf beginnt:
Denn jetzt ist er geboren,
Dem die Mär' erkoren ward.
Von seines Vaters Freud und Not,
Von seinem Leben, seinem Tod,
Habt ihr bisher vernommen.
Höret nun, wie man den Helden,
Dessen Ursprung ihr erfahren,
Lange barg vor Ritterschaft,
Eh er Verstandes Kraft gewann.
Doch lernt er noch mit Schwertern schmieden,
Feuer aus den Helmen schlagen:
Männlich feste ward sein Herz.
Der Königin Lust und Freude war's, [113]
Daß sie ihn fleißig küßte.

Zärtlich sprach sie tausendmal:
„Bon fils, cher fils, beau fils.“
Selber wollt ihm Amme sein,
Die ihn in ihrem Schoße trug.
Und wenn sie an die Brust ihn zog,
Dächt sie's, sie hätte Gahmuret
In ihren Arm zurückerfleht.
Sie floh die nichtge Eitelkeit,
Demut füllt' ihr ganzes Herz.
Sinnig sprach Frau Herzeloyde:
„Auch die höchste Königin
Bot ihre Brust dem Jesuskind,
Das dann für uns so scharfen Tod,
Am Kreuz als Mensch erlitt,
Sein Liebeswerk vollendend.
Wer's leicht nimmt, diesen zu erzürnen,
Der hat schweren Stand dereinst,
Wie lauter sonst sein Herz auch ist.
Des weiß ich sichere Märe.“
Tau von ihres Herzens Jammer
Übergoß die Königin:
Ihre Augen regneten
Auf den Knaben an ihrer Brust.
Aus ihrem Munde hörte man [114]
Bald Seufzen und bald Lachen,
Sie freut' sich ihres Sohn's Geburt:
Ihr Scherz ertrank in Thränenfluten.

Drittes Buch.

Parzivals Jugend.

Es bekümmert mein Gemüt, [116]5
Daß „Weib", so manche heißt.
Gleich ist zwar ihrer Stimme Klang:
Doch viel sind schnell bereit zur Falschheit,
Etliche hassen falschen Sinn.
So teilt sich, was man uns erzählt.
Daß die den gleichen Namen tragen,
Das hat mein Herz mit Scham erfüllt.
Weiblichkeit von echter Art,
Dir war die Treue stets gesellt.
Viele sagen, Armut sei
Zu keinem Dinge nütze.
Doch wer um Treu sie duldet,
Des Seele meidet Höllenfeuer:
Armut trug ein Weib um Treue:
Das warb ihr immer neue,
Endlose reiche Himmelsgaben.
Nur wen'ge, mein' ich, leben,
Die jung der Erde Güter
Hingäben für des Himmels Ruhm.
Ich habe keinen noch gekannt.
Mann und Weib sind darin eins,
Sie meiden's gleicherweise.
Frau Herzeloyd', die reiche, ward

In ihren Landen fremd; sie trug
Freudlosen Lebens schwere Bürde.
Falschheit schwand so ganz an ihr, [117]
Daß sie kein Ohr noch Auge fand.
Wie Nebel trüb schien ihr die Sonne,
Dahin war alle Lust der Welt,
Und wie die Nacht war ihr der Tag,
Ihr Herz beschwert von Jammer.

Aus ihrem Lande zog die Frau
Gramerfüllt in einen Wald,
Die Wildnis von Soltane[1]) genannt:
Nicht aus Lust an Blumenauen.
Sie war so ganz von Leid erfüllt,
Daß sie nach Kränzen nicht mehr fragte,
Wie bunt sie mochten prangen.
Dorthin floh sie, zu verbergen
Den Sproß des edeln Gahmuret.
Leute, ihrem Dienst ergeben,
Müssen reuten, Land bebauen.
Da konnte sie ihr Söhnchen herzen
Mit Lust. Eh das Verstand gewann,
Rief einst sie all' ihr Volk zusammen,
Und allen, Mann und Weib, befahl
Bei ihrem Leben sie, daß nimmer
Ein Wort von Rittern würde laut.
„Denn hörte je mein trautes Kind,
Was ritterliches Leben ist,
Ich hätte schwere Sorgen.
Drum gehet klug mit euch zu Rat,
Und hehlt ihm alle Ritterschaft."
Viel Sorgen brachte dies Gebot.

[1]) Wolfram hat hier das altfranz. Wort soltaine (einsam) als Eigennamen verstanden.

Der Knabe ward erzogen
Verborgen in Soltane, der Wüste, [118]
Um königliche Art betrogen,
Außer einem edeln Brauch:
Bogen und kleine Bolzen
Schnitt er sich mit eigner Hand
Und schoß die Vögel in dem Wald.
Doch war das Vögelchen nun tot,
Von des Gesang der Wald erst schallte,
So weinte er und raufte sich
Und rächte sich an seinem Haar.
Hell leuchtete sein edler Leib:
In einem Bächlein auf dem Anger
Wusch er sich jeden Morgen.
Er sorgte um das eine nur:
Daß Vögleins Sang ihm nimmer fehle,
Der süß ihm in das Herze drang.
Drob wollt' ihm springen die kleine Brust.
Zur Mutter lief er weinend dann,
Die sprach: Du warst dort auf dem Anger,
Hat jemand dir ein Leid gethan?
Da wußte er ihr nichts zu sagen,
Wie's Kindern leicht noch heute geht.
Dem Dinge ging sie lange nach.
Einst sah sie ihn nach Vögleins Sang
Vergessen in die Bäume starren.
Sie ward wohl inne, wie ihm schwoll
Von dem Gesang die junge Brust:
So zwang ihn Herzenssehnen.
Da trug sie Haß den Vögelein,
Sie wußte nicht warum;
Sie sann, den lauten Schall zu hindern. [119]
Ihre Leut' und Ackersknechte
Hieß eilend sie den Wald durchziehn,

Die Vögel fangen und erwürgen.
Die waren besser doch beritten:
Manchem blieb der Tod erspart;
Ein Teil behielt das Leben,
Die sangen fröhlich weiter.
Da sprach der Knab' zur Königin:
„Was rächt man an den Vögelein?"
Und bat um Frieden gleich für sie;
Die Mutter küßt' ihn auf den Mund
Und rief: „Was brech ich Sein Gebot,
Der der höchste Gott doch ist?
Soll Vögleins Freud' durch mich verderben?"
Schnell sprach der Knab' zur Königin:
„O sag' mir, Mutter, was ist Gott?"
„Das will ich treulich dir verkünden:
Er ist noch lichter als der Tag,
Der ein Antlitz angenommen,
Gleichwie Menschen Angesicht.
Mein Sohn, merk eine Lehre:
Ihn flehe an in jeder Not,
Seine Treu' half stets der Welt.
Doch einer heißt der Hölle Wirt;
Ist schwarz und meidet Untreu nicht.
Von dem laß die Gedanken fern
Und auch von Zweifels Wanken."
Sorglich lehrte sie ihn weiter,
Wie Licht und Finsternis sich scheidet.
Frisch entsprang er dann der Mutter, [120]
Lernte kühn den Jagdspieß schwingen
Und erschoß gar manchen Hirsch:
Das kam der Mutter Haus zu Gut.
Ob Laub ob Schnee den Wald bedeckte,
Dem Wilde schuf sein Schießen Not.
Gar fremd klingt heut' die Märe:

Wenn er ein Tier erlegt, so schwer
Wie eines Maultiers volle Last,
Das trug er unzerstückt nach Haus.
Einst führte ihn der Waidmannsgang
An einer langen Halde hin:
Er brach zum Blatten[1]) einen Zweig.
Ein Pfad zog nah bei ihm sich hin.
Da hört' er Hufschlag schallen:
Er fing den Jagdspieß an zu wägen
Und sagte: „Was vernahm ich da?
Wollte doch der Teufel kommen,
Der grimme, zornentbrannte,
Ich bestünd' ihn sicherlich.
Die Mutter spricht so graus von ihm,
Ich glaub, sie ist gar zu verzagt."
So stand er da in Streitbegier,
Da kamen hergesprengt
Drei Ritter, herrlich anzusehn,
Gewappnet bis zum Scheitel.
Der Knappe[2]) dacht' in seinem Herzen,
Jeglicher wär' der liebe Gott.
Da blieb er auch nicht länger stehn,
Warf in den Pfad sich auf die Knie
Und rief mit lauter Stimme gleich: [121]
„Hilf Gott, du kannst wohl helfen!"
Der Vorderste geriet in Zorn,
Als ihm der Knapp im Wege lag:
„Dieser täppische Waleise
Hindert unsre schnelle Fahrt!"

---

[1]) durch blates stimme, um Locktöne auf dem Blatte zu pfeifen. „blatten" ist der heutige waidmännische Ausdruck dafür.

[2]) Knappen wurden die jungen Edelleute genannt, ehe sie den Ritterschlag erhielten. Ebenso „Knabe", welches ursprünglich dasselbe Wort ist. Vgl. Excurs II, 2.

Ein Lob, das man uns Baiern[1]) zollt,
Hier rühm ich's auch von den Waleisen:
Sie sind täppscher noch als Baiern
Und leisten doch gleich tapfre Wehr.
Wer sittig ward in den zween Landen,
An dem that Sitte wohl ein Wunder.
Da kam mit verhängtem Zügel
In Wappenzier herangesprengt
Ein Ritter, der es eilig hatte.
Streitfertig ritt er andern nach,
Die ihm schon weit vorausgekommen:
Zwei Ritter hatten ihm geraubt
Aus seinem Lande eine Frau:
Das hielt der Held für Schande.
Der Jungfrau Leid betrübt' ihn sehr,
Die jammernd vor ihm reiten mußte.
Jene waren seine Mannen.
Er ritt ein Kastilianerroß;
An seinem Schild war wenig ganz.
„Wer sperrt uns hier den Weg?"
So fuhr er gleich den Knappen an.
Dem schien er herrlich wie ein Gott.
So Lichtes sah er nimmer noch: [122]
Wie Tau erstrahlt sein Wappenrock;[2])
An jedem Bein erklangen
Von kleinen goldnen Schellen
Die Stegreif, kunstgerecht geschnallt,
Und auch vom rechten Arm ertönte,
Wenn er ihn rührte, Schellenklang.[3])

[1]) Der Dichter ist ein Baier, vgl. Einl. I, 1.

[2]) ûfem touwe der wâpenrock erwant — ein schwer wiederzugebender Ausdruck. Nicht „spiegelte sich im Tau," sondern „kehrte am Tau um", d. h. fand erst in dem Glanze des Taues seine Grenze.

[3]) Vgl. Excurs II, 3.

Jetzt klang er hell, Schwertschlag zu üben.
Den Helden triebs nach Preis und Ruhm.
So fuhr der reiche Fürst daher
In wonniglicher Ritterzier.
Der Mannesschöne Blumenkranz,[1])
Den fragte jetzt der Held:
„Junker, saht ihr hier zwei Ritter
Fahren, die nicht halten können
Ritterliche Zucht und Ehre?
Sie trachten nach Gewalt,
Ihr Leben ziert nicht Mannesehr.[2])
Eine Jungfrau schleppen sie
Räubrisch fort.“ — Was er auch sprach,
Der Knappe wähnt, er wäre Gott;
So sagt' ihm ja Frau Herzeloyde,
Als sie vom lichten Schein ihn lehrte.
Aufrichtig rief er laut ihn an:
„Nun hilf mir, hilfereicher Gott!“
Und brünstig kniet' zu dem Gebet
Gahmurets des Königs Sohn.
Da sprach der Fürst: „Ich bin nicht Gott,
Doch thu' ich gerne seinen Willen.
Vier Ritter müßtest du uns nennen [123]
Könntest du nur richtig sehn.“
Gleich fragt' der Knappe weiter:
„Du sprichst von Rittern, was ist das?
Wenn du Gotteskraft nicht hast,
So sage, wer giebt Ritterschaft?“
„Die giebt der König Artus,
Kommt ihr einst in dessen Haus,
So bringt er euch zu Ritters Ehre,
Daß ihr euch seiner nimmer schämt.

[1]) Umschreibung für Parzival.
[2]) Vgl. Excurs II, 2.

Ihr scheinet ritterlicher Art."
Da schauten ihn die Helden an:
An ihm war Gottes Kunst zu sehn.
Ich sag's, wie mich Frau Aventiure,[1])
Wahrhaftig hat beschieden:
Nie geriet ein Mannesantlitz
So schön wie seins, seit Adams Zeit:
Davon ward ihm viel Frauenlob.
Gleich sprach der Knappe wieder,
Daß alle herzlich lachten:
„O Rittergott, was bist du nur?
Du hast so manches Ringlein dir
An deinen Leib gebunden,
Oben, unten, überall!"
Und er befühlte mit der Hand,
Was eisern an dem Fürsten war.
Dann schaut' er sich den Panzer an:
„Meiner Mutter Jungfräulein
Tragen ihre Ring' an Schnüren,
Die nicht so in einander ragen.
Doch sage," sprach er weiter [124]
Treuherzig, „wozu ist dies gut,
Das dich so herrlich kleidet?
Kann's nicht herunter zwicken!"
Da zeigte ihm der Fürst sein Schwert:
„Nun sieh, will einer Streit mit mir,
Des erwehr' ich mich mit Schlägen.
Gegen Schläge muß ich's führen,
Muß mich also wappnen
Gegen Hieb und Wurf und Stich."
Der Knapp erwidert frischen Muts:
„Trügen die Hirsche solches Fell,

[1]) âventiure (= Abenteuer) heißen bei den mhd. Dichtern sowohl die Ereignisse, von denen berichtet wird, als auch der Bericht selbst, in letzterem Falle oft personificiert.

Mein Jagdspieß fehrte sie wohl nicht,
Der manchem doch den Tod schon gab."
Die Ritter zürnten, daß so lang
Er bei dem närr'schen Knappen hielt.
Drum sprach der Fürst: „Behüt' dich Gott!
O wäre deine Schönheit mein!
Alles hätte dir Gott gegeben,
Wär' dir auch Verstand beschert:
Die Gottesgabe hast du nicht!"
Da ritt er weiter mit den Seinen.
Eilend trugen sie die Rosse
Durch den Wald zu einem Feld.
Da fand der Edle Bauern
Bei Frau Herzeloydens Pflügen.
Dem Volk geschah nie größer Leid.
Die dort fleißig ackerten,
Die sah er sä'n und eggen
Und Stecken über Ochsen schwingen.
Der Fürst bot ihnen guten Morgen [125]
Und fragt' sie, ob sie nicht gesehn
Eine Jungfrau in Gefahr?
Was er da fragte, ward gesagt:
„Zwei Ritter und ein Jungfräulein
Ritten heute morgen hier.
Das Fräulein war in Sorgen.
Heftig spornten ihre Rosse,
Die die Jungfrau mit sich führten."
Es war Meljakanz,[1])
Den ereilte bald der Fürst,
Gewann im Kampf die edle Maid,
Der war gelähmt die Freude.
Die Bauern waren sehr verzagt,

[1]) Meljakanz wird auch später im VII. Buche wieder als Mädchenräuber erwähnt.

Als nun die Helden weiter jagten.
Sie sprachen: „Was ist uns geschehn!
Hat unser Junker wahrgenommen
An diesen Rittern Helmes Scharten,
So ist es schlecht um uns bestellt.
Wir müssen den Haß der Königin
Mit Recht nun fürder tragen,
Weil er mit uns hergelaufen
Heute früh, als sie noch schlief."
Den Knappen kümmert's nun nicht mehr,
Wer die Hirsch' im Tann erschoß:
Er lief zur Mutter gleich zurück,
Sagt' ihr die Mär'; da fiel sie nieder
Ob der Mär' zu Tod erschrocken, [126]
Daß sie bewußtlos vor ihm lag.
Als Frau Herzeloyde
Zur Besinnung wieder kam,
Sprach sie, wie sie auch vorher
War verzagt: „Mein Sohn, wer hat
Dir gesagt von Rittersbrauch?
Wie bist du dessen inne worden?"
„Vier Männer, liebe Mutter, sah ich,
Lichter noch als Gott gethan:
Die sagten mir von Ritterschaft.
Der starke König Artus soll,
Wie's ritterliche Ehr' gebeut,
Zum Schildesamt mich führen!"
Da hub ein neuer Jammer an.
Die Königin sann hin und her,
Wie eine List sie fände,
Die ihn von solchem Willen brächte.
Der einfältge, edle Junker,
Forderte sogleich ein Pferd.
Das mußte sie im Herzen klagen.

Doch sie dacht': Sei's ihm gewährt,
Aber spottschlecht muß es sein.
Und weiter dachte sie daran:
Viel Leute lieben losen Spott.
Thorenkleider soll mein Kind
An seinem lichten Leibe tragen:
Schlägt und rauft man ihn darum,
So kommt er mir wohl wieder."
Weh, was litt die Arme da!
Nun nahm sie grobes Sacktuch her [127]
Und schnitt ihm Hemd und Hose draus
In einem Stück, das bis zum Knie
Des nackten Beins nur reichte.
Das war als Narrenkleid bekannt.
Oben sah man eine Kappe.
Grobe Stiefeln mit Gamaschen
Aus frischer, rauher Kälberhaut
Maß man seinen Beinen an.
Da wurde Weinen nicht gespart.
Die Königin hatte sich bedacht;
Sie bat ihn noch zu bleiben
Die eine Nacht: „Du darfst nicht fort,
Eh ich dir gute Lehr' gegeben.
Du mußt auf ungebahnten Straßen
Die dunkeln Furten meiden:
Doch sind sie seicht und hell und klar,
So reite stracks hinein.
Mußt gute Sitt und Anstand üben,
Jedem deinen Gruß auch bieten.
Wenn ein grauer, weiser Mann
Dich Zucht will lehren aus Erfahrung:
Folg' ihm gern und zürn' ihm nicht.
Sohn, eins laß dir empfohlen sein,
Kannst du guter Frauen Gruß

Und Ringlein dir erwerben,
So nimm's: es bringt dir Troſt im Leid.
Eilen ſollſt du, ſie zu küſſen,
Herzig ihren Leib umfahn:
Das giebt Glück und hohen Sinn, [128]
Iſt ſie anders keuſch und gut.
Noch mußt du wiſſen, lieber Sohn,
Der ſtolze kühne Lähelin[1])
Erſtritt von deinen Lehensfürſten
Zwei Länder, Waleis und Norgals,
Die deiner Hand gehorchen ſollten.
Turkentals, der Fürſten einer,
Fand den Tod von ſeiner Hand:
Gefangen führt' er fort dein Volk.
„Das räch' ich, Mutter! — will es Gott,
Ihn trifft noch meines Spießes Eiſen!"
Kaum begann der Tag zu graun,
Da war der Knappe ſchon bereit:
Zu Artus hatt' er's eilig.
Die Mutter küßt ihn, lief ihm nach —
Nie ward der Welt ſolch Jammer kund.
Als ſie ihr Kind nicht länger ſah,
Da ſank die Edle, ohne Falſch,
Zu Boden. Leid ſchnitt ihr ins Herz,
Daß ſie den Tod davon erlitt.
Solch' liebetreues Sterben
Bewahrt' ſie vor der Hölle Leiden.
Heil ihr, daß ſie Mutter ward!
So fuhr den Pfad zum ewgen Lohne
Sie, die Wurzel aller Güte
Und der wahren Demut Stamm.
O weh, daß wir von ihrer Sippe,
Nicht ein einzig Glied mehr ſehn,

[1]) Vgl. S. 10.

Drum sind so viele heut so falsch. [129]
Doch sollten nun getreue Frau
Heil erflehen diesem Knaben,
Der sich hier davon gemacht.

Jeschute.

Der junge, schöne Knappe ritt
Dem Forst von Brizilјan[1]) entgegen.
Bald kam er an einen Bach,
Den hätt' ein Hahn leicht überschritten:
Gras und Blumen standen drin.
Doch weil's so dunkel drunter floß,
Verschmäht' der Knappe solche Furt,
Und ritt, wie's ihm sein Witz gebot,
Den ganzen Tag daneben.
Die Nacht verbracht' er, wie's just ging,
Bis ihm der lichte Tag erschien.
Da hub er sich zu einer Furt,
Die klar ihm schien und wohlgethan.
Ein Anger auf der andern Seite
War mit einem Zelt geschmückt
Von reicher wundersamer Pracht.
Mit dreifarb'gem Samt bedeckt,
Ragt' es dort gar hoch und breit,
Mit teuren Borten auf den Nähten.
Daneben hing ein Überzug
Von Leder, den man drüber zog
Immer, wenn es regnen wollte.[2])
Orilus' von Lalander,

[1]) Der gewöhnliche Schauplatz der Artusromane. Vgl. Einl. III, 3.
[2]) Vgl. Excurs IV, 2.

Des Herzogs Gattin fand er dort
Wonniglich zur Ruh gestreckt.
Die reiche Herzogin
War ritterlicher Minne wert. [130]
Ihr Name war Jeschute.
Die Fürstin war entschlummert,
Doch sie trug der Minne Waffen,
Einen Mund so leuchtend rot:
Werbenden Ritters Herzbedrängnis.
Während sie so wonnig schlief,
Öffneten sich halb die Lippen,
Heiß von minniglicher Glut —
Dem kühnsten Wunsch ein Wunder!
Von schneeweißem Elfenbein
Standen nahe bei einander
Kleine Zähne dicht und licht.
Nimmer werd' ich küssen dürfen
Solchen hochgelobten Mund.
Dergleichen ist mir nie geschehn.
Von Zobel eine Decke reich
Hüllt' sie bis zur Hüfte ein,
So ließ alleine sie ihr Herr.
An ihrer herrlichen Gestalt
War wahrlich keine Kunst gespart.
Gott formte selbst den süßen Leib!
So war der Minniglichen
Auch schlank der Arm und weiß die Hand.
Dran fand der Knapp' ein Ringlein bald,
Das ihn sogleich ans Ruhbett zwang,
Der Frau es abzuringen.
Denn gleich fiel ihm die Mutter ein,
Die Weibes Ringlein ihm empfahl.
Vom Teppich sprang jetzt ungestüm [131]
Ans Bett heran der Knabe.

Unsanft schrak empor die Süße,
Als er ihr im Arme lag:
Sie mußte wohl erwachen.
In Schreck und Scham, an Zucht gewöhnt,
Rief laut sie, wahrlich ohne Lachen:
„Wer ist es, der mich so entehrt?
Junker, ihr seid allzukühn!
Ihr solltet ander Ziel euch wählen!“
Wie die edle Frau auch klagte,
Ihn kümmert's wenig, was sie sprach:
Ihr Mündlein zwang er an den seinen,
Drauf bedacht' er sich nicht lang,
Drückt' fest an sich die Herzogin
Und zog den Ring vom Finger.
Da sieht am Hemd er eine Spange,
Die reißt er ungefüg ihr ab.
Sie war in Weibes Wehr; ihr war
Seine Kraft ein ganzes Heer.
Doch ward da lang gerungen.
Da klagt' der Knappe seinen Hunger.
Sie sprach: „O weh, eßt mich nur nicht!
Wärt ihr, wie's frommt, verständig,
Ihr wähltet andre Speise.
Seht, dort stehen Brot und Wein,
Daneben zwei Rebhühner.
Eine Jungfrau brachte sie,
Die sie euch schwerlich zugedacht.“
Da fragt' er nicht mehr nach der Wirtin. [132]
Er aß den Kropf sich tüchtig voll
Und trank drauf schwere Trünke.
Sie aber däuchte, gar zu lang
Verweile er in ihrem Zelt.
Bald war ihr klar, der arme Knabe
Müsse wohl von Sinnen sein.

Ihr ward's gar heiß vor Angst und Scham.
Doch endlich sprach die Herzogin:
„Junker, ihr müßt mir meinen Ring
Hier lassen und die Spange;
Macht euch davon: denn kommt mein Mann,
So müßt ihr Zorn erleiden,
Den ihr wahrlich besser miedet."
Da sprach der Knappe trutziglich:
„Was fürcht' ich eures Mannes Zorn?
Doch kränkt es euch an Ehren,
Will ich von hinnen fahren."
Hin zum Lager schritt er gleich:
Ein zweiter Kuß ward da gethan;
Das war der Herzogin gar leid.
Dann ritt er ohne Urlaub hin.
Doch sprach er noch: „Behüt' dich Gott,
So hat mir Mütterlein geraten!"
Der Knappe war des Raubes froh.
Als er 'ne gute Weil geritten,
— Eine Meile mocht es sein —
Da kam, von dem ich sprechen will.
Bald erspürt' er an dem Tau,
Daß man seine Frau gesucht.
Der Schnür' ein Teil war ausgerissen:[1]) [133]
Da hatt' ein Knappe das Gras geknickt.
Der edle, weitgepriesne Fürst
Fand traurig dort sein Weib im Zelt:
„O weh," so sprach der Stolze,
„Hab ich, Herrin, meinen Dienst
So ganz an euch verschwendet!
Nun hat mit Schmach geendet mir
Mancher ritterliche Preis.

[1]) Nämlich der Zeltschnüre, welche rings um das Zelt eine Art von Vorhof abgrenzten s. Excurs IV, 2.

Weh, einen andern habt ihr lieb!“
Die Frau beteuerte und schwur
Mit wasserreichen Augen,
Daß sie nimmer schuldig sei:
Er glaubte ihrer Märe nicht.
In Furcht und Angst begann sie nun:
„Da kam ein Thor hieher geritten:
Was ich je von Menschen sah,
So schönen Leib doch sah ich nie.
Mein Ringlein und die Spange
Nahm er ohne meinen Dank.“
„Hei, er hat euch wohl gefallen,
Gewiß, ihr habt euch ihm gefellt!“
Da sprach sie: „Das verhüte Gott.
Seine Stiefel und sein Spieß
Kamen mir zu nahe doch!
Solche Reden solltet ihr verschmähn.
Der Fürstin stünd es übel an,
Wenn sie da Minne nähme.“
„Herrin,“ sprach der Herzog jetzt,
„Ihr gabt der Kön'gin Namen auf [134]
Und heißt durch mich nun Herzogin.
Der Tausch gab mir viel Ungewinn.
Ich hab' euch doch nur Ruhm erstritten,
Daß Erec, euer Bruder, 6
Mein Schwager, euch drum hassen müßte.[1])
Tot lag auch von meiner Tjost 25
Galoes, König Gandins Sohn.[2])
Ihr hieltet ja auch nahe bei,
Als Plihopliherei ich fällte
Und manchen andern Ritter wert. [135]
Das kommt mir wenig nun zu gut!

[1]) Der Held in Hartmanns von Aue „Erec“.
[2]) Gahmurets Bruder, vgl. Buch II, S. 12.

Besonders hassen sie mich dort
An Artus Tafelrunde,
Deren acht ich niederstach
Vor mancher edeln Jungfrau Augen
Um den Sperber zu Kanedig.[1])
Da blieb ich Sieger euch zum Preis.
Das sahet ihr und Artus dort,
Der meine Schwester bei sich hat,
Die süße Kunneware.[2])
Ihr Mund will nimmer sich bequemen
Zum Lachen, eh sie den gesehn,
Den wert man hält des höchsten Preises.
O, begegnete mir der Held!
Gleich würde hier ein Streit gethan,
Wie heute morgen, da ich kämpfte,
Einem Fürsten zu bitterm Leid,
Der sein Tjostieren[3]) mir geboten:
Von meinem Speerstoß lag er tot.[4])
Ich will von Zornesthaten schweigen,
Wie mancher schon sein Weib mit Schlägen
Gestraft um viel geringre Schuld.
Doch kenn' ich huldbeflißnen Dienst,
Den ich euch bieten müßte,
Des sollt ihr fürder Mangel spüren.
Ich will nicht warm mehr werden [136]
In euern weißen Armen,
Wo ich in Minneglück geruht
So manchen wonniglichen Tag.

[1]) Ein berühmtes Turnier, auf das Wolfram wiederholt anspielt; im Erec Hartmanns von Aue ist ein Sperber der Preis der schönsten Frau (V. 189 ff.).

[2]) Kunneware wird bald für Parzivals Geschichte wichtig.

[3]) Tjost, Subst. Tjostieren Verb., der ritterliche Zweikampf, vgl. Excurs II, 5 u. 6.

[4]) Schionatulander, der Geliebte Sigunes, welche eine wichtige Stelle in Parzivals Geschichte einnimmt.

Ich bleiche euch den roten Mund
Und röte eure Augen,
Eurer Freud' nehm' ich die Ehre.
Seufzen lehr' ich euer Herz!"
Die Fürstin sah den Fürsten an
Und sprach gar jämmerlich:
„Nun ehrt an mir des Ritters Preis,
Ihr seid von Herzen gut und weise,
Und habt auch über mich Gewalt,
Mir Not und Pein zu schaffen.
Rechtet mit mir zuvor nach Recht,[1])
Um alle Frau'n gefall' es euch.
Ihr könnt mir dann noch Leid bereiten.
Läg' ich tot von andrer Hand,
Daß euer Ruhm sich nicht befleckte,
Wie schnell ich dann auch sterben müßt',
Es wär' mir eine süße Zeit,
Da euer Haß mir nun beschieden."
Aber weiter sprach der Fürst:
„Frau, ihr werdet mir zu stolz,
Des will ich Maß euch lehren.
Gemeinschaft wird nun unterlassen,
Kein ander Kleid empfangt ihr mehr,
Als dies, wie ich euch sitzen fand.
Eu'r Zaumzeug sei ein bastnes Seil, [137]
Eu'r Pferd soll Hunger finden.
Der Sattel, sonst so schön geziert,
Wird schmachvoll nun schimpfieret."
Stracks riß er nun herunter
Den Sammet: als das war geschehn,
Schlug er den Sattel, drin sie ritt
Entzwei und band die Stücke

[1]) ir sult ê mîn gerihte nemen: sie verlangt ein Gottesurteil.

Mit baſtnem Strick zuſammen.
Der Herzog ſprach nach ſolchem Thun:
„Wohlan denn, Frau, wir reiten,
Ich würde froh, erreicht' ich ihn,
Der eurer Minn' ein Teil genoß.
Ha, ich verſucht' an ihm mein Glück,
Und bliese auch ſein Atem Feuer,
Wie eines wilden Drachen!"
Weinend, ohne Lachen wahrlich,
Schied die jammerreiche Frau
Traurig nun von hinnen.
Sie mühte nicht, was ihr geſchah:
Einzig ihres Gatten Leid
Und ſeine Trauer ſchuf ihr Not.
Sie wollte lieber ſterben.
Nun ſollt ihr treulich ſie beklagen,
Die hartes Weh nun tragen muß.
Wär' Frauenhaß mir auch bereit,
Mich härmten doch Jeſchutens Leiden.
Sie ritten auf der Spur nun hin [138]
Des Knappen, der's auch eilig hatte.
Freilich wußte nicht der Kühne,
Daß man ihm nachjagte:
Und wenn er jemanden erſpäht
Und ihm ein wenig nah gekommen,
So grüßt' der Gute ihn und ſprach:
„So hat die Mutter mir geraten."

Signune.

So kam unſer täpp'ſcher Knabe
Einen Hang hinabgeritten.
Da, an eines Felſens Rand,
Hört' er eines Weibes Stimme.

Jammernd klagte eine Frau:
Der war dahin die Freude.
Schnell ritt der Knappe hin zu ihr,
Nun hört, was da die Jungfrau that.
Da riß vor Jammer Frau Sigune,
Raufend ihre braunen Zöpfe,
Aus dem Haupte sich das Haar.
Der Knappe schaute näher hin:
Schionatulander,[1])
Den Fürsten, sah er da
Tot liegen in der Jungfrau Schoß.
„Traurig oder froh, gleich viel,
Die Mutter hieß mich alle grüßen.
„Wahr' euch Gott!" sprach er sogleich,
„Das ist ein jämmerlicher Fund,
Den ich in eurem Schoße seh'.
Wer gab euch diesen wunden Ritter?
Sagt mir, wer hat ihn erschossen? [139]
War's mit einem Spieß wie der?
Frau, mich dünkt, er liege tot!
Wollt ihr mir davon erzählen,
Wer den Ritter euch erschlug —
Wahrlich, hol' ich ihn noch ein,
Ich will gerne mit ihm streiten!"
Da griff der Knappe lobesam
Nach seinem Köcher auf der Schulter,
Wo er scharfe Spieße fand.
Dort führt' er auch die beiden Pfänder,
Die er Frau Jeschuten nahm
Und er die Dummheit dort beging;
Die schuf der Fürstin Leiden.[2])

[1]) S. o. S. 35.

[2]) Der Dichter hebt hier humoristisch den Gegensatz zwischen seinem kindischen Betragen und seinen ritterlichen Worten hervor.

Sigune wußt' ihr Leid zu klagen. 24
Sie sprach zum Knappen: „Trefflich scheinst du, 25
Preis sei deiner süßen Jugend,
Deinem Antlitz minniglich:
Dir ist noch reiches Glück beschieden!
Diesen Ritter traf kein Spieß.
Er fand den Tod in einer Tjost.
Du bist von Lieb und Treu geboren,[2]) [140]
Daß er dich so dauern kann."
Doch ehe sie ihn reiten ließ,
Fragt' sie ihn nach seinem Namen,
Sprechend, er trüge Gottes Fleiß. 5
„Bon fils, cher fils, beau fils,[2])
So nannte mich noch jeder,
Der mich daheim gekannt."
Als die Rede er gethan,
Erkannte sie ihn bei dem Namen. 10
Hört ihn richtiger nun nennen,
Daß ihr wisset, wer der Held,
Dieser Abenteuer sei.
Ihr roter Mund sprach alsobald: 15
„Fürwahr, du heißest Parzival;
Der Name sagt: Recht mitten durch.
Groß Lieben schnitt ins Mutterherz
So tiefe Furchen mit der Treue:[3])
Dein Vater ließ ihr Schmerz und Leid. 20
Nicht sag ich's mich zu rühmen:
Deine Mutter war mir Muhme;[4])

---

[1]) du bist geborn von triuwen. Vgl. Excurs I, 1.

[2]) Vgl. Buch II. S. 17.

[3]) Bild vom Einschneiden des Pfluges. Diese Erklärung des Namens „Parzival," welche keinen weiteren Anhalt hat, als das franz. par = durch, ist von Wolfram mit Bezug auf Herzeloydens Schicksal sinnig erfunden.

[4]) Mutterschwester.

Und ich sage dir getreu
Die rechte Wahrheit, wer du bist.
Dein Vater war ein Fürst von Anjou:
Von deiner Mutter zu Kanvoleiz
Bist als Waleise du geboren.
Bist auch König von Norgals:
In der Hauptstadt Kingrivals
Sollte dein Haupt die Krone tragen. [141]
In deinem Dienst fiel dieser Fürst,
Denn er verteidigte dein Land
Und hat die Treue nie verletzt.
Du junger, herrlich schöner Held,
Viel thaten dir zwei Brüder an.
Zwei Länder nahm dir Lähelin,
Und diesen deinen Vetter schlug
Im Tjost der stolze Orilus, —
So ließ er mich in Jammer.
Mir diente ohne Schande wahrlich
Dieser Fürst aus deinem Lande:
Dort erzog mich deine Mutter.
Hör nun lieber, guter Vetter,
Welche Märe da geschehn.
Ein Brackenseil[1]) schuf ihm die Not.
Er hat in unser beider Dienst
Den Tod erjagt und mir das Leid
Der Sehnsuchtsqual nach seiner Minne.
Schwach doch war ich bei Verstand,
Daß ich ihm Minne nicht gewährt.
Anhebend hier hat mir die Sorge
Alle Freude scharf verhau'n.[2])
Nun minn' ich ihn, den Toten."

[1]) Das Leitseil eines Jagdhundes.
[2]) des hât der sorgen urhap fröude mir verschroten. die Freude als Schild, die Sorge als der Gegner gedacht.

Da sprach er: „Base, mir ist leid,
Dein Kummer wie meine Schande.
Kann ich das noch rächen je,
Gern bring' ich's an ein Ende."
Da trieb's ihn fort zum Streite.
Doch sie wies ihn den falschen Weg,
Daß er nicht auch das Leben ließe, [142]
Und sie größer Leid erlitte.
Eine Straße fand er bald,
Die, gar breit und wohlgebahnt,
Hin zu den Bretagnern führte:
Wer ihm da gehend oder reitend
Begegnet, Ritter oder Kaufmann,
Allen sagt er seinen Gruß,
Und daß der Mutter Rat es wär'.
Die gab ihn wahrlich ohne Falsch.

Der Abend fing zu nahen an
Und Müdigkeit ihn zu ereilen.
Da sah der Einfalt Spielgenoß
Ein Haus von mäß'ger Größe.
Darinnen war ein karger Wirt,
Wie heut noch im gemeinen Volk
Die Leute sind. Ein Fischer war's,
Aller Herzensgüte bar.
Den Knappen lehrte Hunger,
Drauf hin zu reiten und dem Wirt
Zu klagen seines Magens Pein.
Der sprach: „Ich gäb' in dreißig[1]) Jahren
Euch noch nicht ein halbes Brot.

[1]) Eine bei allgemeinen Zeit- und Raumangaben oft wiederkehrende runde Zahl.

Wer Gaben von mir haben will
Umsonst, der säumt sich hier zu lang.
Ich sorg' um niemand als um mich,
Danach um meine Kinder;
Hier kommt ihr heut nicht mehr herein.
Ja, hättet Geld ihr oder Pfand,
So würd' ich euch behalten."
Da bot der Knapp' ihm alsobald [143]
Frau Jeschutens schöne Spange.
Als der Bauer die gesehn,
Da sprach er lachenden Mundes:
„Willst du bleiben, süßes Kind,
Dich ehren alle hier im Haus!"
„Wohl, willst du heut zur Nacht mich speisen
Und den Weg mir morgen zeigen
Zu Artus, dem ich dienen will,
So mag das Gold dir bleiben!"
„Das thu' ich," fiel der Bauer ein,
„So schönen Leib sah ich noch nie,
Ich bring' dich als ein Wunder
Vor des Königs Tafelrunde."
Die Nacht nun blieb der Knappe da.
Am Morgen aber sah man ihn
Bald unterwegs, denn kaum erwarten
Konnt' er den Tag. Der Wirt war fertig,
Lief ihm voran, er ritt ihm nach.
Sie hatten's beide eilig.
Wohlan, mein werter Herr von Aue,[1])
Jetzt kommt der edeln Frau Ginover
Und eurem Herren, König Artus,
Ein werter Gast von mir ins Haus.

[1]) Der Dichter Hartmann von Aue, Zeitgenosse Wolframs, dessen beide bereits vor dem Parzival erschienenen Gedichte, Erec und Iwein, am Artushofe spielen, vgl. Einleit. IV.

Sorgt, bitt' ich, daß man sein nicht spotte.
Er ist für sie nicht Geig' noch Rotte,[1])
Zum Spielen laßt sie andres nehmen
Und edler Art nicht ganz vergessen.
Sonst soll eure Frau Enite
Samt ihrer Mutter Karsnafite
An ein scharfes Mühlwerk kommen, [144]
Das ihren Ruhm zu Staub zerreibt.
Gebrauch' ich meinen Mund zum Spotte,
Will ich durch Spott den Freund mir schützen![2])
Bald kam unser Fischersmann
Und der edle Knappe
Einer Hauptstadt nah, die man
Als Nantes bald erkannte.
„Gott hüte dein," sprach jener da,
„Sieh hin, dort reit getrost hinein."
Ratlos aber bat der Knappe:
„Weiter mußt du mich noch führen."
„Davor werd' ich mich wohl hüten!
Das Hofgesinde ist zu stolz;
Käm' ihnen je ein Bauer nah,
Dem würde übel mitgespielt."
So ritt der Knapp' allein denn weiter
Auf einen Plan, nicht eben groß,
Von lichten Blumen ganz bestanden.

---

[1]) rotte, ein Saiteninstrument.

[2]) V. 143,25—144,5. Eine scherzhafte Apostrophe des Dichters. Im Hinblick darauf, daß sein Held am Artushofe eine komische Figur spielen wird, auf deren Kosten man sich belustigen kann, will er denselben im voraus vor Unbilden schützen, indem er Hartmann von Aue, dem ersten und hauptsächlichsten Bearbeiter der Artusromane droht, er werde *seine* (Hartmanns) Heldin Enite, die auch in ärmlichem Anzuge bei Artus erschien, zum Gespött machen, wenn er nicht dafür sorge, daß sein Herr, König Artus, den jungen Parzival vor Spott und dem Spiel der Laune schütze. Vgl. Einleitung IV.

Höfische Weise kannt' er nicht,
Kein Kurvenal[1]) hatt' ihn erzogen.
So geht's dem, der die Welt nicht kennt.
Von Bast geflochten war sein Zaum,
Das Rößlein hinkte matt daher.
Und that im Straucheln manchen Fall.
Neues Leder suchte man
An seinem Sattel wohl vergebens.
Samt und köstlich Härmelin
Sah man ihn sehr wenig zieren.
Mantelschnüre braucht' er nicht.
Viel lieber trug er seinen Spieß [145]
Als ritterliche Kleider.
Sein Vater, aller Ritter Zierde,
Trug wahrlich schöneres Gewand
Dort auf dem Teppich vor Kanvoleiz.[2])

Ither von Gaheviez und der Artushof.

Den nie die Furcht noch heiß gemacht,[3])
Ihm ritt ein Ritter jetzt entgegen.
Den grüßt' er, wie er war gewohnt.
„Gott wahr' euch! riet mir meine Mutter."
„Gott lohn' es ihr und euch, mein Junker,"

[1]) frz. gurvenal und governal = Hofmeister, Gouverneur. Eine Anspielung auf Tristan, dessen Erzieher schon von Eilhart von Oberge in seinem „Tristram" so genannt wird, ebenso später von Gottfried von Straßburg. Vgl. Einl. IV. und Excurs V, 1, a.

[2]) s. o. Buch II S. 10.

[3]) Umschreibung für Parzival.

Sprach des Königs Artus Neffe,
Den Utepandragun[1]) erzogen:
Das Land Bretagne sprach der Held
Rechtlich als seine Erbschaft an:
Ither von Gaheviez,
Den man den Roten Ritter nannte.
Seine Rüstung war so rot,
Daß sie die Augen röten konnte.
Rot war auch sein schnelles Roß,
Das einen roten Kopfschmuck trug.
Die Satteldecke roter Samt.
Röter war sein Schild als Feuer.
Und rot der Wappenrock, der trefflich
Zu rechtem Maß geschnitten war.
Und auch der Lanze Schaft und Spitze
Erglühten rot; nach seinem Willen
War auch das Schwert gerötet — nur
Das Stahl der Schneide blitzte hell.
Und in der Hand trug einen Becher
Von Golde rot mit reichem Bildwerk
Der König von Kukumerlant,[2]) [146]
Den er der Tafelrund' entführte.
Rot war sein Haar, doch weiß die Haut;
Und traulich sprach er nun zum Knappen:
Gepriesen sei dein süßer Leib,
Ein reines Weib gab dich der Welt.
Der Mutter Heil, die dich gebar!
So schönen Leib sah ich noch nie,
Du bist der wahren Minne Stern,
Du bringst ihr Sieg und Unterliegen.
An dir hat Weibes Lust Gewinn,

---

[1]) s. o. Buch II S. 10.
[2]) Wahrscheinlich Kumberland.

Die Sehnsucht dann nach dir beschwert.[1])
Lieber, willst du da hinein,
So sei mir, bitt ich dich, gefällig.
Sag König Artus und den Seinen,
Man solle mich nicht flüchtig wähnen:
Ich will den gerne hier erwarten,
Der sich zur Tjost bereiten will.
Niemand darf sich wundern.
Ich ritt zur Tafelrunde
Und forderte mein Land.
Mit ungestümem Arm ergriff ich
Den Becher hier, daß sich der Wein
In Frau Ginovers Schoß ergoß.
Solches forderte mein Recht.[2])
Ich that es nicht aus Raubgelüst,
Des überhebt mich meine Krone.
Nun sage, Freund, der Königin, [147]
Daß ich sie nicht mit Fleiß begoß,
Als sie da mit den Edeln saß,
Die rechter Wehr vergaßen.
Sind das nun Kön'ge oder Fürsten,
Sie lassen ihren Herrn verdursten.
Wenn sie ihm den Pokal nicht holen,
Wird lahm bald ihres Ruhmes Flug!"
Der Knappe sprach: „Ich werbe dir,
Was du mir aufgetragen hast" —
Und ritt zum Thor von Nantes ein.

Viel Edelknaben folgten ihm

---

[1]) V. 855 und 856 ist die Erklärung zu V. 854: der Minne Sieg ist des Weibes Lust, ihr Unterliegen die Sehnsucht. Beides verursacht der schöne Knappe.

[2]) underwinden mich daz lêrte. Was Ither hier gethan, ist ein Symbol der Besitzergreifung. Vgl. Excurs VI, 1.

Zu Hofe vor den Königssaal,[1])
Wo buntes Treiben man gewahrte.
Bald entstand um ihn Gedränge.
Der wackre Knappe Iwanet
Sprang sogleich zu ihm heran,
Ihm Kameradschaft bietend.
Drauf sprach der Knapp': „Gott wahre dein,
Hieß mich die Mutter reden,
Als ich von ihrem Hause schied.
So viele Artus seh' ich hier:
Welcher macht mich nun zum Ritter?"
Iwanet begann zu lachen
Und sprach: „Noch siehst du nicht den rechten,
Doch das soll bald geschehen."
Nun führt' er ihn zum Saal hinein:
Da war die ganze Ritterschaft.
Laut rief er in den Lärm hinein:
„Gott wahr' euch, all ihr Herren,
Zumal den König und sein Weib. [148]
Bei Leib und Leben hieß die Mutter
Mich die besonders grüßen.
Und wer hier an der Tafelrunde
Mit Ehren Sitz erworben hat,
Den allen soll ich Gruß entbieten.
Eine Kenntnis fehlt mir nun:
Ich weiß nicht, wer der Wirt hier ist.
Dem läßt ein Ritter melden,
An dem ich rote Farbe sah,
Er wolle seiner draußen warten.
Streit ist, dünkt mich, sein Begehr.
Auch ist ihm leid, daß er den Wein
Auf die Königin gegossen.

[1]) palas, vgl. Excurs III, 2.

O hätt' ich doch sein Stahlgewand
Von des Königs Hand empfangen!
Da wär' ich freudenreich,
Denn es macht so ritterlich!"
Da ward um den dreisten Junker
Rings ein dichtes Drängen,
Hin und her ward er geschoben.
Bald sahen sie, wie schön er war.
Mit eignem Aug' erkannten sie,
Daß minniglicher nie ein Mensch,
Nicht Herr noch Frau, geboren ward.
Gar Liebes hatte Gott im Sinn,
Als Parzival er bildete,
Der nimmer vor Gefahr erschrak.
So brachte man ihn vor den König.
Da beschaut' ihn auch die Königin, [149]2
Eh sie aus dem Saale ging,
Wo sie mit Wein begossen war.
Artus sah den Knappen an,
Wie er einfältig stand, und sprach:
„Junker, den Gruß vergelt' euch Gott,
Dafür muß ich euch gerne dienen
Mit Gut und Blut, so dünkt mich's recht.
Des hab' ich groß Verlangen."
„Wollte Gott, das wäre wahr!
Mich dünkt es wie ein ganzes Jahr,
Eh ich ein Ritter werden soll.
Das macht mir wenig Freude.
Nun haltet mich nicht länger hin,
Thut mir nach Ritters Ehren!"
„Das will ich gerne," sprach der Wirt,
„Wenn anders Wert mir nicht gebricht.
Reich an köstlichen Geschenken
Ist mein Schatz dir unterthan.

Nur bis morgen warte noch: 23
Ich will dich wohl versorgen."
Der Knappe dreht' sich rechts und links 25
Wie eine scheue Trappe
Und sprach: „Ich will hier gar nicht bitten;
Ein Ritter kam mir dort entgegen:
Soll dessen Rüstung mir nicht werden,
So frag' ich nichts nach Königsgaben.
Mir giebt wohl meine Mutter noch, [150]
Die, wähn' ich doch, auch Kön'gin ist."
Da sprach der König zu dem Knappen:
„Die Rüstung trägt ein Mann, so stark,
Daß ich nicht wag' sie dir zu geben. 5
Auch so schon leb' ich kummervoll
Und hab' doch keine Schuld daran,
Daß ich seiner Huld entbehre.
Es ist Ither von Gaheviez,
Der Leid in meine Freude mischte." 10
„Herr, ihr wärt ein karger König,
Wär's euch um solche Gab zu viel,"
Sprach Keye da, „thut ihm den Willen,
Und laßt ihn auf den Plan hinaus.
Soll jemand uns den Becher bringen: 15
Die Peitsche hier will dort zum Kreisel!
Laßt doch das Kind ihn treiben: [1])
So wird man's vor den Frauen preisen.
Er wird noch öfter streiten
Und solche Spiele wagen müssen. 20
Ich frage nichts nach beider Leben,
Man opfert Hunde um den Eber."
„Ungern wollt' ich's ihm versagen,
Doch ich fürchte für sein Leben,

[1]) Er vergleicht die Kampflust Parzivals mit dem kindlichen Gelüsten nach dem Kreiselspiel.

Dem ich zur Ritterschaft soll helfen,“
Sprach aus treuem Herzen Artus.
Der Knapp' erhielt, was er gewünscht;
Das brachte nachher Leid genug.
Stracks von dem König trieb's ihn fort,
Jung und alt drang ihm nach.
Iwanet zog ihn an der Hand [151]
Vor eine Laube,[1]) nicht gar hoch.
Da hört' und sah er drauf ein Ding,
Davon sein Herz gar traurig ward.
Da saß Frau Kunneware,
Die nimmer lachen wollte,
Die schöne, eh sie den gesehn,
Der höchsten Preises würdig wär'.
Das Lachen hatte sie gemieden,
Bis der Knappe vor sie ritt.
Da lacht' ihr minniglicher Mund,
Ihr Rücken ward drum ungesund.
Der Seneschall, Herr Keye,[3]) nahm
Die Jungfrau bei dem blonden Haar.
Ihre langen, lichten Zöpfe
Wand er sich um seine Hand;
Er spängt' sie ohne Spangen.
Er brachte — freilich nicht zum Eid![2]) —
Dem Rücken einen Stab so nah,
Daß es durch Kleid und Haut ihr drang,
Eh noch sein Sausen ganz verklang.
Der Unweise sprach: „Nun ist [152]
Euer Preis, der unbewahrte,
In meinem Netz beschlossen,

[1]) loube, eine Gallerie, vgl. Excurs III, 2.
[2]) Beim Eide ward der Schwörende mit dem Richterstabe berührt.
[3]) Vgl. Excurs VI, 2.

Ich will ihn wieder in euch schmieden,
Daß ihr's an euern Gliedern merkt.
Es ist in König Artus' Hof
So mancher werte Mann geritten,
Um den ihr doch gelacht nicht habt.
Nun lacht ihr hier um einen Mann,
Der Ritters Art noch nie gelernt!"
Den Kummer schaute Parzival, [153]15
Ihm war ihr Weh von Herzen leid:
Er griff mit Zorn nach seinem Spieß.
Doch war solch Drängen da vor ihm,
Daß er ihn wieder sinken ließ.

Urlaub nahm da Iwanet.
Seine Reise ging allein
Zu Ither auf den Plan hinaus.
Dem sagte er die Märe,
Daß niemand drin des Streits gelüste.
„Nun gieb mir, da du reitest drauf, [154]4
Dazu auch deine ganze Rüstung.
Die hab ich in der Burg empfangen;
Darinnen soll ich Ritter sein!
Widersagt sei dir mein Gruß,
Wolltest du's mir ungern geben;
Bist du klug, thu mir Gewähr! 10
Gleich griff er ihm auch in den Zaum: 24
„Am Ende bist du Lähelin,
Von dem die Mutter mir geklagt!"
Da kehrt' den Schaft der Ritter um
Und stieß den Knappen mit solcher Kraft,
Daß er und das Rößlein lagen
Auf die Blumen hingestreckt.
Der Held war ganz in Zorne: [155]
Er schlug ihn so, daß von dem Stoß

Das Blut hervorschoß aus der Haut.
Parzival, der gute Knappe,
Stund gar zornig auf dem Plan.
Seinen Spieß erfaßt' er da.
Wo der Helm und die Barbiere
Sich scheiden,[1]) da ins Auge tief
Und bis zum Nacken schnitt der Spieß:
Da fiel er tot zur Erde.
Der einfältige Parzival
Dreht' den Ritter um und um,
Konnt' ihn der Rüstung nicht entkleiden:
Ihm war's ein wunderliches Ding.
Nicht wußt' er mit den zarten Händen
Helmbänder zu entstricken,
Noch auch der Kniee Eisenschienen,
Noch sonst etwas von ihm zu lösen.
Doch er versucht' es immer neu.
Das Roß zusamt dem Klepper
Erhuben solches Schrein und Wiehern,
Daß Iwanet es hörte [156]
Auf dem Walle vor der Stadt.
Als er des Rosses Toben vernommen
Und niemand mehr auf ihm erblickte,
Da jagte (das gebot ihm Freundschaft)
Der edle Knappe gleich zur Stelle.
Ithern fand er tot
Und Parzival in närr'schen Nöten.
Da sprang er schnell hinzu
Und sagte Parzivalen Dank,
Daß seine Hand den Preis erworben
An Ither von Kukumerland.
„Gott lohn' dir's. Rat nun, was zu thun:

[1]) Vgl. hier und zum folgenden Excurs II, 3.

Ich kann hier wenig schaffen:
Wie bring' ich's von ihm und an mich?"
„Das will ich dich wohl lehren."
Der tote Ritter ward entwappnet
Dort auf dem Plan vor Nantes:
Dem Lebenden ward angelegt
Die Wehr, den Einfalt doch nur treibt.
Iwanet sprach: „Die Kälberfelle
Taugen unterm Eisen nicht:
Ritterkleid sollst du nun tragen."
Das war unserm Helden leid.
Der gute Knappe sprach mit Unmut:
„Was mir meine Mutter gab,
Des soll wenig von mir kommen, [157]
Mag's schaden oder frommen.
Solches schien gar wunderlich,
Dem Iwanet, doch folgt' er klug
Und mocht' ihn auch nicht schelten.
Nun zog er über die Gamaschen
Die Hosen ihm von lichtem Stahl.
Dazu gehörten auch zwei Sporen,
Goldwerk, die er mit goldnen Borten
Statt Riemen ihm befestigte.
Knieschienen band er ihm dann um;
Drauf bot er ihm den Panzer.
Mit wenig Weile ward er so
Von Kopf zu Fuß gewappnet,
Vor Ungeduld ertrug er's kaum.
Da forderte der edle Knappe
Seinen Köcher noch dazu.
„Ich reiche dir die Spieße nicht,
Das leidet nicht die Ritterschaft!"
Sprach Iwanet der Werte.
Ein scharfes Schwert schnallt' er ihm um:

Das lehrt' er ihn ausziehen
Und widerriet ihm, je zu fliehen.
Das Streitroß zog er nun herbei
Des toten Helden, hoch und groß,
Von starken Schenkeln: Parzival
Sprang in den Sattel in voller Wehr.
Steigbügel waren ihm nicht not:
Das heißt noch heute Manneskraft.
Iwanet ließ sich's nicht verdrießen, [158]
Er lehrt' ihn weiter kunstgerecht
Den Schild im Kampf zu führen,
Und dem Feinde Schaden schaffen.
Er gab den Speer ihm in die Hand:
Wenig war das nach seinem Sinn;
Doch fragt' er: „Wozu soll das frommen?"
„Wenn einer kommt, mit dir zu streiten,
Auf den sollst du ihn brechen,
Durch seinen Schild verstechen.
Treibst du fleißig das und recht,
So preist man hoch dich bei den Frauen.
Von Köln kein Maler noch von Mastricht
Könnte, so sagt die Aventüre,
Schöner sein Bild entwerfen,
Als er hoch zu Roß hier saß.
Da sprach er zu Iwanet:
„Lieber Freund, mein Kamerad,
Ich habe nun, was ich erbeten.
Dem König Artus in der Stadt
Entbiete meinen Dienst, doch auch,
Daß Schmach ich trage, klage ihm.
Bring ihm den Goldpokal zurück.
An mir verging sich dort ein Ritter,
Als er eine Jungfrau schlug,
Der's einfiel, über mich zu lachen.

Mich schmerzt ihr jämmerlich Geschrei,
Das drang mir nicht bloß in das Ohr,
Nein tief in meinem Herzen steht
Der Jungfrau unverschuldet Leiden.
Nun thu's um deiner Freundschaft willen, [159]
Laß meine Schmach dir nahe gehn.
Gott hüte dein, ich will nun fahren,
Der kann uns beide wohl bewahren.

Nachdem Parzival fortgeritten, bedeckte Iwanet den [159]5 bis [161]22
toten Ither mit Blumen, schlug auf den Spieß, der ihm den Tod gegeben, ein Querholz und steckte dieses Kreuz neben ihn. Darauf berichtet er in der Stadt, was geschehen. Da erhub sich lautes Wehklagen von Frauen und Rittern. In feierlicher Prozession ward der Leichnam eingeholt, und die Königin Ginover selbst hielt eine Totenklage, in welcher sie ihn als den edelsten und herrlichsten Ritter pries, dessen Tod eine unversiegbare Quelle des Jammers geworden sei für alle Frauen. Das alles hatte Parzival in seinem einfältigen Begehren nach der roten Rüstung herbeigeführt: später ward es ihm leid.[1]) Indessen ritt er auf Ithers Roß, für das es keine Anstrengung gab, in beständigem Galopp den ganzen Tag.

Gurnemanz.

Gegen Abend sah er vor sich [161]23
Eines Turmes Dach und Kuppel,
Und seiner Einfalt wollt' es scheinen, 25
Als wüchsen der Türme immer mehr:
Der standen viel auf einem Haus.
Da wähnt' er, Artus säte sie

[1]) Dies war die erste schwere Schuld, die Parzival in seiner Einfalt auf sich lud, denn Ither war, wie sich später ergiebt, sein Verwandter. Vgl. Buch IX gegen Ende.

Und meint', er sei ein heil'ger Mann,
Der hoch bei Gott in Gnaden stehe.
So sprach der thör'ge Knab' bei sich: [162]
„Schlecht baut das Feld der Mutter Volk,
Denn nimmer wächst so hoch die Saat,
Die es daheim im Wald bestellt;
Fehlt's selten auch an Regen."
Der Wirt der Burg, auf die er ritt,
Hieß Gurnemanz von Graharß.[1])
Eine mächt'ge Linde stund
Auf einem grünen Anger,
Der, nicht zu lang und nicht zu breit,
In rechtem Maße war begrenzt.
Roß und Straße führten ihn
Dahin, wo er nun sitzen fand
Den, welchem Land und Burg gehörte.
Von großer Müdigkeit geschah's,
Daß er den Schild unrichtig schwang,
Zu weit nach hinten oder vorn,
Nur nicht, wie es die Sitte wollte,
Die man an den Rittern pries.[2])
Fürst Gurnemanz saß dort allein:
Der Linde breite Äst' und Wipfel
Spendeten ihm ihren Schatten.
Er war der Meister höf'scher Zucht
Und ohne Falsch sein Leben.
Der, weil kein Ritter bei ihm war,
Den Gast nun selbst begrüßen mußte.[3])
Parzival besann sich nicht
Und sprach, wie's seine Einfalt wollte:

[1]) Vgl. o. Buch II, S. 10.
[2]) Vgl. Excurs V, 1, a und II, 2.
[3]) Vgl. Excurs V, 2, a.

„Von dem, der graue Locken hat,
Nimm Lehre an, sprach meine Mutter.
Um die will ich euch dienen, [163]
Da mir's die Mutter so befahl."
„Kommt ihr hierher um Rat zu hören,
Und soll ich euren Wunsch gewähren,
So darf mein Raten euch nicht kränken!" 5
Da warf der edle Gurnemanz
Einen Sperber, der die Mauser
Schon bestund,[1]) von seiner Hand.
Der schwang sich in die Burg sogleich,
Und eine goldne Schell' erklang 10
An seinem Fuß: er war ein Bote.
Da eilten Junker gleich heraus,
Die hieß er seinen Gast geleiten
Und für seine Ruhe sorgen.
Der sagte: „Wahr sprach meine Mutter, 15
Altmannes Rede trüget nicht."
Man führt' ihn alsobald hinein:
Da fand er manchen werten Ritter.
Die brachten ihn gleich an die Stelle,
Wo man ihn abzusteigen bat. 20
Er aber sprach in seiner Einfalt:
„Ein König hieß mich Ritter sein:
Drum, was mir auch geschehen mag,
Von diesem Rosse steig' ich nicht.
Doch euch zu grüßen, riet die Mutter." 25
Da dankten sie, wie ihm, so ihr.
Da nun das Grüßen war gethan,
Bedurft' es noch gar mancher Bitte,
— Wie müde Roß und Mann auch war —
Eh sie vom Roß ihn brachten

[1]) Vgl. Excurs II, 4.

In eine Kemenate.[1]) [164]
Da sprachen sie ihm weiter zu:
„Laßt auch den Harnisch von euch thun
Und euren Gliedern Ruhe schaffen!“
Bald war er seiner Waffen ledig.
Doch als sie nun die Felle sahen
Und sein Narrenkleid dazu,
Erschraken sie, die dort ihm dienten.
Zagend war die Mär' berichtet,
Ratlos vor Scham war Gurnemanz.
Da sprach ein zuchtbeflißner Ritter:
„Wahrlich, meiner Augen Licht
Sah noch nie so edle Bildung,
Auf ihm ruht des Glückes Auge[2])
Von lieblich reiner, hoher Art;
Wie hat der Minne leuchtend Bild
Man so entstellt? Mich jammert's ewig,
Daß hier die Wonne aller Welt
Trägt solch Gewand. Heil doch der Mutter
Die ihn gebar, der Wünsche Fülle!
Sein Waffenschmuck ist reich bestellt:
So ritterlich stand ihm der Harnisch,
Eh der Holde ward entwappnet.
Auch sah ich da von ohngefähr
An seinem Leibe blut'ge Spur
Von einer Quetschung.“ Gurnemanz
Sprach da zum Ritter schnell: „Ein Weib
Gebot ihm solches sicherlich.“
„Nein, Herr, dergleichen kennt er nicht;

[1]) So heißen die kleineren Wohn- und Schlafzimmer. Vgl. Erecrs III, 2.

[2]) der sælden spehe. sælde und gelücke bezeichnen die dem Menschen für das Leben mitgegebene Gunst des Schicksals. sælde ist gewöhnlich durch „Heil“, gelücke durch „Glück“ übersetzt.

Er wüßte wohl kein Weib zu bitten,
Daß sie seine Dienste nähme, [165]
Ziemt seiner Schönheit Minne auch."
Darauf der Fürst: „Laßt uns ihn sehen,
Der sich so wundersam gerüstet!"
Da gingen sie zu Parzival;
Den fanden sie dort wund
Von einem Speer, der ganz doch blieb.[1])
Seiner nahm der Wirt sich an.
Traun, besser kann ein Vater nicht
An seinen Kindern Treue üben,
Als Gurnemanz dem Knappen that.
Er wusch die Wunden und verband
Sie sorglich ihm mit eigner Hand.
Nun war das Brod auch aufgetragen,
Das that dem jungen Gaste not,
Den großer Hunger plagte.
Denn fastend war er morgens schon
Von dem Fischer fortgeritten.
Die Wunde und der schwere Harnisch,
Die er sich vor Nantes gewann,
Machten ihn gar müd' und hungrig;
Und auf der weiten Tagereise
Von König Artus bis hieher
Ließ man ihn allenthalben fasten.
Der Wirt bat, daß er mit ihm speise.
Da labte sich der Gast:
So tapfer schafft' er an der Krippe,
Daß bald die Speise vor ihm schwand.
Das macht' dem Wirte groß Behagen,
Und ernstlich bat ihn Gurnemanz, [166]
Der vielgetreue, immer wieder,
Daß er wacker äße

[1]) Weil er nicht gegen einen Schild geführt ward. s. o. V. 1039.

Und seine Müdigkeit vergäße.
Als man die Tafel aufgehoben,[1])
Sprach Gurnemanz: „Ihr seid, so scheint's,
Sehr müde, wart' ihr früh im Sattel?"
„Gott weiß, die Mutter schliefe jetzt,
Die kann so viel nicht wachen."
Drob lacht' der Wirt und führt' ihn hin,
Wo er die Lagerstätte fand.
Drauf bat er ihn, sich auszuziehn:
Er that's nicht gern: doch mußt' es sein.
In eine hermeline Decke
Ward sein schöner Leib gehüllt.
Vor Müdigkeit entschlief er bald
So fest, daß er sich selten drehte
Auf die andre Seite.
So konnt' er wohl den Tag erwarten.
Da gebot der edle Fürst,
Daß am hohen Morgen
Ihm ein Bad bereitet würde,
Dicht am Ende seines Bettes.
Solches war am Morgen Brauch.
Rosen warf man dann hinein.
Doch wie still das auch betrieben,
Der Gast erwachte, der da schlief.
Und in der Wanne saß alsbald[2])
Der holde, werte, junge Held.
Wer sie gebeten, weiß ich nicht: [167]
Jungfrauen, köstlich angethan
Und minniglicher Schöne,
Die kamen sittsam da hinein
Und wuschen ihn und strichen sanft
Mit ihren linden Händen

[1]) Vgl. Excurs V, 1, c.
[2]) Vgl. zum folgenden Excurs V, 1, b und 2, b.

Von ihm der Wunde Spuren.
Da merkt' er wenig von der Fremde,
Dem noch verständger Sinn gebrach;
Behaglich ließ er sich's gefallen:
Sie straften seine Einfalt nicht.
So sorgten um ihn züchtiglich,
Die flinken Jungfraun; doch wovon
Sie unter sich parlierten,
Dazu wußt' er nur zu schweigen.
Nun mocht's ihn nicht zu früh mehr dünken,
Denn ein zweiter Tag erschien
Durch sie, der mit der Sonne stritt.
Da löscht' das Doppellicht *sein* Glanz,
Des wenig an ihm war gespart.[1])
* Die Jungfrau'n gingen wieder hin.
Zum Bette schritt der Gast; [168]
Da lag ihm weiß Gewand bereit.
Ein seidner Gürtel, goldgestickt,
War hindurch gezogen.
Scharlachne Hosen that man[2]) an
Dem furchtlosen Parzival.
Wie herrlich stand er da vor ihnen!
Welch Ebenmaß in seinen Gliedern!
Scharlach-braun, trefflich geschnitten,
Mit dem weißen Hermelin
Innen wohlgefüttert, saßen
Rock und Mantel lang genug.
Von breitem schwarz und grauen Zobel
Sah man rings den Rand besetzt.
Mit einem köstlich reichen Gürtel

[1]) Dreifache Steigerung: der Glanz des Tages ward durch die Jungfrauen verdunkelt, beide aber überstrahlte Parzivals lichte Gestalt.

[2]) Dienstthuende Knappen, vgl. Excurs V, 1, a u. 2.

Ward ihm alles wohl befestigt,
Und den Mantel ziert zuletzt
Eine teure Spange.
Dazu brennt wie Edelstein
Sein roter Mund. — Jetzt kam der Wirt:
Mit ihm gar stolze Ritterschaft.
Er grüßt' den Gast. Als das geschehn,
Sprach jeder von den Rittern gleich,
Daß schönern Mann sie nie gesehn.
Und herzlich priesen sie das Weib,
Die solche Frucht der Welt gegeben.
Aufrichtig und aus Höflichkeit
Sprachen sie: „Ihm wird gewährt,
Dient er je um Minnegunst.
Gruß und Minn' ist ihm bereit, [169]
Versteht er seinen Wert zu nützen.
Das verhießen ihm dort alle
Und jeder, der ihn künftig sah.
Da nahm der Wirt ihn bei der Hand
Und ging mit ihm von dannen.
Liebreich fragt' er seinen Gast,
Wie er in der vergangnen Nacht
Bei ihm geruht. Der sprach vergnügt:
„Herr, ich wär' nicht mehr am Leben,
Hätte meine Mutter nicht
Mir, als ich schied, den Weg geraten.[1])
Vergelt's Gott ihr und euch,
Ihr thut an mir Barmherzigkeit."
Hin ging der wissensbare Held,
Wo man Gott und dem Fürsten sang.
Da lehrt' der Wirt ihn bei der Messe,
Was das Menschenglück vermehre,

[1]) Nämlich den Rat der Alten zu suchen.

Opfern, mit dem Kreuz sich segnen
Und dem Teufel Schaden sinnen.
Drauf gingen sie hinauf zum Saal,
Wo schon der Tisch bereitet war.
Der Gast saß neben seinem Wirt
Und that den Speisen Ehre,
Bis jener sprach, wie's Zucht gebot:
„Herr, mag's euch nicht verdrießen,
Wenn ich euch jetzt frage,
Von wannen ihr hierher gekommen."
Da gab ihm Parzival Bericht,
Wie er von seiner Mutter schied,
Vom Fingerreif und von der Spange, [170]
Und wie den Harnisch er gewonnen.
Der Wirt erkannt' den roten Ritter,
Und seufzt' und klagte seinen Tod.
Den Namen gab er nun dem Gast
Und nannte ihn den Roten Ritter.
Als nun die Tafel aufgehoben,
Danach ward wilder Sinn gezähmt.
Der Wirt sprach mild zu seinem Gaste:
„Ihr redet noch recht wie ein Kind.
Könnt von der Mutter ihr nicht schweigen,
Und nicht von andern Dingen reden?
Haltet euch an meinen Rat,
Der läßt euch kind'sche Sitte meiden.
Nun heb' ich an, nehmt's euch zu Herzen:
Laßt Scham euch nimmermehr entweichen.
Was taugt ein schamloser Mann?
Dem hört die Mauserzeit nicht auf,
Wo Wert und Würde von ihm fällt:
Das bringt ihn in die Hölle.
Stattlich seid ihr von Gestalt,
Und Volksherr könntet ihr wohl sein:

Doch steht ihr hoch und steigt noch höher,
Bewahrt in eurem Herzen auch
Erbarmen dem bedrängten Mann!
Rüstet euch wider seinen Kummer
Mit milden, guten Gaben:
Demut lieg' euch recht am Herzen.
Ein werter Mann in Kummers Last
Ringt wohl oftmals mit der Scham,
— Das ist ein bittrer Kampf! — [171]
Dem seid bereit mit eurer Hülfe;
Versüßt ihr solches Mannes Leiden,
So ist euch nah des Himmels Gruß.
Denn wahrlich, er ist übler dran
Als Bettler, die vor Fenstern stehn.
Ihr müßt verständig sein und wissen,
Heut arm und morgen reich zu sein:
Denn wenn der Herr zu viel verthut,
Das ist nicht wahrer Herrensinn:
Und häuft er geizig Schatz auf Schatz,
Das bringt ihm keine Ehre.
Drum laßt euch das empfohlen sein.
Gar wohl hab' ich erkannt,
Daß ihr des Rats bedürfet:
Entschlagt euch unziemlicher Art.
Vor allem müßt ihr nicht viel fragen:[1])
Doch laßt euch nie verdrießen
Bedachte Antwort; die treffe recht,
Was jemand fragt, der euern Sinn
Mit Worten will erforschen.
Ihr könnt doch sehn und hören,
Habt alle Sinne: braucht sie nur,
Das sollt' euch zu Verstande bringen!
Seid kühn, doch fehl euch nie Erbarmen,

[1]) Diese Vorschrift Gurnemanz's ward für Parzival verhängnisvoll.

Das zeigt, wenn ihr mir folgen wollt.
Wer Sicherheit im Kampf gelobt[1]) —
Ist anders Leid euch nicht geschehn,
Das Herzen kümmert und beschwert —
Nehmt sie von ihm und laßt ihn leben.
Rüstung müßt ihr fleißig tragen: [172]
Doch sorgt, wenn ihr sie von euch legt,
Daß ihr Hand und Augen wascht,
Vom Rahm des Eisens: das ist Pflicht.
Dann scheint ihr wieder minniglich:
Das prüfen Frauenaugen.
Seid mannhaft und habt frischen Mut:
Das hilft zu Preis und Ruhme;
Und haltet Frauen lieb und wert,
Das ehrt den jungen Ritter.
Nie übt an ihnen Wankelmut,
So zeigt ihr rechten Mannessinn.
Wollt ihr sie betrügen,
Ihr könntet viel bethören:
Lohnt edler Minne falsche List,
Das bringt gar kurze Siegesfreude.
Der Schleicher schmeichlerisches Klagen
Ist in des Herzens Burggehege
Das dürre Holz, das kracht und bricht:
Der Wächter ist sogleich erwacht.
Durch Verhau und dichtes Strauchwerk
Bahnt nur scharfer Streit den Weg:
Das prüfet an der Minne.[2])

[1]) Die Form der Anerkennung des Gegners als Sieger. Vgl. Exkurs II, 5 u. 6.

[2]) Der Dichter hat zwei Gedanken verbunden, die sich an die Vorstellung von dem Herzen als einer durch Verhau und Gestrüpp geschützten Burg anknüpfen: die Falschheit des Frauenbetrügers verrät sich selbst, wie das dürre Holz den sich einschleichenden Dieb; anderseits kann aber der Weg zur Herzensburg von dem ehrlichen Werber nur durch Streit gebahnt werden.

Die edle Minne kann sich schützen
Gegen falsche List und Kunst.
Mögt deren Gunst ihr nicht erlangen,
Müßt mit Unehren ihr bestehn
Und Schimpf und Schande leiden.
Von Weibes Art laßt mehr euch sagen:
Mann und Weib sind beide eins [173]
Wie die Sonn', die heute scheint,
Und was man nennt „den Tag".
Denn keins kann sich vom andern scheiden:
Sie sind aus einem Kern entsprossen.
Gedenkt des mit verständ'gem Sinn!"
Für solchen Rat dankt' ihm der Gast.
Der schwieg hinfort von seiner Mutter,
Wenn er sprach, doch nicht im Herzen:
Wie's treuem Sinn noch heut geschieht.
Der Wirt sprach, was ihm Ehre brachte:
„Nun sollt ihr weiter lernen
Kenntnis ritterlicher Sitten.
Wie kamt ihr her zu mir geritten!
Ich hab' manche Wand gesehn,
Wo der Schild an seinem Bande
Besser hing als euch am Hals.
Noch ist es aber nicht zu spät:
Laßt uns hinaus zu Felde,
Da sollt ihr zum Verständnis kommen.
Bringt ihm sein Roß und mir das meine,
Und jedem Ritter gleicherweise.
Die Junker sollen auch hinaus,
Und jeder habe mitgebracht
Einen starken, neuen Schaft!
So kam der Fürst hin auf den Plan: 27
Da ward mit Reiten Kunst erzeigt
Er gab dem Gaste guten Rat,

Wie er das Roß stracks im Galopp
Mit dem spitzen Sporengruße [174]
Und fliegender Schenkel Druck
Zum Anlauf müßte lenken,
Den Schaft gehörig senken,
Den Schild dem Stoß entgegenhalten.
„Das alles," sprach er, „nehmt euch an."[1])
So wehrt' er Ungeschick ihm besser,
Als mit der schwanken Gerte,
Die böser Kinder Rücken bläut.
Nun hieß er schnell die Ritter kommen
Mit ihm zu tjostieren.
Er selber führt' den Gast heran,
Jenen entgegen in den Ring.
Da brachte der junge Held
Den ersten Stoß durch einen Schild,
Daß es alle Wunder däuchte:
Einen starken Ritter setzt' er
Kräftig hinter's Roß zur Erde.
Gleich kam ein zweites Rennen.
Da hatte Parzival genommen
Einen starken, neuen Schaft.
Er spürte Mut und Jugendstärke.
Den jungen Helden ohne Bart
Trieb Gahmurets edle Art
Und angeborne Mannheit:
Im vollen Lauf sprengt' er heran
Mit verhängtem Zügel,
Ersah zum Ziel sich die vier Nägel:[2])
Des Wirtes Ritter blieb nicht sitzen,
Fallend maß er dort den Acker.

[1]) Vgl. Excurs II, 5.

[2]) Die Mitte des Schildes. Vgl. Excurs II, 3 u. 5.

Kleine Stücke mußten da [175]
Von Speersplittern ringsum liegen.
Fünfe stach er so vom Rosse.
Dann führt' der Wirt ihn wieder heim.
Dort blieb im Kampfspiel ihm der Preis:
Er lernte auch noch scharfen Streit.
Die sein Reiten dort gesehn,
Die Kund'gen, mußten alle sagen,
Daß er Kunst und Kraft verriete.
„Nun wird mein Herr des Kummers ledig:
Sein Leben kann sich neu verjüngen.
Er sollte ihm zum Weibe geben
Seine Tochter, unsre Herrin.
Finden wir ihn klug und weise,
So wird sein Leid ihn nicht mehr brennen:
Für seine drei gefallnen Söhne
Ist ihm Ersatz ins Haus geritten;
Länger meidet Heil[1]) ihn nicht."
So kam der Fürst am Abend heim.
Die Tafel war gedeckt.
Seine Tochter ließ er kommen
Zu Tisch: so ist's berichtet:
Da sprach der Wirt — vernehmt es wohl —
Zur schönen Maid Liaße:
Du sollst dich küssen lassen
Von diesem Ritter, biet ihm Ehre:
Glück und Heil geleiten ihn.
Von euch müßt' ich mir doch bedingen,
Daß ihr der Maid ihr Ringlein ließet,
Hätte sie eins, und ihre Spange: [176]
Nun aber hat sie beides nicht.
Wer sollt' ihr solche Kostbarkeit

[1]) sælde, vgl. o. S. 58, Anm. 2.

Auch geben, wie der Frau im Wald?
Die hatte einen, der's ihr gab,
Was euch vergönnt war, zu empfangen:
Liaßen könnt ihr das nicht nehmen."
Der Gast begann sich sehr zu schämen,
Doch küßt er sie wohl auf den Mund:
Der glüht in Feuers Farbe.
Liaße war gar minniglich
Und reich dazu an keuschem Sinn.
Der Tisch war niedrig, lang gestreckt,
An einem Ende saß der Wirt
Alleine: ihm war's nicht zu eng.
Seinen Gast hieß er sich setzen
Zwischen sich und seine Tochter.
Ihre weißen, linden Hände
Mußten nach des Wirts Gebot
Dem Roten Ritter schneiden,
Was er essen wollte.
Niemand sollte ihnen wehren
Zärtlichen Blick und traulich Wort.
Die Jungfrau that mit großem Anstand
Gern, was der Vater wollte.
Lieblich schien sie, wie ihr Gast.
Dann ging die Jungfrau wieder fort.
Dem Helden that man solche Pflege
Bis zum vierzehnten Tage an;
Da trug er keinen Kummer
Außer um das eine: [177]
Erst wollt' er mehr gestritten haben,
Eh er daran würde warm,
Was man nennet Frauenarm.
Ihn däuchte, eine edle Hoffnung
Lasse wohl gelingen
In diesem Leben und in jenem.

Das ist noch ungelogen.
Eines Morgens bat er Urlaub
Und verließ Graharß die Stadt.
Der Wirt ritt mit ihm auf das Feld:
Neues Herzleid hub da an.
Der treu erprobte Fürst sprach so:
Den vierten Sohn verlier' ich heut
In euch: schon glaubt' ich mich getröstet
Über dreimal traur'ge Botschaft.
Solcher waren doch nur drei:
Nun möchte einer in vier Stücke
Mein Herz zerschlagen und Stück für Stück
Davon mit seinen Händen tragen,
Das thät Gewinn mich dünken:
Eines für euch — ihr fahrt dahin —
Und drei für meine lieben Kinder,
Die ruhmvoll gestorben sind.
So lohnt noch immer Ritterschaft:
Zuletzt bestrickt sie Leid und Jammer.
Doch lähmt ein Tod mir jede Freude,
Der meines blühenden Sohnes,
Schentaflur genannt.
Als Kondwiramur
Herz und Hand nicht wollt' ergeben, [178]
Verlor sein Leben er für sie
Durch Kingrun und durch Klamide.
Drob ist mein Herz von Jammerstichen
Löchricht wie ein loser Zaun.
Allzufrüh seid ihr geritten
Von mir trostlosem Mann.
O weh, daß ich nicht sterben kann,
Da nicht Liaße, die schöne Maid,
Noch auch mein Land euch will behagen!
Der Gast verstand des Wirtes Jammer,

Da er's so sorglich ihm erzählte.
„Herr!", sprach er, „ich bin unerfahren,
Doch wird mir jemals Ritters Preis,
So daß ich Minne darf begehren, [179]
So sollt Liaßen ihr mir gewähren,
Eure Tochter, die schöne Maid.
Ihr habt mir allzuviel geklagt:
Kann ich euch von Jammer scheiden,
So lass' ich euch so viel nicht tragen."
Der junge Held nahm Urlaub jetzt
Von dem getreuen Fürsten
Und von seiner Ritterschar.
Dem Fürsten war des Jammers Würfel
Nun von Drei auf Vier gefallen:
Er verlor den vierten Einsatz.[1])

[1]) Das Würfelspiel ist bei Wolfram ein beliebtes und sehr mannichfaltig variiertes Bild. Hier ist der Jammer der Würfel, mit dem sein Leben spielt. Die Augen dieses Würfels zeigen die Verluste an, d. h. die Unglücksfälle, welche ihm das Leben bringt. Bisher stand der Würfel auf drei, nun ist er auf vier gefallen.

Kondwiramur.

So schied von dannen Parzival.
Ritters Kleid und Ritters Sitte
Trug er nun mit Zucht zur Schau.
Weh nur, daß eins ihn quälte
Gar herb und streng im Herzen.
Ihm war zu eng die weite Welt,
Zu schmal, was um ihn war:
Der grüne Wald erschien ihm fahl,
Sein roter Harnisch däucht' ihn weiß:
So zwang sein Herz die Augen.
Seit er Thorheit abgethan,
Wollt' ihm Gahmuretens Art
Sehnsucht nicht erlassen
Nach der heilbegabten Jungfrau,
Der schönen Maid Liaße,
Die ihm freundschaftlich
Viel Ehre, doch nicht Minne bot.
Wohin sein Roß nun ging,
Er konnt's in seinem Schmerz nicht wehren, [180]
Es mochte springen oder traben.
Kreuze und Gehege,
Tiefer Wagengleise Spur
Kannte seine Waldfahrt nicht:
Er ritt viel unwegsame Pfade,

Wo wenig Wegerich sich fand.
Er kannte weder Berg noch Thal,
Doch ritt er wenig irre:
Gradaus in die Ferne strebend
Kam er an demselben Tage
Durch Gebirge wild und hoch
In das Königreich Brobarß.
Schon neigte sich der Tag zum Abend,
Da kam er an ein schnelles Wasser,
Das brauste laut im jähen Fall
Von Fels zu Fels hinunter.
Als er da hinabgeritten,
Sah er Pelrapeire die Stadt.
Sie hatte Tampenteire,
Der König, seinem Kind vererbt.
Da sind in Not viel Leute.
Das Wasser schoß dahin, wie wenn
Die Sehne der gespannten Armbrust [151]
Den wohlbeschwingten Pfeil dahintreibt:
Darüber führte eine Brücke,
Von Flechtwerk überdeckt:
Da grade floß es in das Meer.
Pelrapeir war wohl bewehrt:
Wie eine Schaukel, die man Kindern
Zur Freude nicht will schonen,[1])
So schwang die Brück' auch ohne Seil.
Doch macht' sie Jugend nicht so keck.[2])
Auf der andern Seite standen
Aufgebundnen Helmes[3])
Sechzig Ritter oder mehr.

[1]) Die man also recht kräftig schwingt.
[2]) sô geil = freudig, lebendig — humoristisch mit Bezug auf ihr gebrechliches Schaukeln.
[3]) vgl. Excurs II, 3.

Die riefen alle: „He, komm her!“
Mit geschwungnen Schwertern
Forderten die Schwachen Kampf.
Sie wähnten, es sei Klamide,
Den sie so oft gesehen,
Weil so königlich er ritt
Auf dem breiten Feld zur Brücke.
Als sie nun den jungen Ritter
Angerufen mit solchem Lärm,
Spornte der sein Roß vergeblich,
Furcht hieß es die Brücke meiden. [1])
Doch, der Zagheit nie gekannt,
Der sprang nun ab und zog sein Roß
Auf die schwanke Brücke.
Ein zaghafter Mann mag schwerlich
Solchem Streit entgegengehn.
Dazu mußt' er sorglich achten,
Daß sein Roß nicht falle. [182]
Da verstummte dort der Lärm;
Die Ritter trugen ihre Helme,
Die Schilde und der Schwerter Glanz
Hinein und schlossen ihre Pforten;
Sie fürchteten ein neues Heer.
So zog hinüber Parzival
Und kam auf einen Platz geritten,
Wo mancher schon den Tod erkor,
Der mit dem Leben Ritters Preis
Bezahlt, dort vor der Pforte,
Die zur Burg, der ragenden, führte.
An der Pforte war ein Ring,
Den rührte er mit kräft'ger Hand,
Doch Niemand nahm sein Rufen wahr,

[1]) Entweder auf das Schaukeln der Brücke, oder auf den Lärm der Ritter zu beziehen.

Bis eine Jungfrau, lieblich schön,
Aus einem Fenster unsern Helden
Da unten mutig halten sah.
Die schöne Maid voll Sittsamkeit
Sprach: „Seid ihr als unser Feind
Hergekommen, Herr, so wisset,
Daß man uns von Land und Meer,
Haß genug schon bot mit starken,
Zornesmutgen Kriegesheeren."
Da sprach er: „Frau, hier hält ein Mann,
Der euch dient, so weit er's kann.
Euer Gruß sei mir der Sold,
Nehmt meine dienstbereite Huld." [1])
Da ging die Jungfrau klugen Sinns
Zu der edeln Königin
Und half ihm bald hinein: [183]
Das wandte ihnen ihre Not.

In den Straßen der Stadt fand er viel Kriegsvolk, [183]3 bis [184]30
sogar bewaffnete Kaufleute. Alle aber befanden sich in höchster Not. Die Zufuhr war ihnen abgeschnitten, und alle Folgen langes Hungerns waren an ihnen sichtbar. Der Marschall [2]) führte ihn in die mit Türmen, Zinnen und Erkern wohl bewehrte Burg, wo ihn eine gleich leidende Ritterschar empfing, mit eingefallnen Wangen, eingeschrumpfter Haut, Knochen ohne Fleisch. Doch will sich der Dichter nicht über sie lustig machen:

„Denn wo man Herr mich nennt,
Daheim in meinem Haus, [185]
Da freut sich selten eine Maus;
Sie muß den Bissen mühsam stehlen:
Den braucht man nicht vor mir zu hehlen,
Denn ich find' ihn offen nicht.
Gar zu oft betrifft mich das,

[1]) Ich bin in dienestlîchen holt' — „hold" bedeutet eigentlich „huldigend", also: ich huldige euch mit meinen Diensten.
[2]) Der Quartiermeister und Vorsteher des Marstalls, vgl. zum folgenden Excurs V, 2, a.

Mich Wolfram von Eschenbach,
Daß ich solch Behagen spüre."

Parzival ward nun entwappnet, wusch sich und erhielt bequeme Kleider. Sein leuchtendes Antlitz und seine schöne Gestalt waren der vollendete Gegensatz zu der hungernden Besatzung. Nun sollte er zur Königin in den Saal geführt werden. [185]9 bis [186]20

Kyot von Katelangen [186]21
Und der edle Manpfiljot
— Herzöge waren beide —
Brachten ihres Bruders Kind,
Des Landes Königin, zum Saal.
Um Gottes Minne hatten sie
Schwert und Harnisch hingegeben.
Die edeln Fürsten grauen Haars,
Doch von anmutreicher Bildung,
Führten sie nun zuchtbeflissen
Hin bis zu der Treppen Mitte. [187]
Da küßte sie den edeln Degen:
Roter Mund auf roten Mund.
Die Königin bot ihm drauf die Hand
Und führt' ihn in den Saal zurück,
Da setzten sie sich nieder.
Frauen und die Ritterschaft,
Die da standen oder saßen,
Hatten alle wenig Kraft.
Freude hatte sie verlassen,
Das Gesinde wie die Wirtin.
Doch Kondwiramurens Schönheit
Ließ nicht lange streiten:
Jeschuten und Eniten,[1])
Und Kunnewaren von Laland,[2])

[1]) vgl. oben III, 405 ff. u. 783 ff.
[2]) vgl. oben III, 992 ff.

Und welche man die schönsten nannte,
Wo man Frauenschönheit schätzt,
Sie alle überstrahlt' ihr Glanz,
Dazu die zwei Isalden.[1])
Wahrlich, den Preis behielt durchaus
Kondwiramur alleine:
Preiswerte Mütter waren's traun,
Welche diese zwei gebaren,
Die dort bei einander saßen.
Mann und Weib wußt' beßres nicht,
Als immer wieder anzusehen
Die beiden bei einander.
Da fand er gute Freunde.
Vernehmt nun, was der Gast da sann: [188]
„Liaße ist dort, Liaße ist hie.
Gott will mir Sorgen mindern:
Nur seh' ich hier Liaßen,
Das Kind des edeln Gurnemanz."
Liaßens Schönheit war ein Wind
Gegen die Jungfrau, die hier saß,
Der Gott der Wünsche Fülle gab.
Wie eine Rose, frisch betaut,
In neuem Glanze, weiß und rot,
Aus ihrer Knospenhülle strahlt,
So saß vor ihm des Landes Herrin.
Das schuf dem Gaste große Not.
Er hatte ritterliche Zucht
Ganz inne, seit ihn Gurnemanz
Von seiner Einfalt schied.
Und da er Fragen widerriet,

[1]) Isalde von Irlant und Isalde die Weißhändige, die Geliebten Tristans. Die Namensform Isalde weist auf Eilhards von Oberge Tristrant hin; Gottfried von Straßburg hat Isôte.

— Wenn es nicht verständig wäre —
Saß er bei der Königin
Stumm und ohne Worte ganz,
Und doch nah genug bei ihr.
Mancher freilich spart die Rede,
Der schon mehr zu Frauen fuhr.
Da gedacht' die Königin:
„Dieser Mann verschmäht mich wohl,
Weil ich so von Kräften bin.
Aber nein, er thut's mit Fleiß,
Er ist Gast, ich bin die Wirtin:
Mir gebührt's zuerst zu sprechen.
Sah er mich doch freundlich an, [139]
Seit wir uns hier setzten.
Er hat Zucht an mir bewiesen,
Allzu lange mied ich Rede."
Zu ihrem Gaste sprach sie da:
„Herr, eine Wirtin muß wohl reden.
Ein Kuß erwarb mir euern Gruß,
Auch botet ihr mir euern Dienst:
So sagte eine Jungfrau mir.
Daran hat uns kein Gast gewöhnt,
So sehr es auch mein Herz ersehnt.
Herr, sagt mir denn, wenn ich euch frage,
Woher kommt ihr des Wegs?"
„Frau, ich ritt mit Tagesanbruch
Von einem Manne, den in Klagen
Ich verließ, treu, ohne Falsch.
Dieser Fürst heißt Gurnemanz,
Von Graharß ist er genannt."
Da sprach die junge Königin:
„Hätt' ein andrer das gesagt,
Dem möchte schwerlich einer glauben
Es sei an einem Tag geschehn.

Denn ritt' mein Knecht auch noch so schnell,
Er schafft' es in zwei Tagen nicht.
Die Schwester eures Wirts
War meine Mutter. Seine Tochter,
Die ros'ge, ward wohl bleich vor Jammer.
Wir haben manchen sauern Tag
Verklagt mit nassen Augen, [190]
Ich und die Maid Liaße.
Seid ihr euerm Wirt ergeben,
So nehmt für diese Nacht fürlieb,
Wie wir's nun lange schon erduldet.
Wißt, ihr thut ihm Dienst daran.
Ich will euch unsern Kummer klagen:
Wir müssen bittern Mangel tragen."
Da sprach ihr Oheim Kyot:
„Frau, zwölf Brode send' ich euch,
Dazu Schulterstück und Schinken:
Auch acht Käse leg' ich bei,
Samt zwei Krügen Weines.
Steuern soll euch auch mein Bruder
Heut zu Nacht, das ist euch Not."
Manpfiljot sprach: „Das send' auch ich."
Da ward die Jungfrau froh.
An großem Dank ließ sie's nicht fehlen.
Sie nahmen Urlaub gleich und ritten
Zu ihrem Jagdhaus nahe bei.
In hoher Berge wilder Enge
Saßen die Alten unbewehrt:
Sie hatten Frieden vor dem Heer.[1])
Bald war ihr Bote wieder da,
Da ward das schwache Volk gelabt.
Verzehrt war alles in der Burg

[1]) Nämlich der Belagerer.

Bis auf dieſe Spende:
Mancher lag vor Hunger tot,
Eh er neues Brod geſehn.
Die Kön'gin hieß es teilen, [191]
Dazu Käſe, Fleiſch und Wein
Ihrem matten Volke geben:
Solches riet ihr Parzival.
Kaum hatten ſie für ſich ein Schnittchen: 5
Sie teilten's ohne Neid und Streit.
Der Vorrat war nun auch verzehrt.
Da nahm der junge Parzival 16
Urlaub zur Ruh. Ihm leuchten Kerzen
Beſſer als von Stroh die Fackel.
Da ſchritt er an ein reiches Bett 20
In königlicher Zier,
Nicht wie es Armut ſich erwählt:
Ein Teppich war davor gelegt.
Er hieß die Ritter wieder gehn; 25
Edelknaben entſchuhten ihn.
Er ſank alsbald in tiefen Schlaf,
Bis ihn hoher Jammer rief
Und lichter Augen Herzergießen:
Das weckte bald den Degen wert.
Vernehmt, wie das geſchah. [192]
Des langen Krieges Not, 5
Der Tod der Edeln, die ihr halfen,
Das wollte ſchier das Herz zerbrechen,
Der jungfräulichen Königin,
Daß ſie kein Auge ſchließen konnte.
* Da ging die zücht'ge, reine Maid,
* Von bitterm Weh gezwungen,
Zu ſuchen Freundes Hilf und Rat. 13
Von Sammet einen langen Mantel 18
Schwang ſie um; ſo ſchlich ſie hin

Zu einer Kemenate,
Wo Parzival alleine lag.
Vor seinem Lager war's so hell
Von Kerzen, wie der lichte Tag.
Zu seinem Lager ging ihr Weg;
Sie kniete auf den Teppich hin, [193]
* Die Scham bezwingend: manche Zähre
Floß auf Parzival herab.
Der hörte solches Schluchzen,
Daß er erwacht' und sie erblickte.
Das ward ihm lieb und leid.
Aufrecht setzte sich der Held
Und sprach sogleich zur Königin:
„Herrin, bin ich euer Spott?
Knieen dürft ihr nur vor Gott.
Beliebt, euch her zu setzen."
* Da stand sie auf und setzte sich.
Noch war's tief in der Nacht; [194]
Kein Hahnenschrei ertönte:
Die Hahnenbalken standen leer;
Die Hühner schoß herab die Not.
Da fragte ihren werten Gast
Die Kummervolle züchtiglich,
Ob er sie hören wollte.
„Ich fürchte," sprach sie, „sag' ich's euch,
Es raubt euch Schlaf und schafft euch Weh.
Mir hat der König Klamide
Und Kingrun, sein Seneschall,
Verwüstet Land und Burgen.
Mein Vater Tampenteire
Ließ mich arme Waise
In Furcht, Not und Gefahr.
Meine Sippe, Mann und Fürsten,
Arm' und Reiche dienten mir,

Gar ein großes, starkes Heer:
Die sind zur Hälfte oder mehr
Im Kampfe schon erlegen.
Wes könnt' ich mich noch trösten?
Nun ist's so weit mit mir gekommen,
Daß ich selbst mich töten will,
Eh meinen jungfräulichen Leib
Klamide sein eigen nenne,
Der mit eigner Hand mir schlug [195]
Schentaflur, der ritterlichen,
Hohen Preis im Herzen trug: [1])
Ein blühend Reis an Mannesschöne,
Liaßens Bruder, der die Falschheit
In gar kurze Zügel legte."
Da Liaße ward genannt,
Ward von neuem nach ihr weh
Dem dienstbereiten Parzival.
Sein hoher Mut sank gar zu Thal:
Das schuf Liaßens Minne.
Doch sprach er gleich zur Königin:
„Frau, kann euch jemand helfen?"
„Ja, Herr, wenn man mich erlöste
Von Kingrun, dem Seneschall.
In mancher Tjost hat er mir schon
Viele Ritter hingestreckt.
Morgen kommt er wieder her,
Wähnend, daß sein Herre schon
In meinen Armen liege.
Meinen Burgsaal saht ihr wohl.
Seht, wie hoch der auch emporstrebt,
Lieber stürzt' ich mich hinunter,
Eh' mein Magdtum Klamide

[1]) Vgl. oben III, 1620.

Nehmen sollte mit Gewalt.
Zu Schanden macht' ich wohl sein Prahlen!"
Da sprach er: „Herrin, sei Kingrun
Franzose oder von Britannien,
Sei es auch von welchem Lande,
Von meiner Hand sei ihm gewehrt,
So gut ich es vollbringen mag." [196]
Da ging die Nacht zu End'; es graute
Der Tag: die Jungfrau schied von ihm;
Ihren Dank verschwieg sie nicht.
Dann schlich sie wieder leise fort,
Daß niemand, war er noch so klug,
Ihr Gehn und Kommen wahrgenommen,
Außer dem lichten Parzival.
Der schlief danach nicht länger mehr.
Die Sonne eilte aufzusteigen;
Durch die Wolken drang ihr Schein.
Da hört' er Glocken schallen:
Kirchen und Münster sucht' das Volk,
Das Klamide von Freuden schied.
Nun erhob sich unser Held.
Der Kapellan der Königin
Sang Gott zu Ehren und der Herrin.
Da konnt' er sie beschauen,
Bis der Segen war gespendet.
Seinen Harnisch heischt' er dann:
Damit ward er gewappnet.
Man sah's ihm an: er konnte streiten
Mit Manneskraft und Rittersmut.

Die ersten Thaten und die Vermählung.

Da kam Klamides Heer
Mit manchem Fähnlein vor die Stadt.
Kingrun, den andern weit voraus,
Erschien zuerst. Er ritt ein Roß
Von Iserterre, Klamides Reich.
Just da war vor das Thor gekommen
Gahmurets, des Königs, Sproß. [197]
Mit ihm war der Burgleut' Beten;
Jetzt ergeht sein erster Schwertkampf.
Er nahm zum Stoß so weiten Anlauf,
Daß von seines Anpralls Wucht
Beider Rosse Gurt gesprengt ward
Und des Bauches Riemen barsten:
Auf den Hächsen[1]) saßen beide.
Da mußten, die darauf gesessen,
Ihrer Schwerter wohl gedenken.
In den Scheiden fand man sie.
Bald trug Kingrun Wunden
Durch den Arm und in der Brust.
Dieser Strauß lehrt' ihn vergessen
Seinen Ruhm, mit dem bis heut
Er prahlte, wo sein Stolz dahinschwand.
Von seiner Stärke ward erzählt,
Daß er sechs Ritter fällte,
Die gegen ihn zu Felde ritten.
Nun vergalt's ihm Parzival

[1]) hähse, der Kniebug des Hinterbeines.

Mit seiner krafterfüllten Hand.
Dem starken Seneschall
Ward's gar seltsam dort zu Mut,
Gleich als ob ihn Schleudersteine
Aus der Wurfmaschine träfen.
Doch ihn fällte andrer Streit:
Ein Schwert erklang ihm durch den Helm:
Parzival streckt' ihn dahin.
Er setzt' ein Knie ihm auf die Brust
Und bot ihm, was noch keinem Manne
Je geschehen: Sicherheit; [1]) [198]
Doch sie verschmäht' der tapfre Feind.
Er hieß ihn sich ergeben
Dem alten Gurnemanz.
„Nein, Herr, ich bitte, lieber gieb
Den Tod mir: seinen Sohn erschlug ich,
Schentaflur nahm ich das Leben.
Großen Ruhm verlieh dir Gott,
Denn wo kund wird, daß an mir
Du solche Kraft bewiesen hast,
Daß ich bezwungen vor dir lag,
Da sagt man: dir ist viel gelungen."
Drauf sprach der junge Parzival:
„Wohlan, ich lass' dir andre Wahl,
Ergieb dich denn der Königin,
Der dein Herr in seinem Zorn
So schweres Leid bereitet hat."
„So wär' ich wohl verloren!
Zum Staub, der in der Sonne schwirrt,
Zermalmte man mich dort:
Denn ich habe Herzeleid
Manchem Edeln dort bereitet."

[1]) Excurs II, 6.

„So bring' von diesem Felde
Zum Britannerreiche
Ritterliche Sicherheit
Einer Jungfrau, die um mich
Litt, was sie nicht leiden sollte,
So man Zucht und Sitte ehrt.
Ihr sage, was mir auch geschehe,
Nimmer soll sie froh mich sehn,
Eh' ich sie gerächt [199]
Mit dem Speerstoß durch den Schild.
Artus und der Frau Ginover
Magst du meinen Dienst entbieten,
Samt der ganzen Ritterschaft.
Doch ich kehre nimmer wieder,
Eh ich jenen Schimpf gesühnt,
Der mich ihr verbunden,
Die mir zuerst ihr Lachen bot:
Sie kam damit in große Not.
Sag ihr, ich sei ihr unterthan,
Zu jedem Dienste dienstbereit."
Da willigte der Ritter ein:
Man sah die Helden scheiden.

Nun kam er wieder in die Stadt,
Der Bürger Trost im Kampfe.
Von ihrer Not erlöst' er sie:
Das Außenheer war gar verzagt,
Daß Kingrun an seiner Wehrkraft
Also Schmach davongetragen.
In frohem Zug zur Königin
Ward nun Parzival geführt.
Die empfing ihn mit den Armen,
Drückt' ihn fest an ihre Brust
Und sprach: „Nie will ich einem Manne

Je auf Erden angehören,
Außer ihm, den ich umfange."
Sie half ihm aus den Waffen
Und sparte ihre Dienste nicht.
Nach seiner großen Arbeit [200]
Fand er gar geringe Küche.
Die Bürger aber brachten ihm
Treuschwur und Huldigung entgegen,
Sprechend, er sollt' ihr Herre sein. 5
Da sprach auch die Königin,
Er sollt' ihr Trauter werden,
Da er solchen hohen Preis
An Kingrun davongetragen.

Nun ward auch durch eine glückliche Fügung dem [200]10 bis [209]19
Hunger gewehrt. Ein Sturm warf zwei ganz mit Speisen beladene Schiffe in den Hafen. Das hungrige Volk stob von den Zinnen herab, mit ihren abgemagerten Leibern wirbelndem Laube vergleichbar, um sich die Beute zu sichern. Auf Befehl des Marschalls ward jedoch ehrlich mit den verschlagenen Kaufleuten gehandelt, und Parzival verteilte weise und maßvoll, was sie hatten. — Darauf ward die Vermählung vollzogen.

Während nun Kingrun die Botschaft an Artus und Kunneware ausrichtete, kam Klamide mit seinem Heere vor die Stadt. Unterwegs war ihm schon das Mißgeschick Kingruns verkündigt, aber er vertraute auf die Macht des Hungers und glaubte der Liebe Kondwiramurs sicher zu sein. So rüstete er sich zum Sturme. Die Burgleute aber waren gegen die Belagerungs- und Sturmmaschinen wohl gerüstet; jene Schiffe hatte ihnen auch „griechisches Feuer" gebracht, und damit verbrannten sie die Türme, Wurfmaschinen und Mauerbrecher der Belagerer. Allen voran aber that Wunder der Tapferkeit Parzival. Er bahnte sich den Weg zu Klamide; niemand konnte ihm widerstehen, und zwanzig Ritter nahm er lebendig gefangen. Da brach Klamide den Sturm ab. — Nach drei Tagen kamen die gefangenen Ritter frei zurück und erzählten von dem Überfluß an Nahrungsmitteln in der Feste, von Parzival, dem schönsten der Helden,

den sich Kondwiramur zum Gemahl erkoren, und wie sie von ihm ritterlich gehalten und großmütig in Freiheit gesetzt wären. Da schmerzte Klamide die vergebene Arbeit, und er sandte Boten in die Stadt, um seinen Nebenbuhler zum Zweikampfe herauszufordern:

„Ist er so kampfesmutig, [209]20
Daß sie ihn dazu erkoren,
Mir ihr Reich und ihre Hand
Mit Streit und Kampf zu wehren,
So sei den Heeren Ruh geboten.
Da war froh Herr Parzival, 25
Daß ihm solche Botschaft ward,
Die nur Kampf mit ihm begehrte.
Gleich sprach der unverzagte Held:
„Mein Wort sei Pfand dafür,
Daß von dem innern Heer kein Mann
Zum Schwert greift, meiner Not zu wehren. [210]
So ward der Kampfvertrag gefestet
Zwischen dem Graben und dem Lager.
Da wappneten sich die kühnen Recken.[1])
Klamide von Brandigan 5
Stieg auf ein gepanzert Streitroß,
Guverjoß geheißen.
Mit andern reichen Gaben war's
Dem König Klamide gesandt
Von Grigorß, seinem Neffen, 10
Dem König von Ipotente,
Nordher über den Ukersee;
Der Graf von Narant bracht' es her,
Dazu zweitausend Söldner
Unbeschildet, doch im Harnisch. 15
Sold war ihnen schon im voraus
Bis zum dritten Jahr gegeben,

[1]) des kampfes smide: die Schmiede des Kampfes, ein Ausdruck, der ohne Mißverständnisse schwer wiederzugeben ist.

Sind wir recht berichtet.
Trefflicher Ritter sandt' ihm auch
Grigorß fünfhundert: jedem war
Der Helm wohl aufgebunden;
Furchtlos standen sie im Streit.
Mit solchem Heer lag Klamide
Vor Pelrapeire der Stadt
Zu Land und in dem Meere.
Das schuf den Bürgern schweren Kummer.
Nun ritt Parzival heraus
Zum Felde der Entscheidung,[1])
Wo Gott bezeigen sollte,
Ob er ihm das Königskind
Tampenteires lassen wollte. [211
Stolz kam er daher geritten
Im Galopp, wie man das Roß
Vor der Carriere[2]) zu halten pflegt:
Das war für alle Not gewappnet.
Von Sammet eine rote Decke
Lag auf der eisernen Bekleidung.
An ihm selber leuchtete
Roter Schild und roter Leibrock.
Klamide hub an zu streiten.
Einen kurzen, rohen Stamm
Führt' er als Speer, den Feind zu fällen,
Damit nahm er langen Anlauf.
Hinstürmend sprang da Guverjoß.
Das war ein wackres Streiten
Der zwei bartlosen Helden!

[1]) an daz urteilliche wal. Der Kampf wird als Gottesgericht betrachtet.

[2]) rabbîne, der ritterliche, aus dem Französischen entlehnte Ausdruck für die stärkste Gangart, in welcher man den Stoß führte. Vgl. Excurs II, 5.

Kein Stoß verfehlte da sein Ziel.
Unter Tieren nicht noch Menschen
Hat man härtern Kampf gesehn.
Die müden Rosse dampften.
Sie hatten so gefochten,
Daß die Rosse nicht mehr konnten.
Da mußten sie herunter springen,
Zu gleicher Zeit, in gleicher Weise,
Jedweder spürt' ein streng Gelüsten,
Feuer im Helm des Feinds zu suchen.[1])
Zum Feiern war da wenig Zeit;
Arbeit fanden sie genug.
Von den Schilden stoben Stücke,
Wie wenn zur Kurzweil einer Federn
Spielend würfe in den Wind. [212]
Dennoch spürte Parzival
Müdigkeit in keinem Gliede.
Da war's dem König Klamide,
Als wäre der Vertrag gebrochen
In der Stadt; den Gegner bat er,
Daß er seiner Ehr' gedächte
Und den Schleuderwürfen wehrte.
Solche Schläge trafen ihn,
Die wie Schleudersteine fielen.
Da sprach des Landes Herr zu ihm:
„Nicht sehren dich der Mangen[2]) Würfe,
Dafür birgt mein gegebnes Wort.
Und hätt'st von meiner Hand du Frieden,
Dir bräche keiner Schleuder Schwingen
Haupt und Brust, dazu die Schenkel."
Müdigkeit fiel Klamide

[1]) d. h. so auf den Gegner loszuschlagen, daß die Funken stoben.
[2]) mange, eine Schleudermaschine. Vgl. Excurs II, 7.

Jetzt an — die kam ihm gar zu früh.
Da ward im Streit gekürt,
Wer Sieg gewann und Sieg verlor:
Der König Klamide ersah
An Ruhm sich bald schimpfieret.
Zu Boden zückt' ihn Parzival
Und drückt' ihn mit der Faust so stark,
Daß Blut aus Nas' und Ohren schoß:
Das färbte rot den grünen Rasen.
Das Haupt entblößt' er ihm darauf
Vom Helme und vom Hersenier.[1])
Da harrte der bezwungne Mann
Des Todesstreichs. — Der Sieger sprach:
„Nun bleibt wohl frei von dir mein Weib. [213]
Jetzt lerne du, was Sterben sei!"
„Nicht doch, Degen wert und kühn,
Dir ist ja doch der Preis gemehrt
An mir schon dreißigfältig,
Seit du mich bezwungen hast.
Wie würde dir noch höhrer Ruhm?
Nun mag Kondwiramur wohl sagen,
Daß ich dem Unglück bin verfallen,
Du aber trägst des Glücks Gewinn.[2])
Dein Land ist nun erlöst.
Wie wenn ein leckes Schiff vom Wasser,
Dem eingedrungnen, wird erleichtert,
So bin ich der Macht entledigt;
Mannesehr und Freude
Ist an mir dahin.
Warum willst du mich noch töten?
Schande muß ich doch vererben
Auf Kind und Kindeskinder.

[1]) hersenier, eine den Kopf und Nacken schützende Kappe von Drahtgeflecht, vgl. Excurs II, 3.
[2]) und dîn gelücke hât gewin, vgl. oben S. 58. Anm. 2.

Du haſt Preis und Ruhm dahin;
Was du mir mehr thuſt, iſt nicht Not.
Auch trag' ich lebend den Tod im Herzen,
Da ich von ihr geſchieden bin,
Die gewaltig mir von je
Herz und Sinn bezwungen,
Des ich niemals doch genoß.
So muß ich unſel'ger Mann
Sie dir nun laſſen und ihr Land.
Da dachte Parzival, der Sieger,
Bald an Gurnemanzens Rat,
Daß kühnem Mannesmut auch zieme [214]
Erbarmen und Barmherzigkeit.
So folgt' er ſeinem Rate
Und ſprach zu Klamide:
„Ich will's dir nicht erlaſſen,
Geh hin und ſtell dich Gurnemanz,
Liaßens Vater auf Sicherheit."
„O, Herr, dem that ich Herzeleid;
Ich ſchlug ihm ſeinen edeln Sohn:
So Bittres thut mir doch nicht an!
Kondwiramur zu ſchützen
Focht Schentaflur mit mir;
Auch läg' ich tot von ſeiner Hand,
Wär' Kingrun mir nicht beigeſprungen.
Von Graharß Gurnemanz
Hatt' ihn in das Land Brobarß
Mit ſtarker Heeresmacht geſandt.
Da thaten Ritterſchaft
Neunhundert edle Streiter,
Die alle Panzerroſſe ritten,
Und fünfzehnhundert, die zu Fuß
Des Kampfes pflegten, ſo gerüſtet,
Daß ſie nur des Schilds entbehrten.

Solche Macht däucht' mich zu viel:
Kaum das Zehntel kehrt' nach Haus.
Mehr Helden aber büßt' ich ein
Seitdem: nun bin ich ehr- und freudlos.
Was begehrst du von mir weiter?"
„So will ich deine Sorgen sänften.
Fahre zu den Britanneisen
Den Weg, den Kingrun auch gegangen, [215]
Zu Artus, dem Britannerkönig.
Dem entbiete meinen Dienst:
Bitt ihn, daß er mit mir klage
Ob des Schimpfs, den ich dort mitnahm.
Eine Jungfrau lachte mir:
Daß man die um mich dort schlug —
So hat mich nie ein Ding geschmerzt.
Derselben sag, es sei mir leid,
Und stell dich ihr auf Sicherheit
Und leiste willig ihr Gebot,
Oder nimm von mir den Tod."
„Giebt's keine andre Wahl für mich,
So will ich nicht drum schelten;"
— So sprach von Brandigan der König —
„Ich wähle mir die Fahrt von hinnen."
Da that er sein Gelübd' und schied,
Den seine Hochfahrt so verriet.[1])
Parzival, der starke Held,
Ging zu seinem müden Rosse.
Er hob den Fuß danach nicht auf,
Sprang in den Sattel ohne Stegreif,
Daß ringsum vom Springen stoben
Des verhau'nen Schildes Splitter.

[1]) hôchvart = Stolz, als Geselle des Königs gedacht, der ihn verriet, d. h. durch Rat verdarb.

Er wird mit Jubel von den Burgleuten empfangen, während Klamides Heer das Land räumt. Indessen löste Klamide sein Gelübde. Er fand Artus in prächtigem Hoflager zur Pfingstzeit auf dem „Plan von Dianazdrun", um das Maifest zu feiern. Alle erdenkliche Herrlichkeit war da zu sehen, und Ritter und Frauen zu Turnier und Minnespiel versammelt. Nun ritt Klamide unter neugierigem Gedränge in den Ring. Endlich fand er Kunnewaren und richtete seinen Auftrag aus zur Beschämung des daneben-stehenden Keye. Von Kunneware freundlich empfangen und auf ihr Geheiß der Rüstung entledigt, wird er von Kingrun erkannt, und beide beklagen den Verlust ihrer Ehre; mehr als alles aber schmerzte den König die verlorne Minne Kondwiramurs. Alles eilte nun, den gefangenen König zu sehen. Der aber bat Artus, ihn ritterlich zu halten, und von Kunnewaren erbat er sich Gawan zum Gesellen. Das ward ihm alles gewährt; Keye aber erntete Unehre. [215]25 bis [222]9

Hier lassen wir Klamide sein [222]10
Und kommen wieder auf die Spur.
Das wüste Land ward neu bebaut,
Wo Parzival die Krone trug.
Da sah man eitel Freud und Lust.
Sein Schwieger Tempenteire
Ließ dort in Pelrapeire
Licht Gestein und rotes Gold:
Das teilt' er so, daß man ihn pries
Um sein reiches Spenden.
Von Bannern, neuen Schilden
Ward sein Land ringsum geziert,
Fleißig auch turnieret
Von ihm und von den Seinen.
Auch zeigte oftmals seine Kraft
An der Grenzmark seines Landes
Der junge Degen ohne Furcht.
Seine Gäste priesen immer
Seine Thaten als die besten.

Der Abschied.

Nun hört auch von der Königin.
Wie könnt' ihr Lieberes geschehn?
Die Werte, Junge, Süße [223]
Hat das höchste Glück auf Erden.
In großer Kraft blüht ihre Minne
Ohne Wank und Wandel.
Sie hat in ihrem Mann erkannt,
Was jeder an dem andern fand:
Er war ihr lieb, so wie sie ihm.
Wenn ich die Märe nun berichte,
Daß sie sich scheiden müssen,
So wird's zu Leide beiden.
Auch dauert mich das süße Weib;
Ihr Volk, ihr Land, dazu sie selbst
Schied seine Hand von großer Not;
Dafür bot sie ihm Minne.
Mit Züchten sprach er eines Morgens,
Daß es mancher Ritter hörte:
„Gefällt's euch, liebe Herrin,
So gebt mir Urlaub, daß ich schaue,
Wie's um meine Mutter steh'.
Ob ihr wohl ist oder weh,
Das ist mir leider nicht bekannt.
Nun will zu ihr ich kurze Frist,
Dazu auch Abenteuer suchen.
Kann ich euch mit Thaten dienen,
So vergilt's mir eure Minne!"
So begehrt' er von ihr Urlaub.
Er war ihr lieb, — die Märe sagt's —
Drum wollte sie's ihm nicht versagen.
Von allen seinen Mannen
Schied er da und ritt von dannen.

Fünftes Buch.

Parzival in der Gralsburg.

Wer hören will, wohin er kommt, [224]
Den Abenteu'r nicht rasten ließ,
Der kann nun nach einander
Großer Wunder viel vernehmen.
Laßt reiten Gahmuretens Sproß,
Wer getreuen Sinns ihm wohl will,
Wünsch' ihm Heil: denn fügen mag sich's,
Daß er leidet Not und Pein,
Doch Freuden auch und Ehre.
Eins macht' ihm großen Kummer,
Daß er von ihr geschieden war,
So schönem Weib, daß nie man las,
Noch eine Mär' berichtet,
Schönre gäb' es, oder beßre.
Gedanken an die Königin
Trübten ihm den frohen Sinn:
Den hätt' er wohl verloren,
Wär's kein herzhafter Mann gewesen.
Das Roß ließ er nach seinem Willen
Über Moos und Blöcke traben:
Es fühlte keine Hand am Zügel.
Die Mär' hat uns berichtet,
Er ritt soweit denselben Tag —

Ein Vogel hätte Arbeit,
Sollt' er's auf einmal überfliegen.
Hat mich die Märe nicht betrogen,
So war sein Ritt noch nicht so groß
Des Tages, als er Ithern schlug,
Und als er von Graharß
Nach Brobarß kam in's Land geritten.
Nun hört, wie's weiter um ihn stand. [225]
Am Abend fand er einen See,
Wo Fischer ihre Anker warfen,
Die des Wassers Herren waren.
Sie waren dem Gestad' so nah,
Daß sie ihn wohl verstehen konnten.
Einen sah er da im Schiff,
Der hatte an sich solch Gewand,
Daß es nicht besser könnte sein,
Diente ihm die ganze Welt.
Köstlich verbrämt mit Pfauenfedern
War sein Hut. Denselben bat er,
Daß er ihm um Gotteswillen
Und ritterlicher Pflicht Gebot
Sagte, wo er Herberg fände.
Da sprach zu ihm der traur'ge Mann:
„Herr, mir ist wahrlich nicht bekannt,
Daß innerhalb von dreißig Meilen
Bebaut sei Wasser oder Land.
Nur eine Burg liegt nah hiebei:
Dahin geht, ich rat's euch treulich;
Wohin sonst wollt ihr reiten?
Dort, wo die Felsen enden,
Wendet euch nur rechter Hand;
Und kommt ihr oben an den Graben,
Da müßt ihr stille halten.
Bittet, daß man euch die Brücke

Senke und das Burgthor öffne.“[2])
So that er, wie der Fischer riet. [226]
Mit Urlaub schied er dannen.
Der sprach noch: „Kommt ihr richtig hin,
So sorg' ich selbst noch heut für euch.
Das sollt ihr uns dann danken.
Doch hütet euch vor falschen Wegen:
Dort, wo die Halde abwärts geht,
Da könnt ihr leichtlich irre reiten,
Das möcht' ich wahrlich euch nicht wünschen.

Da hub sich Parzival von dannen 1
Und fand bei munterm Traben
Den rechten Weg bis an den Graben.
Da war die Brücke aufgezogen;
Die Burg stand fest und wohl gefügt,
Wie auf der Drechselbank gedreht. 15
Mit Sturme drang da niemand ein,
Er würde denn vom Wind geweht.
Viel Türme, mancher hohe Saalbau,
Stand dort wunderbar bewehrt.
Drängten sie auch alle Heere, 20
Sie kümmerten sich nicht darum,
Und lägen sie auch dreißig Jahre.
Da nahm ein Knappe seiner wahr
Und fragte, was er suchte
Und wo er her des Weges käme. 25
„Der Fischer,“ sprach da Parzival,
„Hat mich her zu euch gesandt.
Herberge ließ er mich hier hoffen,
Das dankt' ich ihm; ich sollt' euch heißen
Die Brücke niederlassen,

[1]) Excurs III.

Und ein zu euch dann reiten." [227]
„Herr, ihr sollt willkommen sein,
Da der Fischer so befohlen.
Ehr und Pflege beut man euch
Seinethalben, der euch gesandt."
Da ließ der Knapp' die Brücke nieder,
Der Held ritt in die Burg nun ein
Auf einen Hof, gar weit und breit.
Da stund viel kurzes, grünes Gras:
Er war vom Kampfspiel nicht zerstampft,
Man mied dort Buhurdieren,[1])
Und selten ritt man mit den Bannern
Wie auf dem Anger zu Abenberg.[2])
Selten ward ein fröhlich Werk
Dort gethan seit langer Zeit:
Sie kannten Herzenskummer.
Doch ließen sie's ihn nicht entgelten.
Von jung und alt ward er empfangen.
Viele kleine Junker
Sprangen gleich ihm an den Zaum:
Einer griff dem andern vor.
Dann hielten sie den Bügel:
So mußt' er von dem Rosse steigen.
Ritter führten drauf ihn weiter
In sein Ruhgemach.
Schnell ward er nach Gebühr entwappnet.
Als sie den Jüngling ohne Bart
Nun sahen also minniglich,
Da sprach man, Heil sei ihm beschieden.
Nun bat der Held um Wasser [228]
Und wusch den Eisenrahm

[1]) Ein Reiterspiel, vgl. Excurs II, 5.
[2]) Östlich von Eschenbach, s. Einl. I, 1.

Sich von Geſicht und Händen.
Jung' und Alte wähnten da,
Von ihm erſtrahlt' ein zweiter Tag.
So ſaß der minnigliche Freund.
Man trug ihm einen Mantel dar
Von Seide aus Arabien,
Jegliches Tadels frei,
Den legt' ſich an der Holde
Mit offnen Schnüren: neues Lob
Erwarb er da aus aller Mund.
Der ſchmucke Kammerwärter[1]) ſprach:
„Ihn trug Repanſe de Schoi,
Die Kön'gin, meine Herrin;
Euch ſei er von ihr geliehn,
Denn noch iſt euch nichts zugeſchnitten.
Ich konnte ſie mit Ehren bitten,
Denn ihr ſeid ein werter Mann,
Wenn ich's recht ermeſſen kann."
„Gott lohn' Euch, Herr, die gute Meinung;
So ihr richtig von mir urteilt,
Hab' ich Glück gefunden:
Solche Gaben ſind von Gott."
Man ſchenkt' ihm ein und pflegte ſein.
Die Traur'gen wurden mit ihm froh.
Man bot ihm Ehren nach Gebühr:
Da war aller Dinge Fülle,
Mehr als zu Pelrapeire,
Wo er von Kummer ſchied die Leute.
Sein Harniſch war hinausgetragen, [229]
Das begann er bald zu klagen.
Als er ſich Scherzes nicht verſah,
Beſchied ein redefert'ger Mann

[1]) Kämmerer, der die Kleiderkammer unter ſich hatte. Vgl. Excurs V, 2, a.

Allzu keck den tapfern Gast
Zum Wirt, als ob er zornig wär'.
Darob verlor er fast das Leben
Durch den jungen Parzival.
Als der sein gutes Schwert
Bei sich nicht liegen fand,
Zwang er die Hand zur Faust so scharf,
Daß Blut ihm aus den Nägeln schoß
Und längs des Ärmels rieselte.
„Nicht doch, Herr," sprach die Ritterschaft,
„Es ist ein Mann, der Späße mächtig;[1])
Wie traurig auch wir andern sind:
Zeigt, daß ihr höf'sche Sitte wahrt;
Nichts anderes ist euch gesagt,
Als daß der Fischer eingetroffen.
Geht hin: ihr seid sein werter Gast,
Und laßt den Zorn nun fahren.

Anfortas und der Gral.

Sie gingen in den hohen Saal,[2])
Da hingen hundert Kronen
Mit aufgesteckten Kerzen
Über den Burgbewohnern;
An der Wand zierliche Leuchter,
Darunter hundert Ruhebetten
Mit hundert Polsterdecken.
Je vier Gesellen trug ein Polster, [230]
Geschieden von dem andern.

[1]) der schimpfes kraft hât, der Hofnarr.
[2]) Die Merkwürdigkeiten, welche Parzival jetzt erlebt, werden von Trevrezent im IX. Buche erklärt.

Davor ringsum ein Teppich.
Das konnte wohl beschaffen
Der Sohn des Königs Frimutel.
Da hatte man auch nicht vergessen
Und sich das Geld nicht dauern lassen,
Von Marmor aufzumauern
Drei viereck'ge Feuerherde:
Drauf brannte Holz von Aloe
Hochlodernd, hell und duftig:
So großes Feuer sah noch niemand
Hier bei uns zu Wildenberg; [1])
Das waren gar kostbare Dinge.
Der Wirt hieß sich den Platz bereiten
An der mittlern Feuerstatt
Auf einem aufgeschlagnen Bette. [2])
Aus war's ganz und gar
Zwischen ihm und Freud und Lust;
Hinsiechend lebt' er kaum.
Da trat er in den Saal,
Der lichtgestalte Parzival,
Und ward gar wohl empfangen
Von dem, der ihn dahin gesandt.
Er ließ ihn da nicht länger stehn
Und bat ihn, näher doch zu treten
Und nah bei ihm zu sitzen.
„Setzt' ich euch dort weit unten hin,
Da wär't ihr schlecht gehalten,"
So sprach der kummerreiche Wirt.
Um Siechtums willen hatt' der Wirt [231[
Groß Feuer stets und warme Kleider.
Weit und lang, von Zobel,
So mußte außen fein und innen

[1]) Vgl. Einleitung I, 1.
[2]) spanbette, ähnlich dem Feldbett.

Der Pelz mitsamt dem Mantel drüber.
Das schlecht'ste Fell war da noch teuer:
Es färbte sich in Schwarz und Grau.
Er trug auch eine Kappe
Mit Zobel beiderseits[1]) gefaßt,
Den man teuer schätzen mußte.
Ringsum sah man oben drauf
Borten von Arabien laufen,
Und in der Mitte einen Knopf,
Das war ein leuchtender Rubin.
Mancher schmucke Rittersmann
Saß da, als nun Jammer einzog.
Ein Knappe sprang zur Thür herein,
Der trug eine Lanze,
Das schuf den Leuten Trauern.
Von dem Eisen löst' sich Blut
Und lief am Schaft bis auf die Hand
Und ward vom Ärmel aufgenommen.
Da ward geweint und laut geschrien
In dem weiten Saale:
Dreißig Völker könnten nicht
Den Augen solche Arbeit geben.
Mit seinen Händen trug er sie
Ringsum zu den vier Wänden
Und kehrte dann zur Thür zurück
Und sprang hinaus, wie er gekommen.
Da war des Volkes Not gestillt, [232]
Daran der Speer sie mahnte,
Den der Knappe mit sich führte.
Wird euch die Zeit nicht lang,
So führ' ich euch, daß ihr nun seht,
Wie sittig da gedienet ward.

[1]) zwîvalt von zobel = von innen und außen.

Dort an des Saales Ende
Ward eine Thür von Stahl erschlossen:
Zwei edle Kinder[1]) traten ein.
Nun hört, wie's um die stand.
Sie gäben wohl der Minne Sold,
Erwürb' ein Ritter ihn mit Diensten.
Herrliche Jungfraun waren das;
Zwei Kränze auf dem bloßen Haar
Von Blumen schmückten ihre Häupter.
Lang wallten ihre blonden Locken.
Jede trug in ihrer Hand
Einen Leuchter, rein von Gold,
Drauf brannten helle Kerzen.
Die Gräfin von Tenabroc
Trug ein scharlachbraunes Kleid,
Desgleichen ihr Gespiele.
Das war wohl umschlossen
Von dem Gürtel in der Mitte
Zwischen Brust und Hüfte.
Darauf kam eine Herzogin [233]
Und ihr Gespiel. Zwei Fußgestelle
Trugen sie von Elfenbein.
Ihr Mund gab feuerroten Schein.
Alle viere neigten sich:
Zwei setzten alsobald
Vor den Wirt die Fußgestelle.
Da ward mit Fleiß gedienet.
Nun standen da zusammen
Die vier wohlgestalten Frauen
Ganz in gleicher Kleidung.
Zu rechter Zeit erschienen da
Viermal zwei andre Frauen.

[1]) kinde = junge Mädchen. Auch die Edelknaben werden so genannt.

Was hatten die zu schaffen?
Viere trugen große Kerzen,
Die andern vier verdroß es nicht,
Einen teuern Stein zu bringen,
Durch den die Sonne Strahlen warf.
Er war Granatjachant[1]) genannt
Von großer Breit' und Länge.
Ihn machte leicht, wer ihn geschnitten
Zu einer dünnen Platte,[2])
Von solchem Reichtum aß der Wirt.
Alle acht nun traten sie
Gerades Weges vor den Wirt
Und neigten sich vor ihm.
Vier legten drauf die Tafel
Auf die Gestelle, die wie Schnee
Von Elfenbein erglänzten.
Dann traten sittig sie zurück [234]
Und stellten sich zu jenen vier.
Die acht Jungfrauen trugen
Röcke grüner als das Gras
Aus Samt von Azagouc,
Von schönem Schnitt, gar lang und weit;
Und in der Mitte band sie fein
Ein teurer Gürtel, schmal und lang.
Auf dem Haupte führten alle
Von Blumen kleine Kränzchen.
Dem Grafen Iwan von Nonel
Und Jernis von Reile
Waren viele Meilen weit
Ihre Töchter hergeführt:
Die beiden sah man jetzo kommen

[1]) grânât jâchant — ein Hyacinth (blauschimmernder Edelstein) mit dem rötlichen Scheine des Granats.

[2]) Umschreibung für den Künstler.

In fürstlich wonniglicher Pracht.
Zwei Messer, scharf wie spitze Gräten
Brachten sie — ein Wunder [1]) allen —
Auf zwei Tüchern einzeln her.
Das war weißes Silber,
Und kostbar fand man ihre Arbeit:
Sie waren wohl so scharf geschliffen,
Daß sie auch Stahl zerschnitten hätten.
Vor diesem Silber gingen Fraun,
Die man zum Dienst dazu bestellt:
Die trugen Lichter bei dem Silber,
Vier Kinder alles Tadels frei.
So traten sie zu sechs heran;
Nun hört, was sie da thaten.
Sie neigten sich. Zwei trugen her [235]
Zu des Tisches klarer Platte
Das Silber und legten's nieder.
Dann gingen sittig sie zurück
Zu den ersten Zwölfen.
Habt ihr nun recht gemerkt,
So seht ihr achtzehn Fraun hier stehn.
Hei, da sieht man neue Sechs
In Kleidern, die man teuer schätzt,
Zur Hälfte golddurchwirkte Seide,
Zur Hälfte Stoff aus Ninive.
Diese und die ersten sechs
Trugen buntgestreifte Kleider
Hohes Preises wert.
Nach diesen kam die Königin.
Der strahlt vom Antlitz solcher Glanz
Daß alle wähnten, es wollte tagen.
Man sah die Jungfrau schön geschmückt

[1]) durch wunder, um bewundert zu werden.

Mit Seide aus Arabien.
Auf einem seidnen grünen Kissen
Trug sie des Paradieses Fülle,[1])
Himmlisches Glückes Stamm und Wurzeln.
Das war ein Stein, der Gral genannt,[2])
Dem kein irdisch Glück mag gleichen.
Sie hieß Repanse de Schoie,
Von der der Gral sich tragen ließ.
Der Gral war solcher Art:
Die seiner würdig warten wollte,
Die mußte Keuschheit streng bewahren
Und falsches Sinns sich ganz entschlagen.
Vor dem Grale trug man Lichter: [236]
Die zeugten wahrlich nicht von Armut;
Sechs lange Gläser, hell und klar,
In denen duft'ger Balsam brannte.
Als sie nun, so weit sich's ziemte,
Von der Thür herfür gekommen,
Neigte sittig sich die Kön'gin
Und mit ihr die Jungfräulein
Die da Balsamgläser trugen.
Die Königin, die Falsches reine,
Setzte vor den Wirt den Gral.
Die Mär' berichtet, Parzival
Blickt' sie oftmals an und dachte,
Daß er ihren Mantel trüge.
Dann traten diese sieben sittig
Zu den achtzehn ersten.
Die hehrste Jungfrau nahmen sie
In ihre Mitte; zwölfe nun
Standen ihr zu beiden Seiten.

[1]) wunsch von pardîs. Mit wunsch bezeichnete man den Inbegriff aller Vollkommenheit.

[2]) vgl. Einl. III, 5, b.

Die Jungfrau mit der Krone,
Sie stand gar schön dort unter ihnen.
Allen Rittern, die dort saßen
Rings im weiten Saale,
Waren, einer je zu vieren,
Kämmerlinge wohl bestellt
Mit schweren, goldnen Becken,
Dazu ein wohlgestalter Junker,
Der ein weißes Handtuch trug.
Da sah man Reichtum traun genug.
Hundert Tafeln trug man jetzt [237]
Zur Thüre dort herein.
Je eine ward davon gesetzt
Vor vier der edeln Ritter:
Tischtücher, weiß wie Schnee,
Wurden mit Sorgfalt aufgedeckt.
Der Wirt nahm selber Wasser;
— Hoher Sinn lag ihm darnieder —
Mit ihm wusch sich auch Parzival.
Ein seiden buntgesticktes Tüchlein
Bot ihm darauf ein Grafensohn,
Der eilte, vor sie hin zu knien.
Wo irgend eine Tafel stund,
Vier Knappen wurden da ermahnt,
Ihres Diensts nicht zu vergessen
Gegen die, die daran saßen.
Zwei von ihnen schnitten knieend,
Zweien war es nicht zuviel
Trank und Speise vorzulegen,
Dienend ihnen aufzuwarten.
Von Reichtum hört noch mehr erzählen.
Vier Karraschen[1]) mußten tragen

[1]) karrâschen, kleine Wagen, vgl. Excurs V, 1, c.

Manchen goldnen Becher hin
Vor jeden Ritter, der dort saß.
Längs der vier Wände zog man sie.
Vier Ritter sah man gleich das Gold
Auf die Tafeln setzen.
Jedem ging ein Schaffner[1]) nach,
Der des Amtes pflegte,
Alles wieder einzuzählen,
Wenn sie ihren Dienst gethan. [238]
Nun hört von andern Dingen:
Hundert Knappen hieß man nehmen
Brot in weißen Tüchern
Ehrfürchtig von dem Grale.
Die gingen alsogleich,
Sich an den Tafeln zu verteilen.
Man sagt mir, und so sag' auch ich,
Wonach nur einer streckt' die Hand,
Das fand er alles schon bereit:
Speise warm, Speise kalt,
Alte Speise immer frisch,
Fleisch vom zahmen Tier und wilden.
So wunderbares giebt es nicht,
Mag da mancher sprechen;
Der hat sich übeln Spott erwählt.
Der Gral war alles Heils Vollendung,
Weltlicher Wonne voll Genügen.
Ich schätz' ihn dem beinahe gleich,
Was man erzählt vom Himmelreich.
In kleine Goldgefäße that man,
Was zu jeder Speise taugte,
Pfeffer, Salz und Brühe.
Der Bescheidne und der Fresser,
Alle hatten da genug.

[1]) schrîber, der das Verzeichnis des Tafelgeschirrs führte.

Man legt's fein höflich jedem vor.
Maulbeertrank und roter Würzwein,[1]) [239]
Wonach den Becher jeder bot,
Welches Getränk er mochte nennen,
Das konnt' er gleich darin erkennen,
Alles von des Grales Kraft.
Die herrliche Gesellschaft
Ward bewirtet von dem Gral.
Parzival bemerkte wohl
Den Reichtum und das große Wunder:
Doch zuchtbeflissen mied er Fragen.
Er dachte: Mir riet Gurnemanz
Gar treulich, ohne Falsch,
Ich sollte nicht viel fragen.
Vielleicht, daß mir's hier auch so geht
Wie dort bei ihm in seiner Burg,
So hör' ich auch wohl ohne Fragen
Wie's um diese Leute steht.
Wie er so denkt, tritt näher da
Ein Knapp' und bringt ein Schwert,
Des Scheide galt wohl tausend Mark.[2])
Der Griff war ein Rubin,
Und wunderbarer Thaten war
Urheberin, so schien's, die Klinge.
Der Wirt gab's seinem Gaste
Und sprach: „Ich trug es, Herr, in Not
An manchem Ort, bevor mich Gott
So schwer am Leibe hat geschlagen.
Ich hoffe, daß es euch ersetzt,
Was etwa fehlt an eurer Pflege.
Führt's nur stets an eurer Seite:
Habt ihr seine Art erprobt, [240]

[1]) môraz, wîn, sinopel rôt. Vgl. Excurs V, 1, c.
[2]) mark, nämlich Silbers, ein halbes Pfund.

Ihr seid in jedem Streit bewahrt."
Weh, daß er da nicht fragte!
Drob bin ich seinethalb noch traurig.
Denn als er's mit der Hand empfing,
Damit ward er ermahnt zu fragen.
Auch jammert mich sein holder Wirt,
Den böse Krankheit quälte,
Davon ihn Fragen hätt' erlöst.
Man hatte nun genug gegeben.
Die Schaffner griffen wieder an
Und trugen das Gerät von dannen.
Vier Karraschen lud man voll.
Die Frauen gingen an ihr Amt,
Zuerst die letzten, dann die ersten.
Die edelsten bestellten sie
Wieder zu dem Grale.
Die Kön'gin neigt' sich wieder
Vor dem Wirt und Parzival,
Und alle Jungfrau'n ebenso.
Und was sie erst herfür gebracht,
Ward durch die Thür zurückgetragen.
Parzival blickt' ihnen nach.
Da sah er in der Kemenate,
Eh die Thür geschlossen ward,
Auf einem Ruhebette
Den allerschönsten alten Mann,
Den jemals er gesehn.
Er war — ich sage nicht zuviel —
Noch grauer wohl als Nebelduft.
Wer derselbe wäre, [241]
Das wollt mich später fragen.
Wenn es künftig an der Zeit,
Will ich euch auch nennen
Den Wirt, die Burg, dazu sein Land,

Wie sich's gebührt, ganz unzweideutig,
Ohne jede Zögerung.[1])
Zu seinem Gast sprach jetzt der Wirt: [242]12
„Die Lagerstatt ist euch bereit;
Seid ihr müd', so rat' ich euch,
Geht und legt euch schlafen." 15
Nun muß ich rufen Weh und Ach
Um der beiden Scheiden:
Großen Schaden bringt es beiden.
Von dem Ruhebette
Trat zur Seite auf den Teppich 20
Parzival, der schöne Held.
Gute Nacht bot ihm der Wirt.
Die Ritter sprangen alle auf;
Ein Teil umdrängte ihn:
Da führten sie den edeln Jüngling 25
Zu seiner Kemenate.
Da war, ihn hoch zu ehren,
Ein Bett so herrlich aufgestellt,
Daß meine Armut mich bekümmert,
Da solchen Reichtum trägt die Erde.
Armut war dem Bette fremd. [243]
Wie in Feuers Glanz lag drauf
Eine bunte Seidendecke.
Parzival bat nun die Ritter
Ihrer Ruhe auch zu pflegen, 5
Da er nicht mehr Betten sah.
Da gingen sie mit Urlaub hin.

Er setzte sich auf ein Polster, und sogleich kamen [243]8 bis [244]30
schöne Pagen (Junker) und entkleideten ihn. Darauf brachten ihm vier schöne Jungfrauen, von vier Knappen mit Kerzen geleitet, den Nachtimbiß — köstliches Obst

[1]) Dies geschieht in der Belehrung Parzivals durch Trevrezent im IX. Buche.

und Wein. Nachdem er etwas genossen und freundliche Worte mit ihnen gewechselt, verließen sie ihn, und als er entschlafen war, setzten die Knappen ihre Kerzen auf dem Teppich nieder und eilten ebenfalls hinaus.

Der Abschied.

Parzival lag nicht allein. [245]
Bis an den Tag gesellten sich
Mühsal ihm und Qual und Not.
Künft'ge Leiden sandten ihm
Im Schlafe ihre Boten,
So daß der Traum des jungen Helden
Herzeloydens Traum wohl aufwog,
Den um Gahmuret sie träumte.[1])
So aber war sein Traum gewirkt:[2])
Schwertschläge machten seinen Saum,
Der manchen reichen Speerkampf einschloß;
Lanzenstöße im Carrière
Machten ihm viel Not im Schlafe.
Litt er dreißigmal den Tod,
Das hätt' er wachend gern erduldet.
Solches Ungemach erfuhr er.
Von solchen strengen Leiden
Mußt' er wohl erwachen.
Schweiß troff ihm von allen Gliedern.
Durch die Fenster schien der Tag.
Da sprach er: Weh, wo sind die Kinder,
Daß sie nicht hier bei mir sind?
Wer soll mir reichen mein Gewand?

[1]) s. S. 13.
[2]) Der Traum wird mit einem sich entrollenden Teppich verglichen.

So harrte ihrer unser Held,
Bis er wiederum entschlief.
Da rief und redete kein Mensch:
Sie waren all' verschwunden.
Um des Morgens Mitte erst
Erwacht' der Edle abermals
Und richtet' sich im Bette auf.
Auf dem Teppich sah er liegen [246]
Seine Rüstung mit zwei Schwertern:
Eins hatt' ihm der Wirt gegeben,
Das andre war von Gaheviez.
Da sprach er zu sich selbst:
„O weh, wozu ist das geschehn?
Wohlan, ich will mich wappnen.
Ich litt im Schlafe solche Not,
Daß mir heute noch im Wachen
Sicher Arbeit ist bereit.
Hat dieser Wirt wohl Kriegesnot?
So folg' ich gern, wenn er gebietet;
Treulich dient' ich gern auch ihr,
Die den Mantel, diesen neuen,
Mir geliehen hat aus Güte.
O stünd' ihr Herz und Sinn dahin,
Daß sie von mir Dienste nähme!
Das stünd' mir an um ihre Gunst,
Doch nicht um ihre Minne:
Denn mein Weib, die Königin,
Hat nicht minder schönen Leib
Oder wahrlich schönern noch."
So that er, wie's ihm ratsam schien.
Von Fuß auf wappnete er sich,
Antwort in jedem Streit zu geben.
Beide Schwerter legt' er an
Und ging zur Thür hinaus.

Da stand gebunden an die Treppe
Sein Roß, auch lehnte Schild und Speer
Daneben: das war sein Begehren.
Eh nun Parzival der Held [247]
Sein Roß bestieg, durchlief er nochmals
Viel' Gemächer in dem Schlosse,
Rufend nach den Leuten.
Doch er sah und hörte niemand:
Das schuf ihm bittres Leid
Und reizte seinen Zorn.
Nun lief er in den Hof,
Wo er am Abend abgestiegen.
Da war Gras und Erde
Rings zertreten und zerstampft,
Der Tau hinweggeführt.
Schreiend lief der edle Jüngling
Wieder hin zu seinem Rosse.
Mit zorn'gem Schelten stieg er auf.
Weit offen stehn fand er die Pforte
Und aus ihr viele Spuren gehn.
Da zögert' er nicht länger;
Er trabte mutig auf die Brücke.
Verborgen zog das Seil ein Knappe,
Daß der Zugbrück' Ende
Fast das Roß zu Falle brachte.
Parzival sah hinter sich:
Da wollt' er gerne Frage thun.
„Ihr sollt der Sonne Haß erfahren",[1])
Sprach der Knapp', „Ihr dumme Gans,
Konntet ihr das Maul nicht aufthun
Und den Wirt befragen?
Da habt ihr hohen Preis verschmäht!"

[1]) d. h. Ihr seid nicht wert, daß euch die Sonne bescheint.

Da schrie der Arme nach Erklärung. [248]
Doch ihm blieb die Antwort aus,
So viel er auch danach noch rief.
Der Knappe that, als ob er schliefe
Im Gehn, und schlug die Pforte zu.
Da bracht' sein Scheiden ihm zu früh
Die schadenschwangre Zeit.
Nun mußt' von seiner Freud' er zinsen,[1])
Gar verborgen blieb ihm Glück.
Als den Gral er dort ersah,
Ward um bittrer Sorgen Loos
Gespielt mit seinen Augen,
Nicht mit Händen, ohne Würfel.[2])
Sucht ihn jetzt der Kummer heim,
Daran war er noch nicht gewöhnt:
Wenig hatt' ihm noch gefehlt.
Parzival verfolgte bald
Die Hufspur, die er vor sich sah.
Er dachte: „Die hier vor mir ritten,
Die streiten heute wohl noch mannhaft
Für die Ehre meines Wirts.
Wollten sie's, ich brächte, dünkt mich,
Ihre Schar in Schande nicht.
Wanken wollt' ich nicht noch weichen,
Bis ich ihre Not gewendet,

[1]) der nu zins von fröuden gît, d. h. er mußte die Freude mindern.

[2]) umb den wurf der sorgen
wart getoppelt, do er den grâl fand.
mit sînen ougen, âne hant
und âne würfels ecke.

Bild vom Würfelspiel. Es war gleichsam ein entscheidender Wurf, als er den Gral fand; er konnte ihm höchstes Glück oder bittre Sorge bringen. Aber die Augen, die hierbei entschieden, waren nicht die Augen des Würfels, sondern seine eigenen, leiblichen Augen, welche die Wunder sahen, die ihn zur Frage reizen sollten.

Daß ich dort mein Brod verdiente
Und dies wonnigliche Schwert,
Das mir ihr Herr gegeben hat.
Unverdient noch trag' ich das;
Sie wähnen wohl, ich sei ein Feigling!"
Der aller Falschheit widersagte,[1]) [249]
Ritt da weiter auf der Spur.
Sein Scheiden macht mir Kummer.
Nun erst hört von Abenteuern.
Die Fährte ward allmählich schwächer,
Hier trennten sich, die da geritten.
Die Spur ward schmal, die erst so breit war,
Bis er endlich sie verlor.
Da vernahm der junge Degen
Dinge, die sein Herz bewegten.

Signes Fluch.

Eine Frau gar jämmerlich
Hörte unser Held da klagen.
Taunaß war die Erde noch.
Vor ihm saß auf einer Linde
Eine Maid, der Treue Not schuf.
Zwischen ihren Armen
Lag ein Ritter tot, gebalsamt.
Wer hier nicht Erbarmen fühlte,
Wenn er sie so sitzen sähe,
Den müßt' ich herzlos nennen.
Zu ihr wandte er sein Roß,
Der sie doch nicht erkannte.

[1]) Umschreibung für Parzival, wie häufig.

Sie war ja seiner Muhme Tochter.[1])
All ird'sche Treue ist ein Wind
Vor der, die man an ihr gewahrte.
Da grüßt' sie Parzival und sprach:
„Frau, mir ist gar leid
Eures Sehnens Schmerz und Kummer.
Seid ihr meines Diensts bedürftig,
Gleich bin ich euch unterthan."
Sie dankt' ihm in des Kummers Weise [250]
Und fragt', von wannen er geritten.
„Es ist gegen die Vernunft,
Daß jemand unternähme
Eine Fahrt in diese Wüste.
Wer des Walds nicht kundig ist,
Dem kann hier Schaden viel geschehn.
Ich hab's gesehen und gehört,
Daß hier schon viel das Leben ließen,
Die wehrhaften Tod erkoren.
Macht euch davon, liebt ihr das Leben.
Doch sagt, wo war't ihr diese Nacht?"
„Nicht mehr als eine Meile ist's,
Wo eine Burg so hehr ich fand,
Mit aller Pracht und Herrlichkeit.
Die ließ ich erst vor kurzer Frist."
Sie sprach: „Wer euch Vertrauen schenkt,
Dem solltet ihr nicht lügen.
Der Schild verrät euch doch als Gast.[2])
Der Wald wär' euch zu viel geworden,
Käm't ihr von bebautem Land.
Nie ist auf dreißig Meilen rings
Zum Bau geschnitten Holz noch Stein;
Nur eine Burg steht ganz allein,

[1]) s. III, 687.
[2]) d. i. als Fremden.

Die hat, was man nur wünschen kann.
Wer die mit Fleiß aufsuchen will,
Der kann sie leider niemals finden;
Dennoch sieht man viel drum werben.
Unwissend kann es nur geschehn,
Wer immer soll die Burg ersehn;
Die ist euch, Herr, wohl nicht bekannt. [251]
Munsalväsche ist ihr Name.
Des Wirtes Königreich
Heißt Terre de Salväsche.
Das brachte Titurel, der alte,
An seinen Sohn; der wurde König,
Frimutel, der starke Held.
Manchen Preis erwarb er sich:
In einer Tjost fand er den Tod,
Die Minne ihm geboten hatte.
Er hinterließ vier edle Kinder;
Drei leben kummervoll in Reichtum,
Der vierte wählte Armut,
Seine Sünden Gott zu büßen.
Trevrezent wird er genannt.
Sein Bruder Amfortas muß lehnen,[2])
Er kann nicht reiten und nicht gehn,
Nicht liegen und nicht stehn.
Der ist der Wirt auf Munsalväsche:
Unglück hat ihn heimgesucht.
Herr, wäret ihr dahin gekommen,
Zu der kummervollen Schar,
So wäre jetzt der Wirt erlöst
Von Mühsal, die er lange trägt."
Zur Jungfrau sprach jetzt der Waleise:
„Große Wunder sah ich da

[2]) d. i. lehnend sitzen.

Und manche schöne Fraue."
Da kannte sie ihn an der Stimme.
Drauf sprach sie: „Du bist Parzival,
O sage, sahest du den Gral
Und den freudeleeren Wirt? [252]
Laß hören frohe Kunde,
Ob gewendet seine Not,
Heil dir ob deiner sel'gen Reise!
Denn was auf Erden Luft umfängt,
Das reicht an deine Hoheit nicht.
Dir dienet alles, zahm und wild.
Was man an Reichtum wünschen mag,
Ist dir gewährt." — Drauf Parzival:
„Woran habt ihr mich erkannt?"
Sie sprach: „Ich bin es ja, die Jungfrau,
Die dir einmal Kummer klagte
Und dir deinen Namen sagte.
Du darfst dich nicht der Sippe schämen,
Deine Mutter ist meine Muhme,
Die Blume keuscher Weiblichkeit,
Die lauter strahlt, auch ohne Tau.
Lohn's Gott, daß dir so nahe ging
Mein Freund, den eine Tjost mir schlug.
Den hab' ich hier. Nun sieh die Not,
Die mir Gott an ihm beschieden,
Daß er nicht länger leben sollte.
Er war reich an Mannestugend,
Mir schuf schweres Leid sein Tod;
Und Tag für Tag erneuet sich
Seitdem und mehret sich mein Klagen."
„O weh, wo blieb dein roter Mund?
Bist du's, Sigune, die mir treulich
Kund gethan hat, wer ich sei?
Dein lockig langes braunes Haar,

Das ist von deinem Haupt geschwunden. [253]
Dort in dem Wald von Breziljan
Sah ich dich so minniglich,
Wie schwerer Kummer dich auch drückte.
Nun hast du Kraft und Farb' verloren!
Solche traurige Gesellschaft
Wär' mir leid, sollt' ich sie haben:
Laß den Toten uns begraben!"
Da netzten Thränen ihre Kleider.
Frau Lunete hätte niemals
Ihren treuen Sinn berückt.
Die riet der Herrin: „Laßt am Leben
Diesen Mann, der euern schlug:
Er giebt euch reichlich wohl Ersatz." [1])
Ersatz begehrt' Sigune nicht
Wie Weiber wankelmüt'gen Sinns,
Von denen ich hier schweigen will.
Hört weiter von Sigunens Treue.
Sie sprach: „Soll mir noch Freude werden,
Das geschieht durch eins: wenn ihn,
Den traur'gen Mann, verläßt das Siechtum.
Schiedest du hilfreich von ihm,
So bist du hohes Preises wert.
Du trägst sein Schwert auch an der Seite:
Kennst du des Schwertes Zauberwort,
So kannst du streiten ohne Furcht:
Es hat die Schneide rechter Art:
Mit eigner Hand schuf's Trebuchet,
Ein Schmied von edelem Geschlecht.
Lieber Vetter, glaube mir, [254]
Was du Wunder da gesehn,

[1]) Aus dem Iwein Hartmanns von Aue. Lunete riet ihrer Herrin, Iwein, der ihren Gatten erschlagen hatte, leben zu lassen und ihn später zu heiraten. vgl. Einleitung IV.

Das alles muß dir dienen.
Dazu mußt du ewig tragen
Höchstes Heiles Krone
Über all' die Edeln dort:
Ungemessen fließt dir zu,
Was man wünschen mag auf Erden.
Niemand ist so reich,
Der dir an Reichtum käme gleich,
Wenn du der Frage hast genügt.
Er sprach: „Ich habe nicht gefragt." [255]
„O weh, daß euch mein Auge sieht,"
Sprach die kummervolle Maid,
„Da zu fragen ihr gezagt!
Ihr sahet doch so große Wunder;
Daß euch da verdroß zu fragen!
Bei dem Grale war't ihr da!
Manche Frauen sonder Falsch,
Die edle Garschiloye [1])
Und Repanse de Schoye saht ihr,
Schneid'ges Silber, blut'gen Speer!
O weh, was treibt euch her zu mir,
Unseliger, verfluchter Mann?
Ihr trugt an euch des Giftwolfs Zahn,[2])
Da so tief in eurem Herzen
Falschheit ihre Wurzeln trieb.
Euch hätte doch erbarmen sollen
Eu'r Wirt, an dem Gott Wunder that,
Daß ihr um seine Not ihn fragtet.
Nun lebt ihr tot für jedes Glück."
Da sprach er: „Liebe Base, zeige,

[1]) Vielleicht die Gräfin von Tenabroc. V. 257.
[2]) ir truogt den eiterwolves zan, eine sprichwörtliche Metapher für „falsche, treulose Gesinnung hegen." Gewöhnlich sagte man allerdings nur den wolves zan tragen oder enblecken (sehen lassen).

Daß du mir freundlicher gesinnt bist.
That ich Unrecht, will ich's büßen."
„Buße ist euch gar erlassen,"
Sprach die Maid. „Nun weiß ich wohl
Daß ihr in Munsalväsche verloret
Preis und ritterliche Ehre.
Nimmer sollt ihr bei mir finden
Fürder Antwort oder Rede."
So schied Parzival von ihr.
Daß zu fragen er gesäumt, [256]
Als er saß beim traur'gen Wirt,
Reute jetzt gewaltig
Unsern muterprobten Helden.
Von Klagen und des Tages Hitze
Begann zu netzen ihn der Schweiß.
Luft zu schöpfen band er auf
Den Helm und trug ihn in der Hand.
Auch löst' er Kinn- und Backenbänder: [1])
Da schien es licht durch Eisenrahm.

Orilus und Jeschute.

Er kam auf eine frische Spur;
Da ging vor ihm ein Roß,
Wohlbeschlagen und gerüstet,
Und ein unbeschlagner Gaul,
Drauf eine Frau, die er jetzt sah,
Denn hinter sie führt' ihn der Weg.
Ihr Pferd war ganz des Mangels Beute:
Alle seine Rippen

[1]) fintâle, frz. ventaille. vgl. Excurs II, 3.

Waren durch die Haut zu zählen.
Fahl erschien es wie ein Harm.[1])
Eine Halfter trug's von Bast;
Bis auf den Huf fiel ihm die Mähne;
Tief in den weiten Höhlen lagen
Die Augen, ganz entkräftet war
Und ganz entstellt der Frauen Klepper.
Der Hunger ließ ihn selten schlafen,
Dürr wie Zunder war er fast.
Wunder war's, daß er noch ging:
Zumal ihn eine Edle ritt,
Die selten Pferde noch gepflegt.

Die Frau auf dem elenden Klepper war Jeschute, die Gattin des Orilus (vgl. S. 30 ff.), der vor ihr ritt. Sie selbst bot einen traurigen Anblick dar. Ihr Hemd war von Zweigen und Dornen zerrissen und nur zum Teil mit groben Fäden und Knoten wieder geflickt, aber ihre Schönheit und ihr roter Mund hatten darunter nicht gelitten. Dabei bekümmerte sie nur der Zorn ihres Mannes, die unwürdige Behandlung und ihre Leiden schmerzten sie viel weniger. Parzival grüßte sie und sie erkannte ihn. Voll Scham bedeckte sie sich mit Armen und Händen. Sie klagte ihm die Not, in die er sie gebracht habe, aber sie zürnte ihm nicht, sondern bat ihn, besorgt für sein Leben, zu fliehen. Parzival aber begriff einen solchen Rat nicht, zumal er nur den einen Ritter vor sich sah: „Sterben will ich gerne, wenn ich jemals fliehen lerne." Er will ihr Leid rächen, und indem er den Helm aufsetzt und seine Rüstung in Ordnung bringt, wiehert sein Pferd, und Orilus bemerkt ihn. Sofort wirft er sein Roß herum und sprengt auf ihn los. Orilus' Rüstung war von großer Pracht, auf das kunstvollste gearbeitet und verziert. Auf dem Helme sah man einen Drachen — sein Wappen — aufwärts streben, ebenso auf dem Schilde, und überall waren Drachen mit Augen von Rubinen angebracht. Der schönste Kampf, den Jeschute je gesehn, entspann sich nun. Das Feuer sprang aus den Helmen, die Lanzensplitter stoben umher und die Schwerter warfen ihren Schein weithin. Die Erde war [257] bis [269]

[1]) Eine weiße Wieselart; davon ist Hermelin diminutiv.

bald mit den Edelsteinen der Drachen bedeckt, dazu stoben die eisernen Ringe von den Knieen: so merkwürdig ward da um des Orilus Huld für Jeschute geworben. Da bediente sich Orilus eines Kunstgriffs. Er wollte Parzival mit beiden Armen auf dem Rosse umschlingen. Parzival jedoch kam ihm zuvor, umfaßte ihn und schwang ihn wie eine Hafergarbe aus dem Sattel. Noch wollte sich Orilus nicht ergeben. Da drückte er ihn über einen Baumstamm so fest, daß das Blut durch den Helm schoß. Da bat er um sein Leben. Parzival forderte von ihm Versöhnung mit Jeschuten. Er wollte jedoch alles andre lieber thun, als seinen Zorn vergessen und bot ihm als Lösegeld von den zwei Reichen seines Bruders Lähelin, welches er wolle. Parzival wußte freilich nicht, daß dies die Reiche waren, die ihm Lähelin entrissen (vgl. III, 352 ff. u. 701 f.). Aber Parzival bestund auf seiner Forderung und fügte weiter hinzu, daß er sich der geschlagenen Jungfrau an Artus Hofe stellen müßte; sonst müßte er sterben. Endlich willigte Orilus ein, und als er Jeschuten, die händeringend dem Kampfe zugesehn und ihres Feindes Not geklagt hatte, der Versöhnung versichert, ließ ihn Parzival aufstehn, und glücklich erwiederte Jeschute seinen Kuß. Alle drei begaben sich nun in eine Felsenklause, welche ein Einsiedler bewohnte, der aber nicht anwesend war. Das war Trevrezent, der später so bedeutsam für Parzival ward. Hier fanden sie einen Reliquienschrein und daneben eine Lanze, und Parzival schwur auf das Heiligtum folgenden Eid:

„Hab' ich Ritterwert: [269,4]
Ob ich ihn habe oder nicht,
Wer mich unterm Schilde sieht,
Der prüft wohl meine Ritterschaft.
Ritterliches Standes Kraft
Hat — so lehrt uns Schildes Amt —
Oftmals Preis und Ehr' errungen:
Herrlich klingt auch noch sein Name.
Ich will in aller Welt der Schande
Immerdar verfallen sein,
Mein Ruhm sei ganz verloren;
Mein ganzes Glück setz' ich zum Pfand
Für diese Worte hier vor Gott,

Der aller Dinge hat Gewalt.
Mag mir denn Verlust und Spott
Von seiner Kraft beschieden sein
Hier und dort, hat diese Frau
Sich vergangen, als die Spange
Damals ich von ihr gebrochen.
Mehr noch nahm ich ihr an Gold.
Ich war ein Thor und noch kein Mann,
Nicht mit verständ'gem Sinn erzogen.
Wahrlich, unschuldig ist das Weib,
Des sei mein Glück und meine Ehre
— Nichts nehm' ich aus — das Unterpfand!
So laßt sie denn unschuldig sein. [270]
Seht, gebt ihr wieder ihren Ring.
Die Spange wurde so verthan,
Daß ich noch meine Thorheit schelte.[1])

Nun war Orilus von seinem Irrtume überzeugt. [270]5 bis [279] Er steckte Jeschuten den Fingerring wieder an, bekleidete sie mit seinem Waffenrocke und gelobte ihr mit Dank gegen Parzival reichen Ersatz. Nun ergriff Parzival den Speer, der neben dem Heiligtume lehnte, nahm Urlaub und ritt trotz der Bitten Orilus', ihn in sein Lager zu begleiten, von dannen. Orilus und Jeschute aber kehrten in ihr Zeltlager zurück, wo sie mit großer Freude empfangen wurden und in herzlicher Liebe das Geschehene zu vergessen suchten. Unterdessen erfuhr Orilus, daß Artus mit seinem Hofe nicht weit davon sein Lager aufgeschlagen habe. Da machte er sich alsbald mit Jeschuten auf, hieß seine Ritterschaft nach Laland zurückkehren und ritt zu Artus, um das dem Sieger Parzival gegebene Gelübde zu erfüllen. Ehrenvoll empfangen und zu Kunneware geführt, erkannte er in ihr seine Schwester, die ihn nun liebevoll aufnahm. Keye aber erntete neue Schande. Artus suchte das Paar noch am Abend in Kunnewarens Zelt auf, empfahl sie gastlicher Pflege und wünschte ihnen gute Nacht.

[1]) Er hatte sie dem Fischer für sein erstes Nachtlager gegeben, s. III, 755.

Die Tafelrunde und der Fluch.

Wollt ihr hören nun, wie Artus [280]
Schied von Karidoel der Hofburg
Und aus seinem Land Bretagne,
Wie die Ritterschaft ihm riet?
Mit seinen Edeln ritt er schon
Durch sein Land und andre Reiche,
Wie die Mär' erzählt, acht Tage
Ratlos nach des Helden Spur,
Der sich nannt' den Roten Ritter
Und ihm so viel Ehre brachte.
Ithern hatte er gefällt,
Dazu Klamide und Kingrun
Ihm gesandt an seinen Hof.
Er wollt' ihn an die Tafelrunde
Laden, ihr Gesell zu werden.
Darum ritt er nach ihm aus,
Seine Mannen so bescheidend:
Alle, Niedere und Hohe,
Die sich Schildesamt ergeben,
Sollten seiner Hand geloben,
Nie, um ihres Eides willen,
Ritterliche Tjost zu thun —
Sie müßten's denn von ihm erbitten,

Daß er sie streiten ließe.
Er sprach: „Wir müssen reiten
In manches Land, das Rittersthaten
Uns wohl entgegenstellen mag.
Wir werden Speere aufrecht sehen:[1]) [231]
Wollt ihr dann durcheinander rennen
Wie wüt'ge Meute, die der Herr
Von ihrer Koppel losgelassen?
Das wäre nicht nach meinem Willen.
Ich muß das Lärmen stillen.
Ich helf' euch, findet ihr nicht Rat,
Des sichert euch mein tapfrer Mut."

Die drei Blutstropfen.

Vernommen habt ihr dies Gelübde.
Hört nun, wohin Parzival
Der Waleise ist gekommen.
Über Nacht war frischer Schnee
Dicht auf ihn herabgefallen.
Dennoch war's nicht Schneiens Zeit,
Hab' ich anders recht vernommen.
Was man von dem Maienmann
Artus je gesungen hat,
Das geschah zur Pfingstenzeit
Oder in des Maien Blüte.
Welch' süße Luft läßt man ihn atmen!
Hier wird der Märe Blumenkleid

[1]) ûf gerihtiu sper, d. i. zum Kampfe fertig.

Mit winterlichem Schnee gesäumt.[1])
Von Karidöl die Falkner ritten
Abends auf dem Plimizöl
Zur Beize; Schaden traf sie dort:
Den besten Falken sie verloren;
Der stürmte ihnen bald davon
Und stand die Nacht zu Walde.[2])
Von Überfütterung geschah's,
Daß kein Köder ihn mehr lockte.
Die Nacht saß er bei Parzival, [282]
Denn beiden war der Wald unkund,
Auch litten beide sehr von Frost.
Als Parzival den Tag erspäht,
War der Weg ihm ganz verschneit.
Pfadlos über Stock und Stein
Ritt er durch die Wildnis fort.
Immer heller schien der Tag.
Auch fing der Wald sich an zu lichten;
Nur ein Baumstamm lag gefällt
In einer Lichtung, der er zuritt.
Artus' Falke strich mit ihm.
Dort lagen wohl an tausend Gänse:
Da erging ein großes Gackern.
Losstoßend schoß er unter sie,
Der Falk', und schlug die eine schwer,
Daß sie ihm kaum entrann
Unter einen Ast des Baumstamms;
Da ward ihr hoher Flug gelähmt.

[1]) diz mære ist hie vast undersniten
ez parriert sich mit snêwes siten.
Die Artusgeschichten tragen gleichsam alle ein Blumenkleid, da sie stets im Mai stattfinden. Hier aber wird Schnee hinein gemischt. Darin liegt zugleich eine feine Anspielung auf die rauhe Wendung in der Geschichte Parzivals.

[2]) stuont die naht ze walde, ein weidmännischer terminus: er blieb im Walde.

Drei rote Tropfen Blutes fielen
Aus ihren Wunden auf den Schnee,
Die schufen Parzivalen Not:
Das kam von treuem Sehnen.
Als er des Blutes Tropfen sah
So rot auf weißem Schnee,
Da dacht' er: Wer hat seinen Fleiß
Gewandt an dieser Farben Glanz?
Kondwiramur, dir mag fürwahr
Solche Farbe sich vergleichen.
Gott will mir Glück und Heil bescheeren,
Da ich hier fand, was dir so gleicht! [283]
Gottes Hand sei hoch gepriesen
Und alle seine Kreaturen.
Kondwiramur, hier liegt dein Bild!
Wie schneeig Weiß zum Blut sich fügte,
Das Blut den Schnee gefärbt so rot,
Kondwiramur,
Dem gleicht so ganz dein schöner Leib:
Das Gleichnis mußt du gelten lassen!"
Des Helden Augen mahnten da,
Wie die Tropfen dort gefallen,
Zwei an ihre Wangen,
Der dritte an ihr Kinn.[1])
Er hegte wahre Minne
Zu ihr ohn' alles Wanken.
So versank er in Gedanken,
Bis er alles rings vergaß.
Ihn zwang der starken Minne Bann.
So hielt er wie im Schlafe dort.
Wer kam da hin zu ihm gelaufen?
Das war Kunnewarens Knappe;
Der wurde nach Laland gesandt.

[1]) Sie waren also in Form eines Dreiecks gefallen.

Der sah dort, als er näher kam,
Einen Helm mit mancher Scharte
Und einen ganz verhau'nen Schild,
— Verhau'n in seiner Herrin Dienst.
Da hielt ein Degen, schön geschmückt [284]
Und wie zu einer Tjost gerüstet
Mit hoch aufgericht'tem Speer.
Gleich kehrte um der Knappe.
Hätt' er ihn noch erkannt bei Zeiten
Als den Ritter seiner Herrin,
Er hätte ihn nicht so verschrien.
Als hinge über ihm die Acht,
So hetzt' er gegen ihn das Volk,
Ihm Ungemach zu schaffen.
Da versäumt' er Kurtoisie;
Laßt ihn: einst that's auch seine Herrin.[1])
So aber schrie der Knappe:
„Pfui über euch, und abermals
Pfui über euch Elende!
Wähnet man Gawanen
Und andre dieser Ritterschaft
Und Artus, den Britannen
Würdig hohes Ruhmes Preis?
Hin ist jetzt," so rief der Knappe,
„Dieser Tafelrunde Ehre;
Durch die Schnür' ist euch gerannt!"[2])
Da hub sich großes Lärmen.
Die Ritter fragten überall,
Ob ein Kampf da wär' geschehn.
Da hörten sie, daß nur ein Mann

[1]) lât sîn: sîn herrin was och lôs, d. i. los, bar der kurtoisie, des feinen Benehmens, eine Anspielung auf ihr Lachen, vgl. Excurs V, 1, b.

[2]) Man ist euch ins Gehege (den rinc) gekommen, vgl. III, 497 u. Excurs IV.

Dort hielt, zu einer Tjoſt bereit.
Viele reute da der Eid,
Den ſie ihrem Herrn gelobten.
Stürmend — gehn war's nicht zu nennen —
Lief und ſprang dahin [285]
Der kampfesgier'ge Segramors.
Wenn der glaubte Kampf zu finden,
So mußte man ihn binden,
Sonſt mußt' er bei dem Tanze ſein.
Nirgends iſt ſo breit der Rhein:
Säh' er am andern Ufer ſtreiten,
Er fragte wenig nach dem Bade,
Ob es warm ſei oder kalt;
Er ſtürzte ſich hinein, der Degen.
Eilend kam der tapfre Jüngling
Zu Hofe, in des Königs Ring.[1])

Er weckt die Schlafenden und bittet ſeine Baſe, die [285]13 bis [287]8
Königin Ginover, ſich bei Artus zu verwenden, daß er als der erſte nahebei ein Abenteuer beſtehen dürfe. Artus bleibt anfänglich feſt gegen Ginovers Bitten, da Munſalväſche und die Gralsritter in der Nähe ſein könnten und alle Kräfte zu einem etwaigen Kampfe mit ihnen zuſammen gehalten werden müßten. Endlich aber giebt er doch nach, und Segramors ſtürmt in glänzender, mit goldnen Schellen beſetzter Rüſtung davon.

Der Sinne ganz beraubt [287]9
Hielt dort noch immer Parzival.
Das fügten ihm des Blutes Zeichen,
Dazu die ſtarke Minne,
Die auch mir oft nimmt die Sinne
Und das Herz gar unſanft faßt.
Ach ein Weib bringt mir die Not![2])
Will ſie mich ſo beſchweren

[1]) ze hove an Artûses rinc, d. i. in das Königszelt, vgl. Excurs IV, 1.

[2]) Vgl. den Schluß des 6. und 16. Buches.

Und doch nicht Hülfe schaffen,
So mag die Schuld sie tragen,
Wenn ich ihr Trösten nicht mehr mag.
Nun hört von jenen beiden,
Wie sie sich trafen und sich schieden.
Also sprach Held Segramors:
„Herr, ihr thut, als wär't ihr froh,
Daß hier ein König liegt mit Volk.
Macht ihr euch auch wenig draus,
Ihr müßt es ihm doch büßen,
Oder ich verlier' mein Leben.
Ihr kamet, Streit zu suchen.
Doch will ich euch erst höflich bitten:
Ergebet euch in meine Gewalt;
Sonst ist euch gleich das Spiel gelohnt,
Daß euer Fall den Schnee zerfegt. [288]
Fügt lieber euch in Ehren!"
Parzival sprach nichts dazu:
Frau Minne schuf ihm andre Not.
Zur Tjost warf Segramors,
Der kühne, nun sein Roß herum.
Da wandte sich das Streitroß auch,
Drauf Parzival der edle Held
Unmächtig seiner Sinne saß,
So daß das Blut ihm ward entrückt.
Das mehrte seinen Preis.
Als er die Tropfen nicht mehr sah,
Gab Herr Verstand der Sinne Kraft
Ihm wieder. — Jetzt kam Segramors.
Parzival begann zu senken
Den Speer, den starken, festen,
In bunten Farben prangend,
Wie er ihn in der Klause fand.[1])

[1]) Vgl. S. 126.

Ein Speerstoß ging durch seinen Schild.
Da zielt' er seine Lanze so,
Daß Segramors, der werte Degen,
Seinen Sattel räumen mußte
Und der Speer doch ganz noch blieb.
Das brachte ihn zu Falle.
Zu den Tropfen ritt zurück
Parzival ohn' alles Fragen.
Als sein Aug' die wiederfand,
Verstricken ihn Frau Minnes Bande.

Segramors' Roß lief ins Lager zurück; er selbst erhob sich von seinem unfreiwilligen Lager, denn welche Ruhe fand er in dem Schnee? Doch nahm er den Spott, der ihn im Lager empfing, wohl auf, sich mit dem Wechsel des Glücks tröstend und andre antreibend, den Kampf mit dem zu versuchen, der da draußen Streit begehrte. Da erhält Keie die Erlaubnis von Artus, den frechen Eindringling zu züchtigen. Der aber hält noch immer an derselben Stelle in den Banden der Minne: [289] bis [290]

Frau Minne, sagt, wie kommt es doch, [291]
Daß ihr so kurze Freude nur
Dem Traurigen vermögt zu geben?
Ihr bringt ihn bald gar in den Tod.
Wie steht euch das, Frau Minne,
Daß ihr Mannessinn und Kraft
Und herzhaften, freud'gen Mut
Also Schimpf erleiden laßt?
Das Geringste wie das Beste,
Und was auf der Erde
Streites sich mit euch vermißt,
Das habt ihr bald zu Fall gebracht.
Macht müssen wir euch zugestehn,
Woll'n wir die Wahrheit sagen.
Frau Minne, eins nur bringt euch Ehre,
Sonst weiter nichts, fürwahr:
Frau Liebe, die sich euch gesellt;

Sonst wär' es schwach um euch bestellt.[1])
Untreue pfleget ihr, Frau Minne,
Nach alter, immer neuer Art.
Ihr nehmt die Ehre manchem Weib,
Ihr achtet nicht des Blutes Bande.
Manch Herr hat schon durch eure Kraft
An seinem Lehnsmann mißgethan,
Manch Freund an seinem Freunde,
An seinem Herrn auch mancher Dienstmann:
Eure Sitten sind bekannt.
Frau Minn', euch sollt' es leid doch sein,
Daß ihr den Leib der Gier ergebt:
Die Seele muß drum leiden.
Frau Minne, da ihr so gewaltig, [292]
Daß ihr alt die Jugend macht,
Zählt sie auch nur wen'ge Jahre,
Merkt: das ist ein tückisch Werk.
Solch Reden ziemte keinem Mann,
Als dem, der Trost bei euch nicht fand.
Hättet ihr besser mir geholfen,
Ich wär' nicht säumig, euch zu loben.
Entbehren setzt ihr mir zum Ziel,
Ihr habt ein Spiel mit mir getrieben,
Daß ich euch nicht mehr trauen mag.[2])
Meine Not galt euch gering.
Doch seid ihr mir zu hoher Art,
Als daß ich in törichtem Zorne
Euch je schmähen sollte.
Zu scharf ist euer Schneiden,
Zu schwere Last häuft ihr dem Herzen.

[1]) Wolfram unterscheidet hier das sinnliche Moment der Liebe von dem geistigen. Das letztere sieht er als das eigentlich mächtige und dauernde an. Vgl. Excurs I, 4.

[2]) vgl. V. 162.

Eure Art traf wohl der Baum
Des kunstgewalt'gen Veldeckers.[1])
Hätt' er uns lieber unterrichtet,
Wie man euch behalten kann!
Leider hat er nur gesagt,
Wie man euch erwerben muß!
Manches Thoren Einfalt ließ
Den hohen Fund verderben.
Soll ich auch das erfahren noch,
Verzeihen will ich's euch, Frau Minne!
Ein Schloß legt ihr um den Verstand.
Nicht Schild noch Schwert hilft wider euch,
Nicht Roß, nicht turmbewehrte Burg.
Ihr seid zur Wehr allzu gewaltig. [293]
Sei's auf Erden, sei's im Meer,
Ob es fließe oder fliege,
Was kann euch im Streit entrinnen?
Gewaltthat war's auch, die ihr übtet,
Als ihr den kühnen Parzival
In seinem treuen Lieben
Von bewußtem Sinne schiedet.
Das edle, süße, schöne Weib,
Die Königin von Pelrapeire,
Sandte euch zu ihm als Boten!
Kardeiz, ihrem edeln Bruder,
Nahmt ihr gar das Leben.
Fordert ihr so hohen Zins,
Heil, daß kein Leh'n ich von euch trage,
Ihr ließet's mir denn wohler sein!

---

[1]) her Heinrich von Veldecke sînen boum
mit kunst gein iwerem arde maz:
Aeneas und Dido treffen sich in Heinrichs v. Veldecke „Eneit" unter einem Baume, wo sie sich ihre Liebe gestehen; später verließ Aeneas Dido. Heinrich von Veldecke hat also trefflich gezeigt, wie man Minne erwirbt, aber nicht, wie man sie sich erhält.

Für uns alle sprach ich hier,
Nun hört, wie's dort erging.

Höhnend und prahlend fordert Keie Parzival zum Kampf; [293]19 bis [294]30
der aber schweigt. Da stößt ihn Keie mit dem Schaft der Lanze vor den Kopf, aber auch das bringt ihn noch nicht zum Bewußtsein. Endlich dringt er auf ihn ein:

Keie fuhr so auf ihn los, [295]
Daß er ihm das Roß schier wandte
Und der Waleis nicht mehr sah
Sein bittersüßes Ungemach,
Das Bild von seinem Weibe,
Der Königin von Pelrapeire,
Den rot und weiß gefärbten Schnee.
Da kam der Herr Verstand wie vorher
Und gab ihm Sinneskraft zurück.
Keie sprengte im Galopp
Zu einer Tjost heran,
Zum Anlauf senkten sie die Speere.
Keie brach, der Lanze Stoß
Mit kunstgeübtem Auge zielend,
Ein weites Fenster durch den Schild.
Das ward ihm bald vergolten.
Gefällt ward durch den Gegenstoß
Artusens Seneschall,
Zum Baum, wo just die Gans entrann,
So daß der Mann, sowie das Roß,
Beide litten harte Not:
Der Mann ward wund, das Roß lag tot.
Am Sattel und an einem Stein [1])
Zerbrach Herr Keie bei diesem Fall
Den rechten Arm, das linke Bein:

[1]) zwischen sattelbogen und eime stein. Er blieb also mit dem linken Bein im Steigbügel hängen und fiel mit dem rechten Arm auf den Stein.

Sattel, Gurt und Schellenschmuck
Riß von diesem Ritt entzwei.
So straft' der Held ein doppelt Schlagen:
Das eine litt um ihn die Jungfrau,
Das andre mußt' er selbst erfahren.
Der Held, der alle Falschheit tilgte, [296]
Ihn lehrt' sein liebetreues Sehnen
Drei Tropfen Bluts im Schnee dort finden,
Die ihn der Sinne ledig machten.

Keie ward in Artus' Zelt geschafft. Unter denen, die ihn beklagten, befand sich auch Gawan. Aber Keie verhöhnte ihn wegen seiner Unthätigkeit, die er ihm als Zaghaftigkeit auslegte. Da sprang Gawan auf sein Roß und ritt unbewaffnet hinaus. Er wollte den Ritter durch gütliches Zureden bewegen, sich vor Artus zu stellen. Der aber vernahm weder Drohen noch Bitten. Da merkte Gawan, der in solchen Dingen wohl erfahren war, was den Ritter gefangen hielt. Er sah, daß er unverwandt die Blutstropfen anstarrte und warf sogleich ein Seidentuch über die Stelle. Da kam Parzival wieder zur Besinnung, doch sein Herz blieb von dem Bilde seines Weibes erfüllt, und er brach in die Worte aus: [298] bis [301]

„O weh mein Weib, du, meine Herrin, [302]7
Wer hat mir deinen Leib genommen?
Erwarb ich deine edle Minne
Samt Kron und Land durch Rittersthat? 10
Bin ich's, der dich von Klamide
Erlöst? Ich fand dort Ach und Weh
Und manches kühne Herz in Seufzen,
Als ich dir half. Ein Nebel hat
Bei lichter Sonne dich entrückt 15
Vor meinen Augen, ich weiß nicht wie.
Und weh, wo blieb mein starker Speer,
Den ich doch mit hierher gebracht?"
Da sprach der kühne Gawan:
„Herr, ihr habt ihn hier verstochen!" 20
„Gegen wen?" sprach da der Degen,

„Ihr habt doch weder Schild noch Schwert,
Was könnt' ich Ruhm an euch erjagen?
Doch muß ich euern Spott wohl tragen: [1])
Ihr bietet mir's vielleicht noch besser,
Ich saß wohl fest in mancher Tjost.
Wollt ihr auch mit mir nicht streiten,
So giebt's wohl weite Lande noch,
Da kann ich Ruhm und Arbeit werben
Und beides finden, Freud' und Angst!"

Gawan klärt den Irrtum auf und bittet ihn, mit ihm zu reiten. König Artus liege hier mit seinen Edeln; er selbst sei sein Neffe und heiße Gawan; er möge seinen weit bekannten Namen nicht durch längere Weigerung in Unehre bringen.

„Gawan," sprach er da, „Bist du's? [2]) [304]
So kann ich mich des wenig rühmen,
Willst du mir hier freundlich sein!
Ich hörte immer von dir sagen,
Allen Leuten seist du hold;
So nehm' ich deinen Dienst auch an,
Doch nur auf künftige Vergeltung.
Nun sag mir, wessen Zelte sind's,
Der dort so viel sind aufgeschlagen?
Liegt Artus dort, so muß ich klagen,
Daß ich ihn und die Königin
Nicht kann mit Ehren sehen.
Ich muß zuvor die Schläge rächen,
Die mich in Trauer fahren ließen,
Seit ich schied; so steht's darum:
Mir lachte einer Jungfrau Mund,

[1]) Parzival bezieht Gawans Worte (V. 332) auf einen Kampf mit ihm selbst, dem Waffenlosen, und sieht darin einen Spott.

[2]) Parzival hat Gawan bei seiner ersten Anwesenheit am Artushofe (III, 883 ff.) nicht gesehen, aber er kennt seinen berühmten Namen und weiß, daß er sein Vetter ist. Daher nennt er ihn auch sogleich „Du", vgl. Excurs V, 1, b.

Die schlug darum der Seneschall,
Daß rings des Stabes Splitter stoben."
„Unsanft ist das gerochen",
Sprach Gawan: „Ihm brachst du entzwei
Den rechten Arm, das linke Bein.
Hier sieh sein Roß, dazu den Stein,
Hier siehst du auch die Splitter liegen,
Des Speers, nach dem du fragtest."
Als Parzival das alles sah
In Wahrheit, fragt' er weiter:
Gawan, kannst du mir dafür bürgen,
Daß dies sei derselbe Mann,
Der mich in solche Schande brachte,
So reit' ich mit, wohin du willst!"
„Fern sei's, daß ich dir lüge," [305]
Sprach Gawan: „Hier ward auch gefällt
Segramors, ein Held im Streite,
Des That stets Sieg und Ruhm erlangt.
Du thatest's, eh du Keien trafest:
An beiden hast du Ruhm erworben!"

Die Aufnahme.

Da ritten sie zusammen fort,
Gawan und der Waleise.
Viel Volks zu Rosse und zu Fuß
Bot ihnen ehrerbiet'gen Gruß,
So wollt' es höf'sche Zucht und Sitte.
Gawan ging hin zu seinem Zelt.
Frau Kunnewarens Schnüre
Reichten just bis an die seinen:
Die ward froh, mit Freuden grüßte

Die Maid den Ritter, der da rächte,
Was ihr von Keien einst geschah.
Den Bruder[1]) nahm sie bei der Hand,
Dazu auch Frau Jeschuten:
So gingen sie zu Parzival.
Dem war der Harnisch abgestreift;
Sein Antlitz hatte selt'ne Farbe,
Als wären durch den Eisenrahm
Ihm tau'ge Rosen angeflogen.
Auf sprang er, als er die Frauen sah:
Nun hört, was Kunneware sagte.
„Seid willkommen Gott zuerst,
Danach auch mir, da ihr so männlich
Euch im Streit seither bewährt.
Ich hatte Lachen ganz vermieden,
Bis mein Auge euch gesehn. [306]
Da nahm mir alle Freude
Keie, der mich da so schlug;
Das habt ihr nun gerochen.
Ich küßt' euch, wär' ich Küssens wert!"
„Das hätt' ich heute selbst begehrt,"
Sprach Parzival, „dürft' ich's sonst wagen:
Ob eures Grußes bin ich froh!"
Sie küßte ihn und hieß ihn sitzen.

Darauf ließ sie ihm kostbare Kleider bringen, und [306]9 bis [309]30
nachdem er sich gewaschen, erstrahlte er in Schönheit und
reichen Gewändern. Indessen hatte sich die Kunde von
seiner Ankunft im Lager verbreitet. Artus selbst kam, ihn
zu begrüßen; nachdem er ihm für die Ehre gedankt, die
er seinem Hofe gebracht habe, baten ihn alle, der Tafelrunde
künftighin angehören zu wollen. Parzival sagte mit Freuden
zu. Nun ward auf dem Plane ihm zu Ehren die Tafel-
runde zugerichtet. Da die runde Tafel in Nantes gelassen
war, ward ein rund geschnittenes, kostbares Tuch ausgebreitet.
In weitem Kreise um dieses nahmen alle, die ein Recht

[1]) Orilus. s. Buch V Schluß.

dazu hatten, Platz, und Artus ließ auch die edeln Frauen daran teilnehmen.

Da kam auch her Frau Ginover [310]
Mit manchen schönen Frauen;
Mit ihr manch edle Fürstin:
Die gaben minniglichen Schein.
Auch war der Ring gesteckt so weit,
Daß ohne Streit und ohne Drängen
Manch Frau bei ihrem Freunde saß.
Artus, der Falschheit Hasser,
Führt' den Waleisen bei der Hand.
Frau Kunneware von Lalant
Ging auf seiner andern Seite:
Die war von ihrem Schmerz nun frei.
Artus sprach zum Roten Ritter:
„Ich will euern klaren Mund
Küssen lassen mein würdig Weib;[1])
Freilich lüstet euch des wenig,
Seit ihr rittet von Pelrapeire:
Dort ist Küssens höchstes Ziel.
Doch um eines bitt' ich euch:
Komm' ich je in euer Haus,
Vergeltet mir den Kuß von heut!"
„Ich thu', was ihr von mir begehrt,"
Sprach der Waleise, „allerorten."
Ein wenig trat ihm da entgegen
Die Königin und küßte ihn.
„So sei verziehen hier von Herzen,"
Sprach sie, „daß ihr in Schmerz mich ließt,
Als ihr dem edeln König Ither,
Dem Vetter mein, das Leben nahmt."
Bei dieser Sühne wurden naß [311]

[1]) mîn altez wîp, scherzhaft.

Der Kön'gin Augen: Ithers Tod
That allen Frauen gar zu weh.
Man setzte König Klamide
An des Plimizöls Gestade,
Neben ihn Jofreit Idöl.
Zwischen Gawan und Klamide
Fand der Waleise seinen Platz.
Die Märe hat es treu berichtet:
Niemand war in diesem Kreise,
Von der Mutterbrust genährt,
Dessen Wert so wenig trog.
Denn Jugendkraft, gepaart mit Schönheit,
Trug der Waleis hier zur Schau.
Wer ihn ansah, mußte sagen:
Manche Frau hat sich gespiegelt
In trüberm Glase als sein Mund.[1])
Von seiner Farbe laßt euch sagen
Von Kinn und von den Wangen,
Sie wären gut zu einer Zange:
Die wüßte festzuhalten,
Tilgte allen Wankelmut.
Das gilt unbeständ'gen Frauen,
Die Lieb' und Freundschaft bald vergessen.[2])
Sein Glanz hielt fest der Weiber Treue,
Wankelmut verschwand vor ihm.
Sie sah'n ihn an mit Treugedanken:
Er drang durch Augen bis ins Herz.
So waren Mann und Weib ihm hold;
Und Ehr und Glück erfuhr er da,
Bis an der Freude leidvoll Ziel. [312]

[1]) in trüeberm glase dan wær sîn munt. In einem Spiegel, der trüber war, als die leuchtende Röte seines Mundes.
[2]) Vgl. III, 4 ff.

Kundrie la Surziere.

Von einer Maid muß ich jetzt sprechen,
Die war um Treue hoch zu loben,
Doch zeigt' ihr Toben wenig Zucht.
Sie bringt jetzt eine leid'ge Botschaft.
Hört erst, wie sie geritten kam:
Ein Maultier, wie ein Streitroß hoch,
Falb, mit besondern Zeichen,
Die Nas' geschlitzt, gebrannt am Bug,[1])
Stark wie ungarische Renner.
Ihr Zaum und alles Reitzeug war
Kunstreich gewirkt und kostbarlich
Mit teurer Arbeit hergestellt.
Nichts fehlte an des Maultiers Schmuck.
Sie glich wenig schönen Frauen.
Weh, was soll ihr Kommen?
Doch sie kommt; es muß so sein,
Artusens Heere bringt sie Pein.
Die Jungfrau war der Künste voll.
Alle Sprachen kannte sie,
Lateinisch, heidnisch,[2]) auch französisch.
In Wissenschaften hoch gebildet,
In Mathematik und Dialektik,
Und von der Astronomie
War ihr all Geheimnis kund.
Sie hieß Kundrie,

[1]) nassnitec unt verbrant. Ich verstehe verbrant von dem eingebrannten Gralswappen, wovon mehrfach die Rede ist. nassnitec braucht keine komische oder häßliche Eigentümlichkeit zu sein. Alle übrigen Merkmale bezeichnen durchaus nichts Nachteiliges. Ich verstehe daher in der Stelle die Beschreibung eines Gralsrosses. Durch den Contrast ihrer (Kundries) Erscheinung mit der dieses Rosses wird die komische Wirkung noch erhöht.

[2]) d. i. arabisch.

Surziere [1]) zubenannt;
Die Zunge war ihr nicht gelähmt,
Wahrlich, die redete genug.
Sie schlug viel hohe Freude nieder.
Die Jungfrau, reich an allem Wissen, [313]
War doch denen wenig gleich,
Die man schöne Leute nennt.
Einen Mantel, blauer noch
Als ein Lasur, in Gent gewirkt,
Trug die Verderberin der Freude:
Dran eine Kappe für das Haupt,
Nach Franzosenbrauch geschnitten;
Darunter sah man schwere Seide.
Ein Lond'ner Hut von Pfauenfedern,
Mit buntem Seidenzeug gefüttert,
Ganz neu mit neuen Schnüren,
Hing ihr auf dem Rücken.
Über den Hut schwang sich ein Zopf
Bis auf das Tier — so lang war er —
Schwarz, struppig, ohne Glanz,
So weich wie Schweines Rückenhaar.
Die Nase war wie eines Hunds,
Zwei Eberzähn' aus ihrem Mund
Ragten spannenlang hervor.
Die Augenbrauen lagen ihr
Wie Zöpfe vor der Haarschnur [2]) dicht.
Die Wahrheit läßt mich Zucht vergessen,
Daß ich so von Frauen spreche:
Andre soll'n sich nicht beklagen.
Kundrie trug Ohren wie ein Bär:
Freundes zärtlichem Begehren
War ihr Antlitz allzu rauh. [314]

[1]) sorciere = sortioria, Zauberin.
[2]) Die das Haar über der Stirn zusammenhält.

Eine Geißel führte sie,
Die hatte seidne Schnüre
Und einen Stiel ganz von Rubin.
Behaart wie eines Affen Haut
Sah man die Hände dieser Holden;
Und lichte Farbe fand man nicht
An ihren Nägeln, ja man sagt,
Sie sahn wie Löwenklauen aus.
Wohl selten ward um sie gestritten.

So ritt sie in den Ring,
Der Freude Endziel, Leids Beginn,
Und suchte gleich des Wirtes Platz.
Frau Kunneware von Laland
Aß mit König Artus,
Die Königin von Janfuse
Saß neben Frau Ginover.
Herrlich saß der König Artus.
Vor dem Britanner hielt die Jungfrau
Und sprach zu ihm französisch dies
— Soll ich's auch deutsch euch sagen,
Mir thut die böse Botschaft weh —:
„Sohn Königs Utepandragun,
Du hast dir selbst und manchem Britten
Große Schande hier erworben.
Die Besten aller Lande
Säßen hier in Ehren,
Wäre nicht ihr Ruhm befleckt:
Ehrlos ist die Tafelrunde,
Falschheit hat nun an ihr Teil.
König Artus, hoch an Ruhm [315]
Standest über allen du!
Nun sinkt dein hochgestiegnes Lob,
Des Ruhmes schneller Schritt erlahmt,

Es neigt sich deiner Würde Höhe,
Denn deine Ehre ist nicht rein.
Der Tafelrunde hohen Preis
Hat vernichtet ein Geselle
Hier am Tisch — Herr Parzival,
Der dort auch Ritters Zeichen trägt.
Ihr nennt ihn nach dem roten Ritter,
Der dort vor Nantes den Tod gefunden;
Doch ungleich war der beiden Leben:
Von keinem Helden las man je,
Der hoch an Wert wie Ither stand."
Vom Kön'ge ritt sie zum Waleisen
Und sprach zu ihm: „Ihr tragt die Schuld,
Daß ich meinen Gruß versage
Artus und der Tafelrunde.
Verdammt sei eurer Schönheit Schein
Und eurer Glieder Manneskraft.
Läg' auch in meiner Hand Versöhnung,
Euch sollte sie wohl teuer sein.
Schrecklich dünk' ich euch und unhold,
Und bin doch lieblicher als ihr.
Herr Parzival, nun sagt mir doch,
Wie hat sich das begeben,
Daß ihr den traur'gen Fischer saht
So ohne Freude, ohne Trost,
Und habt ihn nicht vom Leid erlöst?
Er zeigt' euch seines Jammers Last, [316]
Ihr harter, undankbarer Gast!
Euch sollte seine Not erbarmen!
Daß euer Mund noch ledig würde
Der verruchten Zunge drin,
Wie euer Herz ist Mitleids bar!
Ihr seid zur Hölle schon bestimmt
Im Himmel von des Höchsten Hand,

So seid ihr's auch auf Erden,
Erkennen euch die Edeln recht.
Vom Heil verbannt, vom Glück verflucht,
Verächter alles edeln Ruhms,
Der Mannesehre seid ihr bar,
Ihr seid so krank an wahrem Wert,
Kein Arzt kann euch mehr helfen!
Auf euer Haupt will ich es schwören,
Wird solcher Eid mir auferlegt,
Daß nie sich größre Falschheit fand
An einem Mann, so schön wie ihr.
Ihr tückscher Angel, ihr Natternzahn!
Gab euch doch euer Wirt ein Schwert,
Wie wenig ihr's auch waret wert:
Da füllte Schweigen der Sünden Maß.
Nun spielt mit euch der Hirt der Hölle,
Ehrloser Mann, Herr Parzival!
Man trug auch vor euch hin den Gral
Und schneid'ges Silber und blut'gen Speer,
Ihr Freudbeschwerer, Leidvermehrer!
Hätt't ihr gefragt in Munsalwäsche,
Da hätt' euch Fragen mehr gewonnen,
Als Tabronit, die Heidenstadt, [317]
Von Erdenreichtum in sich birgt!
Weh Munsalwäsche, Burg des Jammers, [318]29
Weh, daß dich niemand trösten will!

Nachdem Kundrie noch weiter beklagt hat, wie durch Parzival Ehre und Ruhm seines Bruders Feirefiß, dazu der Preis ihres gemeinschaftlichen Vaters Gahmuret geschändet sei,[1]) wendet sie sich zur Tafelrunde und fordert die Ritter [317]3 bis [329]15

[1]) Hier wird Feirefiß, dessen Geburt im I. Buche, vgl. S. 8, erzählt ist, zum ersten Male wieder erwähnt und dabei berichtet, daß er die eben erwähnte Stadt Tabronite und mit ihr die Hand der Königin Secundille durch Ritterschaft erworben habe. Näheren Aufschluß über seinen Ruhm und seine Herrlichkeit giebt bald darauf Jamfuse, seine Base, welche sich am Artushofe befindet.

auf, nach Schastelmarveil zu ziehen, wo vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gefangen seien. Dort sei hohe Minne durch nie erlebte Abenteuer zu erjagen. Sie selbst wolle noch heute dort sein. Unter dem Weinen der Frauen reitet sie hinweg.

Da reitet ein Ritter in den Ring und fordert Gawan zum Kampfe auf Leben und Tod heraus, weil er treulos seinen Herrn Kingrisin, den König von Askalon, erschlagen habe. Ueber vierzig Tage solle er sich in Schanpfanzun, der Hauptstadt von Askalon, zum Kampfe stellen. Gawan weiß nichts von der ihm zugeschriebenen Schuld, aber er will um seiner Ehre willen kämpfen und weist alle, die sich gern für ihn verbürgen wollen, zurück. Auch ihm wird also eine unverschuldete Schmach angethan.

Parzivals Verzweiflung und Abschied.

Ritter und Frauen suchten Gawan und besonders Parzival zu trösten, über dessen Herkunft und Geschlecht sie erst durch Kundrie unterrichtet wurden. Sie wollten ihn ehren nach wie vor. Janfuse aber erzählte Parzival näheres von der Herrlichkeit seines Halbbruders, des Würdigsten unter den Heiden (s. S. 148 Anm.), und bekennt, Kundries Worten zum Trotz, unter allen Getauften in Parzival den Herrlichsten gefunden zu haben.

Da sprach Parzival zu ihr: [329]15
„Gott lohn' euch, Herrin, daß ihr hier
Mich so gütig trösten wollt.
Doch löst mich nichts von meinem Leid,
Das sollt ihr jetzo inne werden.
Die Worte fehlen, es zu künden, 20
Was mir Leids geschehen ist;
Und mancher wohl versündigt sich

Durch solche Beziehungen stellt der Dichter gern die Verbindung der einzelnen Teile und Personen des weitverzweigten und der einheitlichen Conception ermangelnden Stoffes her.

An mir, der meinen Schmerz nicht kennt
Und mich durch seinen Spott doch kränkt.
Von Freude will ich nichts mehr wissen,
Ich hätte denn den Gral gesehn,
Es währe kurz nun oder lang:
Nach diesem Ziel jagt mich mein Sehnen,
Und nimmer lass' ich davon ab,
So lang ich lebe — nimmermehr!
Muß ich um edler Zucht Gebot [330]
Den Spott der Welt nun hören,
So sprach der edle Gurnemanz
Nicht weise dort, als er mir riet,
Zu meiden unbescheidnes Fragen,
Zu hassen zuchtloses Betragen.
Viel edle Ritter seh' ich hier:
Nun ratet mir, — um eure Zucht! —
Wie eure Huld ich mir erhalte.
Hier ist mit scharfen Worten
Ein streng Gericht[1]) an mir ergangen:
Wessen Huld ich drum verlor,
Ich will ihn doch nicht schelten.
Nur, wird mir meine Ehre wieder,
So haltet mich dann auch danach!
Mich treibt's aus eurem Kreis hinweg!
Ihr nahmt mich auf in eure Runde,
So lang mein Ruhm noch blühte:
Jetzt seid ihr frei, bis ich erlangt,
Wovon die Freude mir verdorrte.
Nun nimmt sich mein der Jammer an,
Zum Thränenquell wird mir das Herz,
Da ich den Gral verloren:
Das scheidet mich von wahren Freuden.

[1]) gerich = Strafe, Rache.

Hei, wie so manche schöne Maid! 25
Was einer je von Wundern sagte:
Der Gral hat wahrlich ihrer mehr.
In Seufzen siecht der Wirt dahin;
Ach hilfeloser Anfortas,
Was half's dir, daß ich bei dir war?"
Da mußt' es an ein Scheiden gehn. [331]2
Der Held wollt' Urlaub nehmen: 6
Das däuchte niemand wohlgethan. 8
Es war wohl allen herzlich leid,
Daß er so traurig schied von ihnen.
Viel Dienst bot ihm noch mancher da: 17
Den Helden trieb sein Leid hinweg.
Da küßt' Herr Gawan seinen Freund 22
Und sprach zum Tapfern kraftbewußt:
„Ich weiß wohl, daß dir eine Fahrt 25
Voll Kampf und Streit beschieden ist.
Da gebe Gott dir Heil und Glück
Und helf' mir, daß ich meinen Dienst
Dir bieten kann, so wie ich möcht'.
Mag seine Allmacht mir's gewähren!"
Der Waleis sprach: „Weh, was ist Gott?[1]) [332]
Wär' der gewaltig, solche Schmach
Hätt' er uns beiden nicht gegönnt;
Er lebt wohl nicht in Kraft und Macht!
Ich war mit Dienst ihm unterthan, 5
Seit ich lernte, er sei gnädig.
Nun widersag' ich ihm den Dienst:
Hat er Haß, den will ich tragen!
Freund, kommt für dich die Zeit zum Kampf,
Da helfe dir ein Weib im Streit, 10

[1]) Vgl. III, 103; dort thut Parzival dieselbe Frage in kindlicher Unschuld. Die Wiederholung der Frage in so schneidendem Gegensatze der Gemütsverfassung ist eine tief ergreifende Schönheit der Dichtung.

Von ihr laß leiten deine Hand,
Hast du als keusch sie nur erkannt
Und voll weiblicher Güte:
Weibes Minne behüte dich!
Weiß nicht, wann ich dich wieder seh': 15
Was ich dir wünsche, das geschehʼ!
Frau Kunneware von Laland 19
Führt ihn hin zu ihrem Zelt.
Ihre linden Hände 22
Wappnen Gahmuretens Sohn.
Und als sein Roß gerüstet ist, [333]
Da küßt er Kunnewaren, 10
Die schöne Maid, auf ihren Mund;
So fand ich es berichtet.
Da erging ein traurig Scheiden
Des Ritters von der lieben Jungfrau.
Hin ritt Gahmuretens Sohn. 15
Was je man sprach von Abenteuern,
Das darf niemand hier vergleichen,
Hört ihr nicht, was er nun thut,
Wohin er fährt, wohin er kommt.
Wer Ritterschaft gern ferne bleibt, 20
Der denke jetzt nicht mehr an ihn,
Vermag's sein hochgemuter Sinn.
Kondwiramur,
An deinen minniglichen Leib
Wird nun gedacht mit heißem Sehnen. 25
Was wird für dich von ihm vollbracht!
Schildesamt wird um den Gral
Nun viel geübt und nicht gespart
Von Herzeloydens Kinde,
Das des Grals Ganerbe[1]) war.

[1]) ganerbe, der die Anwartschaft auf Erbfolge hat. Parzival ist naher Verwandter des Anfortas.

Gleichzeitig brachen viele Ritter der Aufforderung [334 bis
Kundries gemäß auf, um die vierhundert Jungfrauen [336
aus Schastelmarveil zu befreien. Ein Ritter „der Grieche Klias" hatte bei einem früheren, vergeblichen Versuche erfahren, daß auch vier königliche Frauen sich dort befänden, zwei alte und zwei junge: Itonje, Cundrie, Arnive und Sangive.[1]) Die Fahrt der Ritter führte indessen auch nicht zum Ziele. — Ebenso rüstete sich Gawan zur Fahrt nach Schanfanzun.[2]) Artus kehrte nach Karidoel zurück. Kunneware hatte Klamide — noch auf Fürsprache Parzivals — ihre Hand zugesagt. Jetzt ward drei Tage Brautlauf gehalten, die Vorfeier des eigentlichen Hochzeitsfestes; dann reisten sie mit Orilus und Jeschute zu Klamides Hauptstadt Brandigan, wo das eigentliche Hochzeitsfest mit großer Pracht und Freigebigkeit gefeiert ward.

Nun weiß ich wohl, daß manche Frau, [337]
Wenn sie getreuen Sinnes hört
Die Mär, die hier geschrieben ist,
In Wahrheit mir bezeugen muß,
Ich sänge besser doch von Weibern,
Als ich einst von der einen sang![3])
Die Kön'gin Belakane
War alles Tadels frei
Und aller Falschheit ledig,
Als sie der tote König drängte.[4])
Dann zeigte Herzeloydens Traum
Ihr seufzerreiches Schicksal an.[5])
Wie groß war Ginoverens Klage
Bei Ithers jämmerlichem Tod!
Dazu war mir das Trauern leid
Jeschutens, daß so schmählich ritt

[1]) Arnive ist die Großmutter, Sangive die Mutter, und Cundri und Itonje sind Schwestern Gawans, vgl. Buch XIII und XIV.
[2]) s. o. S. 149.
[3]) Es ist dieselbe, auf deren Treulosigkeit der Dichter schon wiederholt angespielt hat. Vgl. Einl. I, 3. Hier ist ein bestimmtes Lied gemeint, das er gegen sie gedichtet hatte.
[4]) s. o. Buch I.
[5]) s. o. S. 13.

Des Königs Tochter von Karnant,
Die doch so rein, so keusch und edel!
Wie ward Frau Kunneware
Gerauft, dazu mißhandelt!
Das wurde beiden reich vergolten:
Sie fanden Preis für Schande.
Nun führe fort die Mär ein Mann,
Der Märe wohl verstehen kann.
Ich thät's euch gerne weiter kund,
Wollt' es mir nur ein Mund gebieten,
Den doch andre Füße tragen,
Als die mir im Bügel ragen.[1])

[1]) d. h. ein anderer Wille als meiner, vielleicht der einer Frau, vgl. Einl. I, 4.

Siebentes Buch.

Gawan und Obilot.

Der Schande niemals noch erwarb, 338
Gawan, der auserlesne Degen,
Eine Weile soll er nun
Herr und Held der Märe sein.
Die weiß neidlos zu preisen 5
Manchen neben ihrem Herrn,
Parzival, und vor ihm gar.
Wer immer nur und überall
Seinen Freund zum Himmel hebt,
Der muß der andern Lob entbehren. 10
Wes Lob sich an die Wahrheit hält,
Dem sollte der Leute Beifall folgen;
Leider findet seine Rede,
Was er auch spricht, kein gastlich Dach.
Wer soll verständ'ge Worte fassen, 15
Wollen es die Weisen nicht? [1])
Verlogne, falsche Dichter gar
Wären besser auf dem Schnee,
Dünkt mich, ohne Dach und Fach,
So daß dem Munde würde weh, 20
Der Lügen will für Wahrheit geben.

[1]) vergl. den Eingang V. 15—24 u. 35. Ich folge in diesem Abschnitte der Erklärung von Paul (Beitr. II, 81—85).

So hätt' es ihnen Gott bereitet,
Wie es gute Leute wünschen,
Die für Wahrheit Mühsal ernten.
Wer solches Dichtens ist beflissen, 25
Dem nur Tadelwort gebührt,
Den hat, ist er sonst auch brav,
Thörichter Sinn verblendet.
Er meidet's, kann er sich noch schämen;
Das mag seine Richtschnur sein![1])

Gawan traf auf seiner Fahrt nach Schanpfanzun ein [339] bis [383]22
gewaltiges Heer. Von einem nachreitenden Knappen erfährt er, daß dies das Heer Meljanzes sei, welcher sich an seinem Lehensmann und Verwandten Lippaut rächen wolle, weil dessen Tochter Obie ihm ihre Minne höhnend versagt habe. Auch Meljakanz, der Jungfrauenräuber (vergl. III, 273), dessen Vater und andere Verbündete zogen mit. Der Abenteuerdrang ließ Gawan nicht weiter reiten; er kehrte um, ritt durch das inzwischen bei Bearosche, der Hauptstadt Lippauts, aufgeschlagene Lager, und da dort niemand seine Hülfe begehrte, ritt er zur Stadt. Während er sich am Burgberge mit seinen Knappen unter Linden und Ölbäumen lagert, beobachten ihn die Herzogin mit ihren beiden Töchtern Obie und Obilot, welche letztere fast noch ein Kind ist. Obie behauptete, er sei ein Kaufmann, Obilot dagegen, er sei ein Ritter. Während sie darüber stritten und Obilot sich immer mehr für ihn erwärmte, kam den Belagerten ein Heer zu Hülfe; sogleich ward Kriegsrat gehalten und beschlossen, einen Ausfall zu machen. Dieser richtete sich gegen Meljanz und seine Schar. Meljanz zeichnete sich überall aus, während Gawan unthätig zusah. Das rief den Spott Obies hervor, welche im Herzen stolz war auf Meljanz, den sie nur im Übermut abgewiesen hatte. Zugleich mußte sie mit sich selbst über diese Thorheit zürnen,

[1]) So hat der Dichter motiviert, warum er jetzt Gawan in den Vordergrund treten läßt. Er hat keinen andern Grund als den, daß seine Quelle hier mit der langen Gawangeschichte beginnt. Diese Treue der Quelle gegenüber war für den höfischen Dichter ein Haupterfordernis. Mit den falschen Lügendichtern V. 17 meint Wolfram solche, die willkürlich von der Quelle abweichen. Aber er rechtfertigt auch die ihm selbst wahrscheinlich unkünstlerisch erscheinende Disposition in V. 8—10. — Vergl. Einl. III, 2. u. 4.

und so ließ sie ihren Ärger an ihrer Schwester aus, indem sie dieselbe noch mehr mit ihrem „Ritter" höhnte und endlich, da auch sie es an Spott wegen ihres Verhaltens zu Meljanz nicht fehlen ließ, den Burggrafen Scherules aufreizte, dem „betrügerischen Kaufmanne" seinen „Kram" wegzunehmen. Als solchen bezeichnete sie Gawans Gepäck. Kaum aber ist Scherules seiner ansichtig geworden, als er in ihm den edeln Ritter erkennt und ihn unter Entschuldigungen bittet, als Gast in sein Haus zu kommen. Als Obie das gewahrte, sandte sie zu ihrem Vater Lippaut, ihn zu bitten, den „Falschmünzer", der da eben in die Stadt gezogen sei, aufzuheben. Der war froh, gute Beute machen zu können und ritt ihnen nach. Bald aber wird er von Scherules eines Besseren belehrt und erbittet nun ebenfalls von Gawan Verzeihung für die von Obien veranlaßten Mißverständnisse. Sich verabschiedend, traf er sein Töchterchen Obilot, das im Begriff war, den Fremden zu bitten, ihr Ritter zu werden. Mit des Vaters Erlaubnis begab sie sich zu ihm. In kindlicher Naivetät erklärte sie ihm, daß sie beide für immer vereint sein wollten; sie biete ihm von Herzen Minne, wenn er ihr dienen wolle; in ihr diene er auch ihrem Vater, und seine ritterliche Zucht werde es nicht zugeben, daß sie eine Fehlbitte thue. Gawan fühlte gegen sie ein herzliches Wohlwollen und wollte ihr gerne Dienst geloben, obwohl er sich sagte, daß er sich wohl noch fünf Jahre gedulden müsse, ehe sie die Seine werden könne. Entscheidend für ihn ward die Erinnerung an Parzivals Ermahnung bei ihrem Abschiede, daß er nur auf Frauen seine Hoffnung und sein Vertrauen setzen sollte (vgl. VI, 691). So gelobte er ihr seinen Dienst, und sie versicherte ihm im Vollgefühl ihres Werts, daß sie in jedem Streite bei ihm sei, und daß er daran einen untrüglichen Schutz und Schirm haben werde. Sie schied, aber nun wußte sie nicht, was sie ihrem Ritter als „Kleinod" geben könne; hatte sie doch noch nichts als Puppen zu geben! Da bat sie den Vater, der ihr grade begegnete, ihr zu helfen. Der nahm sie sogleich auf sein Pferd, ritt mit ihr zur Mutter, und nun ward dem minniglichen Kinde ein köstliches Kleid zugeschnitten, dessen einen Ärmel sie austrennte und Gawan als ihr „prisente" übersandte. Der schlug ihn auf seinen Schild und neigte sich aus dem Fenster dankend gegen das Mägdelein. — Während der folgenden Nacht zogen im Mondscheine alle Hülfstruppen in die Stadt, und am andern Morgen begann der Hauptkampf mit einem neuen Ausfalle auf allen Seiten.

Gawan trug überall den Preis davon und brachte viele

Gefangene und erbeutete Pferde in die Stadt. Da gewahrte er auch Artus' Wappen unter den Feinden und hörte ihr Feldgeschrei „Nantes". Es waren Artusritter, die von Meljakanz, als sie die von jenem geraubte Ginover befreien wollten, gefangen genommen waren. Ihnen, als seinen Freunden, ritt er aus dem Wege und suchte nun Meljanz selber auf. Bald sah er, daß die Burgleute auf dieser Seite trotz ihrer Tapferkeit weichen mußten; schon waren sie bis zum Graben zurückgedrängt, hauptsächlich durch die Thaten eines Ritters in roter Rüstung:

Parzival vor Bearosche.

Da bot dem Burgherrn manchen Strauß [383]23
Ein Ritter ganz in roter Rüstung:
Den nannten sie den Unbekannten, 25
Weil niemand ihn zuvor gesehn.
Er war erst vor drei Tagen
In Meljanz' Heer gekommen,
Schnell bereit ihm beizustehn.
Das mußten die Burgleut' klagen.
Meljanz gab ihm zwölf Knappen, 384
Im Kampf ihn zu bedienen. 4
Was sie an Speeren reichen konnten,
Die wurden all' von ihm verthan.
Dumpf krachten seine Würfe,
Als er den König Schirniel
Dort mit seinem Bruder fing.
Die Herzöge von Marangliez, 12
Die fest wie Felsen stunden,
Sie mußten sich ergeben,
Doch ihre Mannen kämpften weiter.
Hier stritt auch König Meljanz selbst. 15
Das mußte Freund und Feind gestehn,

Daß selten von so jungem Mann
So ruhmvoll ward gestritten.
Viel Schilde spaltete sein Arm,
Und immer neue Speere stoben
Von seiner Hand im Kampfgewühl.
Sein junges Herz ward ihm so groß,
Daß er einen Strauß begehrte,
Den ihm niemand bieten konnte
Schwer genug, das macht' ihm Kummer;
Da ritt Gawan ihm entgegen.

Dieser schleuderte dem Meljanz den Speer durch den Arm und nahm ihn nach glänzender Gegenwehr gefangen. Während der Fürst Lippaut sich anderwärts auszeichnete, ritt er zurück und rannte Meljakanz an. Derselbe ward beim ersten Anlauf auf den Sand gesetzt, und um ihn entstand ein blutiger Kampf. Aber dem Herzog von Astor gelang es, ihn zu retten. Damit ist das Turnier — hier eine Schlacht — zu Ende. [384]29 bis [387]30

Wer hatte nun den Preis erlangt [388]
Und Frauen-Lohn erstritten?
Sollt' ich die alle nennen,
Da hätt' ich Muße nicht genug.
Im innern Heere stritt ein Held
Für die junge Obilot,
Und außerhalb ein roter Ritter;
Die zwei errangen den höchsten Preis,
Kein andrer mochte ihnen gleichen.
Als nun des Außenheeres Gast
Gewahrte, daß ihm Dienstes Dank
Von seinem Herrn nicht werden könne,
Der in der Stadt gefangen war —
Da ritt er zu der Knappen Schar
Und sprach zu den gefangnen Fürsten:
„Ihr Herren habt euch mir ergeben,
Mir aber widerfuhr ein Leid:

Gefangen ist der König Meljanz:
Nun seht, ob ihr es mögt erlangen,
Daß er ledig wird,
So kann ich ihm doch nützlich sein."
Da ließ er die drei Fürsten
Von sich reiten in die Stadt;
Doch mußten sie zuvor geloben:
Könnten Meljanz sie nicht lösen,
Daß sie ihm den Gral erwürben.
Leider konnt' ihm keiner sagen,
Wo der wäre, doch ein König [389]
Herrsche dort, genannt Anfortas.
Als sie so gesprochen,
Fuhr der rote Ritter fort:
„Bleibt diese Bitte unerfüllt,
So fahrt nach Pelrapeire;
Ergebt euch dort der Königin
Und sagt ihr, der für sie gestritten
Mit Kingrun und mit Klamide,
Dem sei jetzt nach dem Grale weh
Und auch nach ihrer Minne.
Die beiden nur ersehnt mein Herz.
Nun sagt ihr, daß ich euch gesandt,
Ihr Helden, Gott geleite euch!"
So ritten sie mit Urlaub hin.
Er aber sprach zu seinen Knappen:
„Wir haben reichlichen Gewinn;
Nehmt, was von Rossen ward erjagt,
Nur laßt mir eins zu eigen:
Ihr seht wohl, meins ist übel wund."
Da dankten ihm die Knappen sehr
Für seine starke Hülfe
Und daß er sie so reich gemacht.
Er wählte sich für seine Fahrt

Ingliart mit den kurzen Ohren,
Das Roß, das Gawan dort verlor,
Als er König Meljanz fing.
Da nahm's des Roten Ritters Hand,
Das ward noch manchem Schild zum Schaden.
Fünfzehn Rosse oder mehr [390]2
Ließ er unversehrt zurück.
Da dankten ihm die guten Knappen
Und baten herzlich, daß er bliebe; 5
Doch fern gesteckt war ihm sein Ziel.
Urlaub nahm er und ritt davon,
Ihm war noch keine Ruh beschieden:
Nichts als Kampf war sein Begehr.
Mich dünkt, zu seinen Zeiten 10
Stritt kein Mann so viel als er.

Unterdessen waren die Burglente in die Stadt zurückgekehrt. Gawan sandte den zerstochenen Ärmel an Obilot, die ihn stolz über ihren Arm zog und nun jedesmal, wenn sie ihre Schwester sah, höhnend fragte, wer ihr den Ärmel so zerstochen habe. [390]12 bis [397]

Die von Parzival entlassenen Fürsten kamen an, und aus ihrer Erzählung erkannte Gawan, daß Parzival ihm gegenüber gefochten habe. Er dankte Gott, daß sie nicht auf einander gestoßen seien. Wie jener, verhehlte auch er nun seinen Namen. Nun gebot er dem gefangnen König Meljanz, der im Herzen schon mit Lippaut versöhnt war, sich der Obilot zu ergeben. Derselbe ging, von Schernles und Gawan geleitet, zu Lippaut, der sie mit seiner Gemahlin und beiden Töchtern empfing. Die kleine Obilot umfing ihren Ritter Gawan und wollte ihn nicht wieder loslassen, und er hielt sie wie eine Puppe in seinen Armen. Indessen nahm sie mit voller Würde die Unterwerfung Meljanzes an und befahl ihm, sich mit Obien zu versöhnen. Die hatte kaum die Zeit erwarten können; weinend ergriff sie Meljanzens Hand, küßte seinen wunden Arm und gelobte ihm ihre Minne. Da ward die Hochzeit gerüstet, aber Gawan nahm Abschied. Obilot, die ihn nicht von sich lassen wollte, mußte fast mit Gewalt von ihm gerissen werden. Von Schernles geleitet ritt er dem Walde zu.

Achtes Buch.

Gawan in Schanpfanzun.

Als die Zeit seines Kampfes nahe war, kam Gawan in [348] bis [424]14
das Land Askalon und gewahrte nach langem Reiten endlich die prächtige Burg Schanpfanzun. In ihrer Nähe begegnete ihm der Burgherr, König Vergulaht, der mit 500 Rittern jagte. Er gehörte dem Anjougeschlechte an, da er ebenfalls von der Fee stammte.[1]) Er hatte auch Flurd'amur, eine Schwester Gahmurets und Galoes', zur Gemahlin gehabt. Der Maienglanz seines Antlitzes erinnerte Gawan sogleich an Parzival und Gahmuret. Mit großer Ehre und Zuvorkommenheit begrüßt, ward er von Vergulaht aufgefordert, sich einstweilen die Gastlichkeit seiner Schwester Antikonie in der Burg gefallen zu lassen; er selbst werde bald heimkehren. Ein Ritter geleitete Gawan zur Burg und empfahl ihn Antikonien, der schönsten und edelsten Jungfrau weit und breit. Die nahm ihn mit aller Zuvorkommenheit auf und bat ihn, über sie zu gebieten. In Gawan aber war sogleich eine heftige Neigung zu ihr erwacht, und so warb er, als sie beieinander saßen, sogleich um ihre Minne. In seinem Werben aber ward er unsanft gestört. Ein alter Ritter trat ein, und, als er Gawan erkannte, rief er laut durch die Burg, daß der Mörder Kingrisins gekommen sei und sich nicht scheute, seiner Tochter, des Königs Schwester, zu nahen; solcher Schimpf müsse gerächt werden. Es entstand ein Getümmel, man drang in die Kemenate, und Gawan mußte mit Antikonie in einen Turm fliehen, in welchem er ein Schachbrett als Schild ergriff, während Antikonie die schweren eisernen Figuren unter die andringende Menge schleuderte. Vor Scham und Zorn über die Verletzung des Gastrechts gegen Gawan mußte sie weinen, Gawan aber

[1]) s. o. S. 10 u. 8.

gewann aus dem Anblicke ihrer Schönheit immer neuen Mut. — Da kam Vergulaht von der Jagd zurück und auch er ließ sich — ihm zu unverzeihlicher Schande — zum Kampfe gegen Gawan verleiten. — In diesem Augenblicke traf auch Kingrimursel ein, der Gawan im Auftrage Vergulahts herausgefordert hatte.[1]) Unter Zusicherung seines Geleits war Gawan nach Schanpfanzun gekommen, und da er den Helden nun in Gefahr sah, sprang er zu ihm hinauf, mit ihm für sein Leben zu kämpfen bis zum letzten Atemzuge. Noch war Vergulaht in vollem Zorne, aber seine Ritter kamen zur Besinnung; sie wollten nicht gegen Kingrimursel kämpfen und verlangten auch für Gawan Friede, da sie Antikonien weinend bei ihm stehen sahen. Da ward ein Waffenstillstand geschlossen, damit ein Rat über das Verhalten gegen Gawan, den vermeintlichen Mörder seines Vaters, gehalten werde. Ehe der begann, mußte Vergulaht von seiner Schwester bittere Vorwürfe hören über sein treuloses Verfahren, und ebenso trat ihm Kingrimursel entgegen, indem er ihm zürnend vorhielt, wie er ihn und sein Wort in den Augen aller Ehrenmänner geschändet habe. Gawan aber forderte er auf, abermals heute über ein Jahr sich ihm in Barbigoel vor dem König Meljanz zum Kampfe zu stellen. Vergulaht ging nun mit den Seinen zur Beratung, während Antikonie Gawan und Kingrimursel aufs festlichste bewirtete. Im Rate ward für und wider gesprochen, bis Vergulaht endlich folgendes mitteilte:

„Jüngst ward mit mir gestritten. [424]15
Abenteuer suchend kam ich
In den Wald von Lähtamris.
Einen Ritter däuchte wohl
In dieser Zeit mein Ruhm zu hoch.
Anrennend stach er mich sogleich
Vom Roß, dahinter in den Sand.
Ich mußte ihm geloben,
Den Gral ihm zu erwerben.
Und gält's auch nun mein Leben,
So muß ich leisten, was von mir
Seine Hand erstritten hat.

[1]) s. o. S. 149.

Nun ratet mir: es ist mir not.
Und weiter noch gebot er mir, [425]
Wenn ich in Jahresfrist
Den Gral noch nicht erworben,
Dann sollt' ich, meinem Wort getreu,
Mich Tampenteires Tochter stellen,
Die Krone trägt in Pelrapeire:
Ihr sollt' ich mich ergeben.
Auch ließ er ihr entbieten,
Dächte sie noch oft an ihn,
Das mehre seine Freuden:
Er wär's, der sie von Klamide,
Dem König, einst erlöset."

Da riet ein Fürst, der König solle Gawan als Sühne [425]16 bis [432] seine Gelübde übertragen. Munsalväsche sei so wohl bewehrt und der Kampf dort so gefährlich, daß er wohl Not genug davon haben werde. Dem stimmten alle zu. Am andern Morgen ward Gawan das Urteil verkündigt und damit allgemeine Versöhnung gefeiert. Gawan nahm Urlaub, und nachdem er noch mit Antikonie und Kingrimursel gefrühstückt und mit ersterer innige Abschiedsworte getauscht, bat er Kingrimursel, seine Knappen zum Artushofe zu geleiten und ritt allein davon, den Gefahren der Gralssuche entgegen.

Neuntes Buch.

Parzival bei Trevrezent.

„Thut auf!“ Wem? wer seid ihr? [433]
„ „Ich will hinein ins Herz zu dir!“
Der Raum ist eng, den ihr begehrt!
„Was thuts? kann ich nur bleiben!
Mein Drängen sollst du nicht beklagen, 5
Wundersames hörst du bald.“
Ah, seid ihr's, Frau Aventiure?
Wie fährt der traute Held,
Der edle Degen Parzival,
Den Kundrie nach dem Grale 10
Mit herben Worten jagte?
Nun sagt mir eure Kunde frisch, 16
Ob sein Wert noch makellos 19
An Länge oder Breite,
Oder ob er nun geschmälert?
Hat Munsalväsche er nun gesehn 24
Und Anfortas, den lieben,
Des Herz so seufzerreich er fand?
Hat er vom Jammer ihn erlöst? 28
Nun klärt uns seine dunkle Fahrt, [434]2
Thut kund all sein Gebahren! 10

Die Märe hat berichtet,
Er habe manches Land durchstreift
Zu Roß, zu Schiff auf weitem Meer.
Und Landsmann oder fremde Streiter,
Wer in der Tjost sich mit ihm maß, 15
Der keiner blieb vor ihm im Sattel.
So ließ die Wage seines Schicksals
Aufsteigen seinen Ruhm
Und andre tief hinuntersinken.
Er lebte nur in Kampf und Streit, 22
Und wer Ruhm von ihm ernten wollt',
Der mußt' es thun mit Sorgen.[1])
Sein Schwert, das Anfortas ihm gab,
Als er dort beim Grale war,
Das mehrte ihm des Ruhmes Glanz. 30

Signe.

Einst kam der schnelle Held, [435]2
So meldet weiter uns die Mär,
Auf seiner Fahrt in einen Wald.
Da fanden seine Augen 6
Eine Klause, neugebaut
Halb über eines Bächleins Quelle.
Der junge Degen ohne Furcht 10
Ritt nur auf Abenteuer aus:
Da wollte Gott sich sein erbarmen.
Er fand dort eine Klausnerin,

[1]) vgl. S. 158 ff. 163.

Die Gott ihre Minne gab,
Jungfräulichkeit und Erdenluſt.
Weibliches Herzens Kummer ſproß
In ihrem Herzen immer neu,
Und doch um alter Treue willen.
Sigune war's, die er dort fand
Mit Schionatulander.
Der Held lag tot darin begraben:
Auf ſeinem Sarge litt ſie Pein.
Die Herzogin Sigune
Hörte ſelten Meſſe,
Doch all ihr Leben war Gebet.
Ihr voller Mund, ſo rot und warm,
War nun erbleicht und kalt,
Seit Erdenfreude von ihr wich.
Noch keine Maid litt ſolche Pein.
Sie blieb allein, nur um zu klagen.
Sie minnte ſeinen toten Leib, [436]
Weil ihre Minn' an ihm erſtarb,
Der ſie noch nicht erworben hatte.
Wäre ſie ſein Weib geworden,
Ihr hätte Frau Lunete
Wohl verhehlt ſo ſchnellen Rat,
Den ſie ihrer Herrin gab.[1])
Man kann auch heut noch ſehen
Frau Luneten ihren Rat
Oftmals gar zu eilig ſpenden.
Ein Weib, das treu geſellt
Und edler Zucht ergeben
Verbotne Minne flieht
Bei ihres Mannes Leben,
Das iſt, urteil' ich recht,

[1]) vgl. V, 775 ff.

Des Mannes höchstes Glück.
Kein Warten kleidet sie so schön:
Das könnt' ich wohl beeiden.
Hernach thu' sie, wie's ihr gefällt:
Doch wahrt sie ihren Preis, 20
Das ist ein Kranz viel strahlender,
Als den sie lustig trägt zum Tanze.
Über Blöcke ohne Pfad 26
Ritt Parzival zum Fenster
Allzumah: das ward ihm leid.
Er wollte fragen, welch ein Wald
Das wär' und wo sein Weg hinführte.
„Ist jemand drinnen?" sprach er da [437]
Und fordert' Antwort. Sie sprach „ja."
Als er die Frauenstimme hörte,
Warf er in gewalt'gem Sprung
Mit Ungestüm sein Roß zurück. 5
Es dünkt ihn dennoch viel zu spät,
Und auf den Wangen brennt ihm Scham,
Daß er nicht früher abgesessen.[1])
Gar fest band er das Roß
An einen umgestürzten Baum. 10
Dran hängt' er den zerhau'nen Schild.
Und als der zartgesinnte Held
Sich auch des Schwerts entledigt,
Ging er zum Fenster in der Wand,
Sich Kunde zu erbitten. 15
Die Klause war der Freude bar,
Nichts fand er dort als Jammer. 18
Ans Fenster bat er sie zu kommen.
Da stand die Jungfrau gramgebleicht 20
Von ihrem Beten züchtig auf.

[1]) Das Unpassende lag darin, daß er zu nahe an die Behausung einer Frau geritten war. Vgl. Excurs V, 1, b.

Noch war ihm völlig unbekannt,
Wer sie wohl könnte sein.
Den Leib deckt' ihr ein härен Hemd,
Ein grauer Rock darüber.
Ihr Leid war ihr ein trauter Freund,
Das beugte ihren hohen Sinn
Und macht' ihr Herze seufzen.
In Züchten trat sie jetzt ans Fenster
Und grüßte ihn mit mildem Wort.
Sie trug den Psalter in der Hand: [438]
Da sah Held Parzival
An ihrer Hand ein gülden Ringlein,
Das sie auch im Leid nicht ließ;
So riet ihr treue Minne.
Der Stein war ein Granat:
Der leuchtet' aus der Finsternis
Wie sprüh'nder Funken Feuer;
Doch Trauerzeichen trug ihr Haupt.
„Herr," sprach sie, „eine Bank
Steht draußen an der Wand.
Ist's euch genehm und habt ihr Muße,
So setzt euch, bitt' ich, hin.
Daß ich hier stehe, euern Gruß
Zu hören, das vergelt' euch Gott:
Der vergilt ein herzlich Wort."
Da setzte sich der Held zum Fenster
Und bat sie drinnen auch zu sitzen.
Sie sprach: „Gar selten hab' ich hier
Bei einem Mann geweilt."
Nun hub der Held zu fragen an:
Wie lebt ihr und was treibt ihr hier,
Daß ihr so fern vom Wege
Hier in dieser Wildnis sitzt?
Wundersam will mich's bedünken,

Frau, wovon ihr euch ernährt,
Da niemand rings den Acker baut."
Sie sprach: „Mir wird vom Grale
Speise reichlich hergesandt.
Kundrie la Surziere [439]
Bringt mir ungesäumt von dort
Alle Samstags Nacht
— So ist's ihr Wille — meine Speise,
Die ich brauche für die Woche.
Wär' mir anders wohl,
Ich sorgte wenig um die Nahrung.
Die ist mir sicher und bereit."
Da wähnte Parzival, sie löge
Und möcht' ihn gern auch sonst betrügen.
So sprach er spottend durch das Fenster:
„Wem tragt ihr diesen Ring zu lieb?
Ich hörte stets noch sagen,
Klausner und Klausnerinnen
Sollten Liebschaft meiden."
Drauf sie: „Sprächt ihr im Ernste,
Ihr machtet mich zur Heuchlerin.
Wenn ich je Falschheit lerne,
Dann straft mich, merkt ihr sie an mir;
Walt's Gott, ich bin von Falschheit frei
Und hasse alle Sünde."
Dann fuhr sie fort: „Den Mahlschatz[1]) hier
Trag' ich um einen lieben Mann,
Des Minn' ich nie genossen.
Mir rät ein jungfräuliches Herz,
Ihn fürder treu zu minnen."
Nun sprach sie: „Seht, ich hab' ihn hier,
Des Kleinod ich getragen,

[1]) mahelschatz = Brautgeschenk.

Seit Orilus im Tjoſt ihn ſchlug.
All' meine jammerreichen Jahr' [440]
Will ich ihm Minne halten;
Die rechte Minne geb' ich ihm,
Denn ritterlich mit Schild und Speer
Hat er um ſie geworben,
Bis er in meinem Dienſt erſtarb.
Jungfräulich hab' ich ihn geliebt:
Er iſt jedoch vor Gott mein Mann;
Als rechter Ehe Zeugnis ſoll
Mich dieſer Ring vor Gott geleiten,
Er, meiner Treue ſichres Schloß,
Auf den mein Herz viel Thränen goß.
Hinfort leb' ich zu Zweien:
Schionatulander iſt
Das eine, ich das andre."
Da erkannte Parzival,
Daß es Sigune wäre:
Ihr Kummer ging ihm nah.
Da ließ er ſich's nicht dauern:
Das Herſenier zog er vom Haupt,
Eh er zur Jungfrau weiter ſprach.
Nun ſah die Maid durch Eiſenrahm
Die lichte Haut erglänzen:
Da kannt' auch ſie den Helden.
Sie ſprach: „Ihr ſeid Herr Parzival.
Sagt an, iſt's euch gelungen,
Habt ihr des Grales Art erkannt? [441]
Oder wohin ging eure Fahrt?"
Er ſprach zur edeln Maid:
„Ich habe Freud' und Glück verloren,
Der Gral macht mir noch Sorgen;
Ich ließ ein Land, des Kron' ich trug,
Dazu das minniglichſte Weib:

Auf Erden ward so schöner Leib
Von Menschen nie geboren.
Nach ihrer keuschen Zucht
Und ihrer Minne sehn' ich mich,
Und mehr noch nach dem hohen Ziel,
Wie Munsalväsch' ich möchte sehen
Zusamt dem Gral: den fand ich nicht.
Sigune, Base, Unrecht ist's,
Seit du mein Leid erkannt,
Daß du mir so gram noch bist."[1])
Da sprach sie: „Fortan, lieber Vetter,
Soll mein Zorn vergessen sein.
Du hast doch Freud' und Glück verloren,
Seit du dich gereuen ließest
Die heilesvolle Frage,
Als der süße Anfortas
Dein Wirt war, dir zum Glück bestimmt.
Da wär' dir höchstes Heil beschieden,
Nun bist an Freuden du verzagt:
Dein hoher Mut ist nun dahin,
Dein Herz pflegt schwerer Sorgen,
Die draußen wohl geblieben wären,
Hättest du erfragt die Märe."
„Ich that, wie der sich schaden soll;[2]) [442]
Nun, liebe Base, rate mir,
Gedenke unsrer Sippe
Und sag mir auch, wie steht's um dich?
Ich sollte trauern um dein Leid,
Trüg' ich nicht schwerern Kummer,

---

[1]) Vgl. o. V, 806 ff.

[2]) der den schaden hât, der entgegengesetzte Begriff von sælde und gelücke. Wie „Heil und Glück" kann dem Menschen auch das „Unglück" angeboren sein.

Als je ein Mann getragen.
Zu ungefüg ist meine Not."
Sie sprach: „So helfe dir des Hand,
Dem alle Not und Leiden kund;
Vielleicht vergönnt er's dir,
Daß eine Spur dich dahin führt,
Wo Munsalväsch' du siehest,
Darinnen deine Freude blieb.
Kundrie la Surziere ritt
Soeben erst von hinnen: leider
Fragt' ich nicht, ob sie zur Burg
Sich wandte, oder anderwärts.
Ihr Tier steht immer, wenn sie kommt,
Dort, wo der Quell dem Fels entströmt.
Ich rate dir, ihr nachzureiten,
Vielleicht hat sie es nicht so eilig,
So holst du sie in kurzem ein."
Da ward nicht lange mehr verweilt;
Der Held nahm Urlaub alsobald
Und wandte sich zur frischen Spur.
Doch Kundries Pferd ging einen Weg,
Der bald im Dickicht sich verlor
Und keine Spur mehr hinterließ:
Der Gral war wiederum verloren.
Nun laßt ihn reiten: doch wohin? [443]5
Bald kam entgegen ihm geritten
Ein Mann in voller Wehr.
Ein Wappenrock von großer Pracht
Lag über einem blanken Harnisch.
Der ritt schnurstracks auf Parzival
Und sprach: „Herr, mich verdrießt's,
Daß ihr euch einen Weg hier bahnt,
Ihr sollt gleich eine Warnung fühlen,
Nach der ihr euch nicht wieder sehnt!

Munsalväsche ist nicht gewöhnt,
Daß einer ihr so nahe reitet,
Er streite denn hart um sein Leben
Oder gäb' ein Sühnegeld,
Das vor dem Walde heißet Tod."
* Da dachte Parzival bei sich:
„Um mich wär's wohl geschehn, [444]4
Hätt' ich des Mannes Saat zertreten:
Maßlos wäre dann sein Zorn.
Zertret' ich doch nur wilde Farren!
Verläßt mich nicht mein starker Arm,
So zahl' ich für den Weg ein Pfand,
Das ihm die Lust nimmt, mich zu binden."
Da ließen sie die Rosse jagen. 12
Manches Stoßes Gegenwehr 15
War Parzivalens hohe Brust:
Der wußte seinen Stoß zu richten,
Daß er in der Helmschnur Knoten 20
Fuhr, wo man den Schild sonst hängt,
Wenn man Ritterspiele treibt.
Da flog von Munsalväsch' der Templer
In eine Schlucht vom Roß herab:
Das Lager taugt zum Schlafen nicht. 26
Dem Stoße nach schoß Parzival:
Das Roß war allzusehr im Schuß;
Es fiel hinab und ward zerschmettert.
Parzival griff mit der Hand
Noch einen Cedernast und fand [445]
Mit seinen Füßen bald den Fels. 4
Der Ritter eilt' in seiner Not 7
Da drüben auf der Halde fort.
Parzival stieg nun hinauf; 13
Da harrte sein des Gegners Roß, 16
Der Zügel hing hernieder:

Da hatt' es durchgetreten.
Auf saß der kühne Parzival
Und ritt — er wußte nicht wohin.
Die Schar von Munsalväsch' vermied
Mit ihm den Streit: Der Gral blieb fern.

Der Pilger.

Nun weiß ich nicht der Wochen Zahl, [446]3
Wie lange Parzival noch ritt
Auf Abenteuer wie bisher.
Ein dünner Schnee lag eines Morgens,
Doch war er stark genug,
Zu schaffen herben Frostes Weh.
Es war in einem tiefen Wald,
Da kam ein Ritter ihm entgegen
Mit altersgrauem Bart und Haar
Und lieblich mildem Angesicht:
Sein Weib war gleicher Farbe.
Auf bloßem Leibe trugen beide
Grobe, graue Röcke,
Wallfahrtend, um zu beichten.
Zwei Jungfraun, ihre Kinder,
Lieblich anzusehn,
Gingen auch in solchem Kleid.
Ihnen riet bußfert'ger Sinn,
Barfuß dazu zu gehen.
Parzival bot ehrfurchtsvoll
Dem grauen Ritter seinen Gruß:
Des Rat zum Heil ihm werden sollte.
Er mocht' ein Fürst wohl sein:

Den Frauen folgten kleine Bracken, [1])
Und friedsam, alles Stolzes frei,
Zogen Ritter und junge Knappen
Ihm nach auf dieser Gottesfahrt.
Der werte Degen Parzival [447]
Hatte besser sich beraten:
Seiner Rüstung reiche Zier
Strahlte ritterlich,
Gar ungleich jenem Kleid, 6
Das vor ihm trug der graue Mann.
Gleich lenkt' er aus dem Wege
Zur Seite hin das edle Roß,
Und grüßt' und fragte mit Bedacht 10
Die guten Leut' um ihre Fahrt:
Die hört' er nun aus liebem Mund.
Betrübt fragt' ihn der graue Mann,
Ob er die Sitte nie gelernt, 15
Daß er ungewappnet ritte,
Oder daß er barfuß ginge,
Diesen heiligen Tag zu ehren?
Da sprach Parzival zu ihm:
„Herr, mir fehlt jede Wissenschaft 20
Von des Jahres Lauf und Ziel,
Und wie der Wochen Zahl vergeht,
Und wie die Tage sind benannt:
Ich diente einem, der heißt Gott, 25
Eh' Schimpf und Schande seine Gunst,
Die vielgepriesne, mir verhängte.
Wankte doch nie von ihm mein Sinn,
Von dem man Hülfe mir verheißen:
Die hat sich schwach an mir erwiesen!"
Da sprach der graue Ritter: [448]

[1]) Kleine Jagdhunde, deren sich die Frauen auf der Jagd bedienten.

„Meint ihr Gott, den die Magd gebar?
Glaubt ihr, daß er Mensch geworden,
Und was er heut für uns erlitten,
Daß wir diesen Tag begehn,
So steht euch schlecht der Harnisch an.
Denn heute ist Karfreitag,
Des alle Welt sich freut
Und dabei doch in Thränen seufzt.
Wo sah man je so treue Lieb',
Als die Gott uns erzeiget,
Den ans Kreuz man für uns hing?
Herr, seid ihr ein Getaufter,
So muß euch solches Handels jammern:
Er hat sein heil'ges Leben
Für unsre Schuld dahingegeben,
Weil sonst der Mensch verloren war,
Durch seine Schuld verdammt zur Hölle.
Seid ihr nicht ein Heide,
So denket, Herr, an diese Zeit.
Reitet fort auf unsrer Spur:
Nicht allzu ferne wohnt von hier
Ein heil'ger Mann, der giebt euch Rat,
Wie eure Missethat ihr büßet.
Er spricht euch wohl von Sünden los,
Wollt ihr ihm Reu' bezeugen."
Da sprachen seine Töchter:
„Was willst du, Vater, an ihm strafen?
Was giebst du ihm für einen Rat
Bei diesem bösen Wetter?
Weis' lieber ihn, wo er sich wärme! [449]
Seine eisenstarren Arme,
Wie ritterlich und stark sie sind,
Uns dünkt doch, daß sie frieren;
Ein dreimal Stärkrer könnt' erfrieren.

Du hast hier nahebei
Zelt und wohlbedeckte Hütten,
Käm' zu dir der König Artus,
Dem wäre Speis' und Trank bereit!
Nun thu, wie's einem Wirt geziemt,
Und führ den Ritter mit dir heim!"
Da fiel der graue Ritter ein:
„Herr, meine Töchter reden wahr:
Jedes Jahr wallfahrte ich
Zu diesem Wald, ganz nah hiebei,
Es sei warm oder kalt,
Stets zu dessen Leidenszeit,
Der treue Dienste ewig lohnt.
Was ich an Speise hergebracht,
Das will ich ehrlich mit euch teilen."
Die beiden Mägdlein baten sehr
Mit herzlich gutem Willen,
Daß er bei ihnen bliebe:
Ehre sollt' er davon haben.
Um sich herum hört Parzival [450]9
Bitten nur und süße Worte
Von Vater, Mutter und den Kindern.
Er dachte: „Soll ich folgen?
Ich passe schlecht in diese Schar.
Die Jungfraun sind so schön,
Mein Reiten nähm' sich übel aus,
Da Mann und Weib zu Fuß hier geht.
Es schickt sich besser, daß wir scheiden,
Denn ich trage dem ja Haß,
Den sie von Herzen minnen
Und dessen Hülfe sie sich trösten!
Er hat an mir gespart sein Helfen
Und mich vor Sorgen nicht bewahrt."
„Herr und Frauen", hub er an,

„Laßt mich Urlaub von euch nehmen.
Ein gut Geschick vergönn' euch Heil
Und aller Freuden Fülle.
Ihr süßen Jungfrauen,
Euch lohne euer edler Anstand,
Da ihr mir gönntet gut Gemach;
Ich muß nun Urlaub von euch nehmen!"
Er grüßt' und jene neigten sich: [451]
Sie konnten Klagen nicht verschweigen.

Hin reitet Herzeloydens Sproß;
Da mahnt' ihn edle Manneszucht
An Demut und Barmherzigkeit:
Denn treuen Sinn[1]) vererbte ihm
Die junge Herzeloyde:
So hub sein Herz zu trauern an.
Nun erst dachte er daran,
Wer all' die Welt erschaffen,
Und wer sein Schöpfer wäre,
Und wie gewaltig der wohl sei.
Er sprach: „Hat Gott wohl Hülfe noch,
Die meinen Jammer wendet?
War er Rittern jemals hold,
Hat Ritterdienst er je gelohnt,
Oder hält er Schild und Schwert
Und rechten Mannesmut
So wert an mir, daß er mir helfe
Und mich von Sorgen scheide,
Und ist heut seiner Hülfe Tag,
So helf' er, wenn er helfen mag!"
Er wandte um und ritt zurück.
Noch standen jene leidbewegt,
Daß er von ihnen schied.

[1]) Vergl. Excurs I, 1.

Das lehrte sie Treuherzigkeit:
Die Jungfraun sahn ihm nach:
Und auch sein Herz bezeugt' es ihm,
Daß er sie gerne sähe,
Weil so schön ihr Antlitz strahlte.
Er sprach: „Ist Gottes Kraft so groß, [452]
Daß sie beide, Tier und Menschen,
Führen kann den rechten Weg,
So will ich seine Macht wohl preisen.
Hat solche Hülfe Gottes Kunst,
So weise sie dies treue Roß,
Wie's meiner Reise frommt;
So wird sich zeigen, ob er gütig:
Geh nach Gottes Willen denn!"
Damit legte er dem Roß
Den Zügel an die Ohren vorn
Und trieb es mit den Sporen.
Da ging es nach Fontane Salväsche,
Wo Orilus den Eid empfing. [1])

Die Ankunft.

Dort saß der fromme Trevrezent,
Der manchen Montag übel aß
Und so die ganze Woche that. [2])
Er hatte gänzlich sich versagt
Jedweden Wein, sogar das Brot.
Noch mehr gebot ihm sein Gelübde:
Keiner Speise, Fisch noch Fleisch,
Und was nur Blut trägt, lüstet' ihn;
So war sein heil'ges Leben.

[1]) Vergl. S. 125.

[2]) Der mit Fasten die Woche anfing und vollendete.

Gott beschert' ihm solchen Sinn:
Für die sel'ge Schar des Himmels
Machte sich der Herr bereit,
Litt fastend Not und mit dem Teufel
Stritt seine lautre Seele.
Bei dem erfährt nun Parzival
Des Grals geheimnisvolle Märe.
Der Klausner sprach zu ihm: [456]5
„O weh, Herr, daß ihr also thut
In dieser heil'gen Zeit!
Hat ein fährlicher Streit
In Harnisch euch getrieben?
Oder seid ihr ohne Fehde?
Dann stünd' euch besser ander Kleid,
Erlaubt es euch vermeßner Sinn.
Nun wollt absitzen, lieber Herr,
Das wird euch nicht verdrießen,
Wärmt euch an einem Feuer!
Hat euch Abenteuerdrang
Ausgesandt um Minnesold,
Und seid ihr rechter Minn' ergeben,
So minnt, wie euch die Minne führt,
Die Minne, mein' ich, dieses Tags:
Hernach dient auch um Weibes Gruß! —
Steigt ab, ich bitt' euch herzlich."
Da stieg der starke Parzival
Alsbald vom Pferd und stand vor ihm
In ritterlicher Zucht.
Er that ihm von den Leuten kund,
Die ihn daher gewiesen
Und seinen Rat ihm priesen.
Dann sprach er: „Herr, nun gebt mir Rat,
Ich bin ein Mann, der Sünde hat."
Da sprach der Wirt: „Ich rat' euch gern. [457]3

Gebt mir den Zaum in meine Hand. [458]13
Dort unter jenem Felsendach
Soll euer Roß in Ruhe stehn."
Der Gast wollt' es nicht leiden,
Daß er des Rosses Zaum empfing.
Doch der fromme Klausner sprach:
„Eure Zucht erlaubt euch nicht,
Ist sie anders makellos,
Daß ihr mit dem Wirte streitet."
Da ließ er ihm den Zügel.
Er zog das Roß nun unter'n Fels,
Wohin die Sonne selten schien.
Der Marstall war seltsam genug:
Sprudelnd ging hindurch ein Quell.
Parzival stand auf dem Schnee: [459]
Schwachem Manne schüf' es Not,
Wenn er Harnisch trüge
Und der Frost so an ihn schlüge.
Ihn führt' der Wirt in eine Höhle,
Wohlverwahrt vor Windeszug;
Da lagen glühende Kohlen:
Die ließ der Gast sich wohlgefallen.
Der Wirt entzündet eine Kerze
Und der Held entwappnet sich.
Er saß auf Heidekraut und Reisig;
So wurden ihm die Glieder warm,
Und lichte Farbe kehrte wieder.
Er mochte wohl waldmüde sein,
Denn wenig Straßen sah er doch,
Und obdachlos lag er die Nacht
Im Wald, des Tages harrend.
Nun fand er hier getreuen Wirt.
Da lag ein Rock, den zog ihm an
Der Wirt und führt' ihn weiter

Zu einem Raum, da lagen
Die Bücher, drin der Klausner las.
Da stand auch nach des Tages Brauch
Entblößt ein Altar,[1]) drauf der Schrein,
Den er sogleich erkannte,
Auf den er einst mit Mund und Hand
Den unverfälschten Eid geschworen,
Davon Jeschutens Leid
In Liebe ward verkehret
Und neues Glück gemehret.
Er sprach: „Herr, dieses Schreins Gestalt [460]2
Erkenn' ich, denn ich schwur darauf
Einst, als ich hergekommen.
Dabei auch fand ich einen Speer,
Bemalt, den nahm hier meine Hand.
Der hat mir Preis erworben.
Nun sagt mir, Herr, wie lang ist's her,
Daß ich den Speer genommen?"
Da sprach der fromme Trevrezent:
„Ihn hatte Taurian vergessen,
Mein Freund, das hat er mir geklagt.
Fünfthalb Jahre und drei Tage
Ist's, daß ihr ihn hier genommen."
Im Psalter[3]) zeigt' er ihm die Zahl
Der Jahre und der Wochen,
Die inzwischen hingegangen.

[1]) Nach dem Brauch des Karfreitags ohne Altarbekleidung. Die alte Kirche sah im Altare ein Symbol Christi. Wie nun Christus am Karfreitage „aller Gestalt und Schöne" beraubt wurde, so sollte dies symbolisch am Altare geschehen. — Auch heute noch findet diese Entkleidung in der katholischen Kirche statt, und nur für die Zeit des Gottesdienstes wird Decke und Schmuck wieder aufgelegt.

[3]) salter = Psalterium. Dasselbe enthielt vorn einen Kalender.

„Nun hab' ich erst erfahren,"
Sprach Parzival, „wie lang ich fahre
Weisungslos und glückverlassen.
Freude ist mir gar ein Traum: [461]
Mich drückt des Kummers schwere Last.
Herr, ich künde euch noch mehr:
Wo Kirchen oder Münster stunden,
Darin man Gottes Ehre preist,
Da sah mich nie ein Auge
Seit eben jener Zeit:
Ich suchte nichts als Streiten.
Auch trag' ich Gotte großen Haß;
Er war Berater meiner Sorgen,
Die ließ er allzugut gedeihn:[1])
Lebendig ward mein Glück begraben.
Hätte Gott noch Kraft zu helfen,
Welch Anker wäre meine Freude?
Die sinkt in meines Leidens Tiefe.[2])
Ist mein mannlich Herz jetzt wund,
Und bleibt es nicht davor bewahrt,
Daß Trübsal ihren Dornenkranz
Mir drückt auf meinen Ruhm,
Den Schildesamt mir hat erstritten
Wider wehrliche Degen, —
Das rechn' ich dem zur Schande,
Der aller Hülfe mächtig ist,

---

[1]) Ironisch im Sinne von „väterlicher, fördernder Berater". Das Original hat hier tote, d. i. „Taufpathe":

wand er ist mîner sorgen tote
die hât er alze hôhe erhaben —

ein Wortspiel zwischen „erheben = fördern und „aus der Taufe heben".

[2]) Mein Lebensschiff hat an der Freude keinen Halt, denn diese versinkt im Leide, wie der Anker in der grundlosen Tiefe des Meeres.

Und der, mit Hülfe stets bereit,
Mir doch nicht hat geholfen!“

Gottes Liebe und menschlicher Hochmut.

Der Wirt erseufzt' und sah ihn an; 27
Dann sprach er: „Herr, habt ihr Verstand,
So müßt ihr Gott vertrauen:
Er hilft euch, weil er helfen muß,
Gott woll' uns helfen beiden! [462]
Nun, lieber Herr, erzählt mir doch
— Doch, bitt' ich, setzt euch erst —
Einfältiglich und unumwunden,[1])
Wie anhub euer Zorn, 5
Davon Gott euern Haß gewann.
Doch eh ihr eure Klag' erhebt,
Vernehmt mit wohlgesinntem Herzen
Seine Unschuld gleich von mir:
Er ist immer hilfbereit. 10
Wär' ich auch ein Laie,
Des heil'gen Buchs wahrhafte Mär
Könnt' ich doch durchaus verstehn,
Wie der Mensch beharren soll
Im Dienst um dessen mächt'ge Hülfe, 15
Den stete Hülfe nie verdroß,
Wo die Seele sinken will.
Seid getreu ohn' alles Wanken,
Da Gott selbst die Treue ist:
Ihm war die Falschheit stets verhaßt. 20
Das müssen wir ihm danken.

[1]) sagt mir mit kiuschen witzen, vgl. Excurs I, 2.

Er hat viel für uns gethan,
Denn der Allerhöchste ward
Uns zu lieb zum Menschenbild.
Er heißt und ist die Wahrheit;
Leidig ist ihm falscher Sinn:
Das sollt ihr wohl bedenken.
Er hat niemand noch verlassen.
Schreibt's euch fest in Herz und Sinn,
Hütet euch, von ihm zu wanken.
Nimmer zwingt ihr ihn durch Zorn: [463]
Wer gegen ihn in Haß euch sieht,
Wähnt leicht, ihr seid von Sinnen.
Bedenkt, wie's Lucifern erging
Und seinen Kampfgesellen!
Sie waren ohne Zorn geschaffen:
Herr, wo fanden sie den Kampfgrimm,
Der den endlos Streitenden
Erwirbt der Hölle bittern Lohn?
Astiroth und Belcimon,
Belet und Radamant
Und andre, die mir wurden kund,
Die ganze lichte Himmelsschar
Ward durch neidlichen Zorn zu Teufeln.[1])
Als Lucifer zur Hölle fuhr,
Entstund der Mensch von Fleisch und Bein.
Gott bildete aus Erde

[1]) Astiroth = Astarte, eine in der heil. Schrift oft mit Baal zusammen erwähnte semitische Gottheit. Belcimon = Baal-Schemen, oder Samin (Schamaim), syrische Gottheit; Belet = Baal; Radamant, der griechische Richter der Unterwelt — alle aus talmudischer Tradition. Trevrezent spielt auf die seit Hieronymus in der alten Kirche überlieferte Lehre an, daß der Teufel (Lucifer) und seine höllischen Geister ursprünglich bevorzugte, mächtige Engel waren, die sich gegen Gottes Allmacht auflehnten und deshalb verdammt wurden. Klopstock hat diesen Vorgang im zweiten Gesange des Messias ausführlich dargestellt.

Adamen, den reinen:
Aus Adams Leibe nahm er Eva,
Die uns brachte Ungemach,
Da sie des Schöpfers Wort nicht hörte
Und unser Heil zerstörte.
Von ihnen kam menschliche Frucht:
Einem riet sein Ungenügen,
Daß er in hoffärt'ger Gier
*Der Mutter Erde reinen Schoß
*Zuerst mit Blut befleckte. [1])
Da hub zuerst sich Zorn und Neid: [464]
Sie währen fort von jener Zeit.
Von Adams Geschlechte [465]
Kam uns Leid und Wonne:
Nicht verschmähte unsre Sippe
Der, dem alle Engel dienen;
Aber auch der Sünden Last
Hieß uns solche Sippe tragen.
Drob erbarme sich die Macht
Des, dem Erbarmen nimmer fehlt,
Seit er, aus Liebe Mensch geworden,
Getreulich wider Untreu stritt.
Ihr müßt den Zorn vergessen,
Sonst verwirkt ihr euer Heil.
Für Sünde müßt ihr Buße thun,
Und laßt verwegne Rede:
Denn wer sein Leid will rächen
Mit maßlosem Wort,[2])
Den hat — das künd' ich euch —

[1]) Nämlich Kain, indem er Abel erschlug. Alles dies führt Trevrezent an, um Parzival zu zeigen, daß Selbstüberhebung und Unzufriedenheit die Wurzel aller Sünde sei. Neben diesem Leid aber, so fährt er V. 681 fort, hat uns Adams Geschlecht auch das Heil gebracht.

[2]) daz er unkiusche sprichet vgl. Excurs I, 2.

Der eigne Mund gerichtet.
Seht alte Mär für neue an,
Daß sie euch lehr' getreuen Sinn.
Plato, der Heilverkünder,[1])
Sprach zu seinen Zeiten,
Und Sibylle, die Prophetin[2])
Ohne Fehl und Trug,
Hat manches Jahr vorausgesagt,
Uns sollte wahrlich kommen
Für die höchste Schuld ein Pfand.
Uns führte aus der Hölle
Der Gottesminne starke Hand:
Die Hoffartstolzen[3]) ließ er dort.
Diese süßen Märe [466]
Künden uns den wahren Minner.
Der ist ein durchleuchtig Licht
Und wankt in seiner Minne nicht.
Wem er seine Minne schenkt,
Dem wird gar wohl dabei.
Die Menschen aber teilen sich:
Beides können sie erwerben,
Seinen Zorn und seine Minne.
Nun prüft, was besser frommt.
Der Sünder ohne Reue
Will die Liebe Gottes nicht;
Wer aber büßt der Sünden Schuld,
Der dient um reicher Minne Huld:[4])
Die giebt, der durch Gedanken dringt.[5])

[1]) der pareliure Plato. Plato ward von den Kirchenvätern als Vorläufer Christi betrachtet.

[2]) Man kannte im Mittelalter sehr viele Weissagungen der Sibylle auf Christus.

[3]) die unkiuschen.

[4]) Bild ist der minnewerbende Ritterdienst.

[5]) der durch gedanke vert, Umschreibung für Gott.

Kein Sonnenstrahl sieht in Gedanken,
Und ohne Schloß ist der Gedanke
Vor aller Kreatur bewahrt.
Gedankens Dunkel leuchtet nicht,
Die Gottheit aber ist das Licht:
Sie blitzt auch durch die Herzens-Wand;
Sie nimmt den Anlauf ungesehn,
Daß niemand klirren hört noch klingen,
Wenn er auf die Herzen trifft.[1])
Kein Gedanke ist so schnell,
Der nicht ergründet wär', noch eh
Er vor des Herzens Schwelle kommt.
Und nur dem Reinen ist Gott gnädig!
Da Gott Gedanken so durchspäht,
Weh unsern schlechten Werken!
Wer Gottes Gruß mit seinen Werken [467]
Verwirkt, daß Gott sich schämen muß,
Was kann weltliche Zucht dem helfen?[2])
Wo ist seiner Seele Zuflucht?
Wollt ihr Gott nun kränken,
Der zu beidem ist bereit,
Zur Minne und zum Zorne,
So seid ihr der Verlorne.
Nun wendet euer hart Gemüt,
Daß er die Frömmigkeit euch lohne!"
Da sprach Parzival zu ihm:
„Herr, von Herzen bin ich froh,
Daß ihr mich über den beschieden,
Der nichts unvergolten läßt,
Das Laster noch die Tugend.[3])
Ich brachte meine Jugend hin

[1]) Bild vom Anrennen im Turnier.
[2]) Das spricht Trevrezent mit direkter Beziehung auf Parzival.
[3]) tugent ist mhd. Tüchtigkeit im weitesten Sinne.

Mit Sorgen bis auf diesen Tag:
Mir brachte treuer Sinn nur Kummer." [1])
Doch wieder sprach der Wirt:
„Verhehlt ihr's nicht, so hört' ich gern,
Was euch für Sorgen drücken.
Wollt ihr mir die entdecken,
So geb' ich euch vielleicht noch Rat,
Den ihr bei euch nicht findet."
Da beschied ihn Parzival:
„Mein höchstes Leid ist um den Gral,
Das andre um mein ehlich Weib:
Nie säugte einer Mutter Brust
Ein schöner Menschenkind auf Erden!
Nach denen steht mein Herz und Sinn."
Der Wirt sprach: „Herr, da sprecht ihr wohl. [468]
Ihr leidet Kummer rechter Art,
Wenn ihr um euer ehlich Weib
Der Sehnsucht Qual im Herzen tragt.
Habt ihr in rechter Eh' gelebt,
So mag der Hölle Weh euch treffen, —
Eure Pein wär' schnell geendet;
Von den Banden alsobald
Wärt ihr frei durch Gottes Hülfe.
Ihr sagt, ihr sorgt euch um den Gral,
Thörichter Mann, das muß ich klagen.
Niemand kann den Gral erjagen,
Als der im Himmel ist bekannt,
Daß er zum Gral berufen ist.
Das muß ich euch vom Gral bezeugen:
Ich weiß es, sah es wahrlich selbst."

---

[1]) daz ich durch triuwe kumbers pflac. — Was Trevrezent von ihm verlangt, ist triuwe gegen Gott. Die glaubt Parzival gehalten zu haben, aber sie hat ihm nur Kummer gebracht.

Parzival sprach: „Wart ihr dort?“
„Herr,“ gab der Wirt zur Antwort, „ja.“
Parzival verschwieg ihm sorglich,
Daß auch er einst dort gewesen:
Er fragt' ihn um die Kunde,
Wie es stünde um den Gral.

Der Gral.

Der Wirt sprach: „Mir ist wohl bekannt,
Daß mancher tapfre Rittersmann
Zu Munsalväsch beim Grale wohnt.
Die pflegen durch die Welt
Auf Abenteu'r zu reiten.
Was diesen Tempelrittern
Auf solcher Fahrt beschieden ist,
Das tragen sie für ihre Sünden.
Nun will ich euch verkünden, [469]
Wovon die edle Schar sich nährt.
Sie leben von einem Steine,
Der ist gar reiner Art.
Ist euch der noch unbekannt,
So hört nun seinen Namen.
Er heißt Lapsit exillis.[1])
Von dieses Steines Kraft verbrennt
Der Phönix, daß er Asche wird;
Die zeugt ihm neu verjüngtes Leben.
Das ist des Phönix Mauserzeit,
Die giebt ihm solchen lichten Schein,
Daß er schöner wird, als je.

[1]) Vgl. hier und für die folgende Ausführung Einleitung III, 5.

Wär' einem Menschen noch so weh,
Er stürbe nicht desselben Tags,
Da er den Stein gesehen hat,
Und noch die nächste Woche nicht.
Auch bleibt sein Antlitz ihm so frisch
Und seines Leibes Farbe,
Wie er den Stein gesehen
In seiner besten Zeit.
Und sähen Männer oder Weiber
Diesen Stein zweihundert Jahr,
Das Haar nur würde ihnen grau.
Der Stein giebt solche Kraft dem Menschen,
Daß ihm Haut und Fleisch und Bein
Frisch und jung wird alsobald.
Dieser Stein wird Gral genannt.
Zu dem kommt eine Botschaft heut,
Darin liegt seine höchste Kraft.
Heute ist Karfreitag, [470]
Da sieht man dort wahrhaftiglich,
Wie eine Taube sich vom Himmel
Schwingt und zu dem Steine bringt
Eine Oblate, klein und weiß.
Die läßt sie auf dem Steine:
Dann hebt sie leuchtenden Gefieders
Sich wieder auf zum Himmel.
Jeden Karfreitag thut sie so
Dem Stein, wie ich's euch sagte.
Davon empfängt er alles Gut,
Was auf der Erde je entsproß
Von Trank und Speise, unerschöpflich
Wie Paradieses Herrlichkeit.
Und mehr noch als die Erde zeugt:
Der Stein giebt auch dazu,
Was unterm Himmel lebt und webt,

In Wasser, Luft und auf der Erden.
Solche Pfründe giebt der Gral
Der ritterlichen Bruderschaft.

Nun hört auch, wie die werden kund,
Die für den Gral erwählet werden.
An des Steines Rande
Kündet wundersame Schrift
Namen und Geschlecht
Des, dem die sel'ge Fahrt vergönnt.
Die Schrift braucht niemand wegzuschaben:
Hat den Namen man gelesen,
So zergeht sie vor den Augen.
Mägdlein oder Knaben,
Alle kamen hin als Kinder, [471]
Die nun erwachsne Leute sind.
Der Mutter Heil, die solches Kind
Gebar, das dorten dienen soll!
Arme oder Reiche,
Alle freu'n sich gleicherweise,
Geht an sie der Ruf, zu senden
Ihre Kinder zu der Schar:
Man holt sie her aus allen Landen.
Vor Sünd' und Schande sind sie dort
Behütet immerdar;
Im Himmel harrt ihr ew'ger Lohn:
Wenn sie aus diesem Leben scheiden,
Wird ihnen dort die Seligkeit.
Zu diesem Stein hernieder mußte
Vom Himmel auf die Erde
Eine werte Schar:
Die Engel edler Art,
Die auf keiner Seite fochten,
Als Lucifer und Gott der Herr

Den grimmen Streit erhuben.[1])
Der Stein blieb immer rein.
Weiß nicht, ob ihnen Gott verzieh,
Ob er sie ganz verstoßen hat;
Vielleicht nahm er sie wieder auf.
Seitdem pflegen nun des Steins,
Die Gott dazu erwählte
Und berief durch seinen Engel.
Herr, so steht es um den Gral."
Da sprach der kühne Parzival:
„Kann Ritterschaft dem Leibe Ruhm [472]
Und auch der Seel' das Paradies
Mit Schild und Speer erjagen:
Mein Sehnen war stets Ritterschaft.
Ich stritt, wo ich nur Streiter fand:
So ist mein wehrhaft starker Arm
Ganz nahe schon dem Ruhmeskranz.
Weiß Gott, was Streiten heißt,
So soll er mich zum Gral ernennen,
Daß sie mich recht erkennen:
Streit versagt nie meine Hand!"
Drauf sprach der demutreiche Wirt:[2])
„Dort müßte euch bescheidner Sinn
Vor Hoffart ganz bewahren;
Leicht verführte euch die Jugend,
Daß ihr der Demut Kraft zerbrächet:
Hoffahrt brachte stets zu Fall."
Als er so der Mär gedachte,
Die er jetzt erzählen wollte,
Füllt' mit Thränen sich sein Blick.

[1]) Also die neutralen, die weder kalt noch warm sind, wie es Offb. Joh. 3, 15 heißt, und die daher Gott „ausspeit aus seinem Munde". Vgl. o. V. 655 ff.

[2]) sîn kiuscher wirt.

Er gedachte der Geschichte des unglücklichen Anfortas, [472]21 bis [474]22 aber indem er so sprach, erinnerte er sich, daß er an Parzivals Roß, das von Titurel auf Frimutel, seinen und Anfortas' Vater, vererbte Gralswappen, die Turteltaube, gesehen habe. Er vermutete in Parzival daher Lähelin, der vor kurzem einen Gralsritter erschlagen und dessen Roß genommen hatte. Indem er ihn aber genau ansah, fiel ihm Parzivals große Ähnlichkeit mit dem Gralsgeschlechte auf, und so fragte er überrascht, die beabsichtigte Erzählung von Anfortas unterbrechend, wer er sei und woher er komme.

Die erste Schuld.

Da sahn sie fest sich in das Auge. [474]25
Parzival hub also an:
„Mein Vater, Herr, hieß Gahmuret. [475]
Schließt künftig ihn in eu'r Gebet,
Ein Anjou war er von Geschlecht;
Ich aber bin nicht Lähelin.
Nahm ich je toten Gegners Roß,[1])
War's, als mich Einfalt noch umfing.
Es ist jedoch von mir geschehn.
Ich muß mich selbst der Sünde zeihn:
Ithern von Kukumerland
Hat meine sünd'ge Hand geschlagen:
Ich legte tot ihn in das Gras
Und nahm da, was zu nehmen war."
„Weh, böse Welt, wie thust du so!"
Sprach der Wirt, unfroh der Märe,
„Du giebst den Leuten Herzeleid
Und viel mehr Not und Jammer
Als Freude, weh, was ist dein Lohn?
So endet deines Liedes Ton!"
Dann sprach er: „Lieber Neffe,

[1]) genam ich ie den rêroup, hier auf das Roß des Gralsritters, dann auf das Ithers bezogen.

Was soll ich dir nun raten?
Du hast dein eigen Fleisch erschlagen,[1])
Aus einem Blute stammt ihr beide.
Trittst du mit dieser Schuld vor Gott,
Und hält Gott dann gerecht Gericht,
So büßt ihm nur dein eignes Leben!
Was willst du geben zum Ersatz
Für Ithern von Gaheviez?
Der rechten Ehre Lohn und Zier,
Die höhern Wert der Welt gegeben,
Ließ Gott an ihm erscheinen.
Das Laster war sein größtes Leid; [476]
Er war der Treue süßer Balsam.
Nie fand ihn Schande in der Welt:
Der Ehre Hofburg war sein Herz.
Dich müßten alle Frauen hassen
Um seinen minniglichen Leib:
In ihrem Dienste lebt' er ganz,
Und aller Augen strahlten,
Die je ihn sahn, von seiner Süße.
Mag es Gott erbarmen,
Daß du schufest solche Not!
Den Tod gabst du auch meiner Schwester,
Deiner Mutter Herzeloyde!
„Das wolle Gott nicht, lieber Herr,
Was sagt ihr da?" sprach Parzival,
„Wär' ich nun auch Herr des Grals,
Mir könnt' er nicht das Leid vergüten,
Das ich jetzt vernommen.
Bin ich eurer Schwester Kind,
So treibt kein Spiel mit mir,

[1]) Ither war, wie Trevrezent später (L. 498, 13) erzählt, Gahmurets Neffe, also Parzivals Vetter gewesen. Dieser Verwandtenmord ist Parzivals Schuld. Vgl. Einleitung III, 1 u. 2.

Und sagt mir ohne Trug und List,
Ist beides wahr, was ihr gesagt?"
„Wahrlich," sprach der fromme Mann,
„Ich lernte niemals trügen:
Deiner Mutter treues Lieben
Warb ihr den Tod, als du geschieden.
Du warst das Tier, das sie da säugte,
Der Drache, der da von ihr flog.
So war's im Schlaf ihr widerfahren,
Eh' die Süße dich gebar.[1])
Bedrückten Herzens künd' ich dir's: [499]18
Du trägst zwei große Sünden;
Ithern hast du erschlagen, 20
Der Mutter Tod fällt dir zur Last,
Denn vom Leben schied sie nur
Der Schmerz um dich, ihr einzig Kind,
Daß du leichtherzig sie verlassen.
Nun folge meinem Rate: 25
Büße deine Schuld
Und sorge um dein Ende,
Daß deiner Buße irdisch Mühn
Der Seel' erwerbe ew'gen Frieden!"
*Nun höre mehr von unsrer Sippe.
Meine Schwester Schoysiane [477]2
Gebar ein Kind und ließ ihr Leben.
Der Herzog Kyot war ihr Mann.
Sigunen, ihr Töchterlein, 7
Befahl man deiner Mutter.
Schoysiane muß mich ewig schmerzen,
Sie war weiblicher Güte voll, 11
Die Arche in unkeuscher Flut.
Keuschheit pflegt auch eine Jungfrau, 14

[1]) Vgl. S. 13.

Meine Schwester Repanse de Schoye,
Die Hüterin des Grales.
Ihr und mein Bruder ist Anfortas; 19
Den hat ein wundersam Geschick 26
Dem Feind zum Ziel erkoren.
Das will ich dir nun künden.

Anfortas.

„Als Frimutel, mein Vater, [478
Im Kampfe fiel, erwählte man
Seinen ält'sten Sohn zum Herrn
Des Grals und seiner Ritterschaft.
Das war mein Bruder Anfortas, 5
Der war der reichen Krone wert,
So jung wir beide waren.
Als mein Bruder nun den Flaum
Ums Kinn entsprießen fühlte,
Zwang ihn bald der Minne Streit. 10
So plagt sie auch den besten Freund:
Das bringt ihr wenig Ehre.
Begehrt des Grales König Minne
Wider Grales Recht,
So findet er nur Not und Qual 15
Und seufzerreiches Herzeleid.
Mein Herr und Bruder wählte sich
Eine Freundin, wie ihn däuchte,
Schön und von reinen Sitten.
Wer sie war, das steh' dahin.[1]) 20

[1]) Es war Orgeluse, welcher später Gawan nachzog (Buch X.), und welcher Parzival widerstand (Buch XII).

Ihrem Dienst ergab er sich,
So daß ihn Zagheit nie beschlich.
Von seinem weit berühmten Arm
Ward löchricht mancher Schildesrand,
Und Abenteuer ohne Zahl
Bestand er: nimmer ward bekannt,
Daß in ritterlichen Landen
Einer höhern Preis gewann.
„Amor" war sein Feldgeschrei.
Zur Demut freilich ist der Ruf [479
Nicht eben allzugut.
Einst ritt allein der König,
Zu Schmerz und Leid der Seinen
In Minnebanden ganz verstrickt,
Auf Abenteuer aus.
Er folgte nur der Minne Steuer.
Da ward er in einer heißen Tjost
Von einem vergifteten Speere wund,
So daß er nimmer mehr genas.
Ein Heide war's, der mit ihm stritt,
Von gleicher Lust getrieben.
Der hatte feste Zuversicht,
Daß er den Gral erwürbe.
Sein Name stund auf seinem Speer:
Er suchte fernhin Ritterschaft
Und strich weit über Meer und Land,
Gelockt vom Wunder des Grales.
Dahin war unsre Freude nun;
Doch mußten wir noch rühmen
Deines Oheims Kraft und Mut.
Des Speeres Eisen in dem Leib,
Kam heim der junge Held.
Da hörte man gar kläglich Weinen.
Der Heide lag am Platze tot: [480]

Den sollen wir nicht beklagen.
Als nun der König kam so bleich
Und seine Kräfte ihn verließen,
Griff ein Arzt ihm in die Wunde,
Fand, daß mit des Speeres Eisen,
Auch ein Teil des röhr'nen Schafts
In der Wunde war geblieben:
Der Arzt gewann sie beide wieder.
Da fiel ich nieder zum Gebet,
Gelobend dem allmächt'gen Gott,
Daß ich aller Ritterschaft
Hinfort entsagen wollte,
Wenn er, sich selber ehrend, hülfe
Meinem Bruder aus der Not.
Auch schwur ich ab Fleisch, Wein und Brot
Und alles, was Blut in sich trägt;
Mich sollt' es nimmer lüsten.
Das schuf der edeln Ritterschaft,
Lieber Neffe, neues Leid,
Daß ich von meinem Schwerte schied.
Sie sprachen: „Wer soll schirmen
Des Grales hehre Wunder nun?"
Da wurden lichte Augen naß.
Man trug den König alsobald
Zum Gral, ob Gott ihm helfe;
Doch der ward, als er ihn erblickt,
Ihm eine Quelle neuer Leiden,
Weil er nun nicht sterben konnte. [1])
Er mußte ferner leben,
Da ich mich ergeben hatte [481]
Diesem armseligen Leben,
Und des Geschlechtes Herrlichkeit
Auf seiner schwachen Kraft beruhte.

[1]) Vgl. o. V. 815 ff.

Die giftige Wunde des Königs zu heilen, versuchten nun die Gralsritter unter Trevrezents Leitung alles, was man nur in Arzneibüchern finden konnte: Alle Kräuter, die gegen giftige Schlangenbisse angewendet wurden, das Wasser der vier Paradiesesflüsse,[1] an ihrem Ausfluß aus dem Paradiese geschöpft, das Reis, das Äneas in der Unterwelt zum Schutz gegen das höllische Feuer geführt habe,[2] das Blut des Pelikan,[3] das Herz des Einhorns,[4] den Karfunkel, der unter dem Horne dieses Tieres wächst, die Natterwurz, welche auf den Sternenlauf Einfluß haben sollte. Mit letzterer versuchte man es, weil die größten Schmerzen jedesmal mit dem Mondwechsel eintraten.[5] [481]5 bis [483]18

„Wir lagen täglich auf den Knien, [483]19
Inbrünstig flehend vor dem Grale.
Da sah'n wir einst geschrieben,
Ein Ritter sollte kommen:
Würde der hier Fragen thun,
Dann löse sich des Königs Leid;
Doch, wenn ihm eine Weisung würde,
Von Kind, Magd oder Mann,
So wär' dahin der Frage Kraft,
Und schlimmer stünd' es als zuvor.
„Auch hilft die Frage nimmermehr, [484]
Fragt er nicht bis zur ersten Nacht:
Doch wenn er fragt zur rechten Zeit,
So ist des Grales Krone sein:
Dann hat des Allerhöchsten Huld
Des Königs Leid gewendet.

[1]) Vgl. I. Mose 2, 11—14. Hier und im folgenden ist Sage und Aberglaube, gelehrte und poetische Überlieferung in ausgiebiger Weise benutzt.

[2]) Vgl. Heinrichs von Veldecke Eneit (Behaghel) 2786 ff.

[3]) Wegen seiner triuwe, denn er nährt seine Jungen mit seinem Herzblute, indem er selbst stirbt.

[4]) Es galt als das keusche Tier und konnte nur dadurch gefangen werden, daß es, durch seine Vorliebe für reine Jungfrauen angezogen, im Schoße einer solchen einschlief.

[5]) Vgl. die spätere ausführliche Erklärung Trevrezents (S. 206) und zu dem ganzen Einleitung III., 2 u. 4.

Anfortas ist genesen,
Doch König darf er nicht mehr sein."
So lasen wir am Grale.
Da strichen wir auf seine Wunden 13
Alle Salben, alle Säfte,
Die den Wunden Lindrung bringen;
Ich aber zog hieher 19
Und finde wenig Freude mehr.
Ein Ritter ist seitdem gekommen;
Ach, wär' er lieber fortgeblieben!
Er ging mit Sünden wieder fort; [473]14
Er sah das jammervolle Leid [484]25
Und sprach doch nicht zum Wirte:
„Herr, wie steht's um eure Not?"
Einfalt hielt ihn gefangen.
So bracht' er sich um Heil und Glück."

Umkehr und Beichte.

Jetzt nahte auch die Mittagszeit. [485]2
Der Wirt sprach: „Laß uns Nahrung suchen.
Dein Roß ist auch noch nicht versorgt.
Ich selber habe nichts zu geben, 5
Will Gott uns nicht beraten."
Sie gingen aus, der Speise nach. 15
Für Futter sorgte Parzival.
Der Wirt grub Wurzeln für sie beide.
Wieviel er grub, aß er doch keine
Vor der None; an die Stauden 25
Hing er sie und suchte mehr.
Zu Gottes Ehre aß er nichts
Gar manchen Tag, wenn an den Stauden

Er seine Speise nicht mehr fand.
Die zwei Gesellen verdroß es nicht, [486]
Sie gingen zu dem frischen Quell
Und wuschen Kraut und Wurzeln.
Selten lachte da ihr Mund.
Parzival trug Laub und Gras 7
Fürs Roß. Dann gingen sie zurück
Zum Reisigsitz am Feuer.
Da war gesotten noch gebraten.
Doch Parzival war seinem Wirt 13
So herzlich gut, daß ihn die Pflege
Noch besser däucht', als Gurnemanz
Und Munsalväsch es einst ihm bot.
„Neffe," sprach der treue Mann, 22
„Verschmähe diese Speise nicht;
Du find'st so leicht wohl keinen Wirt,
Der's dir so von Herzen gönnte." 25
Parzival sprach: „Gottes Gruß 27
Sei mir fern, wenn je ich nahm
Besser Mahl von einem Wirt."
Wollte man bei solchem Kropf [487]6
— Wär' ich ein Falke — mit mir beizen,
Gleich stieg' ich beutegierig auf
Und zeigte meine Schwingen!
Doch was spott' ich der Getreuen? 11
Alte Unart riet mir das.
Ihr habt gehört, was sie beschwerte. 15
Alle ihre Traurigkeit 17
Kam von herzlich treuem Lieben,
Aller Schuld und Fehle frei.
Und von des Höchsten Gnad' und Huld 20
Empfingen sie dafür den Lohn:
Gott war und ward noch beiden hold.
Nun hört ein neues Klagen.

Sie ſtunden auf und gingen
Zum Roſſe in den Stall.
Da ſprach, als ſie das Roß beſorgten, [1488]
Zu ſeinem Wirte Parzival:
„Lieber Herr und Oheim, hört,
Dürft' ich's vor Beſchämung wagen,
Ich müßt' euch wohl mein Unglück klagen.
Eure Güte mag's verzeihn,
Zu euch flieht mein vertrauend Herz.
Ich habe ſchwer gefehlt,
Wollt ihr mich das entgelten laſſen,
So kann mich nichts mehr tröſten,
Nichts mehr von meinem Leid erlöſen.
Beklagt die Thorheit meiner Jugend
Und ſteht mir bei mit treuem Rat:
Der nach Munſalväſche kam
Und dort den bittern Jammer ſah,
Und der doch nicht gefragt,
Das bin ich unglückſel'ger Mann:
So hab' ich Armer mißgethan!"

Troſt und Abſolution.

Der Wirt ſprach: „Weh, was ſagſt du da?
Nun müſſen wir aus tiefem Herzen
Die Klage laut erſchallen laſſen
Und der Freude ganz entſagen,
Da dich die Einfalt ſo betrog.
Gab Gott dir doch fünf Sinne!
Die haben ihren Dienſt geſpart!
Sie hörten nicht des Mitleids Stimme,
Als du in jener Stunde

Anfortas' Wunden schautest! —
Doch will ich Rat dir nicht versagen: [489]
Laß dich nicht allzusehr beschweren.
Du mußt in rechten Maßen
Klagens pflegen, vom Klagen lassen.
Seltsam ist der Menschen Art.
Oft dünkt die Jugend sich zu klug:
Will dann das Alter Thorheit üben,
Des Lebens Läutrung nicht verstehn,
So wird der Weisheit Leuchte trüb
Und welk das grüne Reis der Kraft,
Daraus entsprießen könnte
Der Stamm des wahren Manneswerts. [1])
Könnt' ich dieses grüne Reis
Noch in dein Herz dir pflanzen,
Daß kühn du nach dem Höchsten strebtest
Und an Gott nicht mehr verzagst,
So kann ein Lohn dir noch erblühn,
So herrlich und so schön,
Daß du der Leiden ganz vergißt.
Gott verläßt dich sicher nicht:
Des bin ich Bürge, von Gott bestellt!"

So getröstet, erzählte Parzival von dem, was er damals [489]21 bis [501]11 in Munsalväsche gesehen hatte, und erfuhr nun von Trevrezent, was es mit dem blutigen Speere und den silbernen Messern für eine Bewandtnis hatte. [2]) Damals gerade hatten die Leiden des Anfortas wieder ihren Höhepunkt erreicht. Immer wenn der Stern Saturn seinen Lauf vollendet hatte, faßte den König der grimme Frost an. Dann

[1]) Die Lebenserfahrung wird in V. 1205 als die Spenderin des Lichts für die Leuchte der Weisheit und in V. 1206—1208 als die Spenderin der Kraft für die Entwicklung des grünen Reises betrachtet. Der Gedanke des ganzen ist folgender: Die Jugend überhebt sich und wird durch Schaden klug. Will dann aber der Geläuterte seine Erfahrung sich nicht zu nutze machen (wie es hier Parzival thun würde, wenn er verzweifeln wollte), so beraubt er sich der Wurzeln seiner Kraft.

[2]) Vgl. o. V, 222 ff.

mußte man ihm das Eisen des Speeres, mit welchem er verwundet worden war und an welchem das Gift noch haftete, auf die Wunde legen, damit das Gift den Frost herausziehe. Davon ward es so blutig rot. Der Frost legte sich dann wie Krystall um das Eisen, und dies konnte von demselben nur durch die silbernen Messer, welche der weise Schmied Trebuchet durch einen mächtigen Segensspruch geschaffen hatte, gelöst werden. Nie aber hatte der König so leiden müssen, wie grade damals, sodaß man den Speer sogar in die Wunde hatte hineinstoßen müssen. Seine Qual zu lindern, trug man ihn dann an den nahen See Brumbane, in dessen reine Luft. Dort hatte ihn Parzival getroffen. Diese Gewohnheit habe, so erklärte hier Trevrezent, zu der Meinung Anlaß gegeben, daß er ein Fischer sei.

Auf weitere Fragen erhielt Parzival auch Auskunft über die fünfundzwanzig Jungfrauen, die er dort als Dienerinnen des Grals gesehen hatte. Die Ritter sowohl wie diese Dienerinnen müssen unvermählt sein. Nur wenn ein Land herrenlos wird und vom Gral einen König begehrt, wird einer der Ritter als König hingesandt; der darf dann heiraten, und seine Kinder sind wieder für den Gralsdienst bestimmt. Ebenso werden die Gralsjungfrauen an weltliche Könige auf deren Begehren verheiratet. Auf diese Weise war auch Herzeloyde, Parzivals Mutter, dem Könige Kastis von Waleis und Norgals zur Gemahlin bestimmt worden; der aber war auf der Rückreise in sein Reich noch vor ihrer Vereinigung gestorben. So ward sie als jungfräuliche Witwe Gahmuret vermählt. Beim Grale selbst soll nur der König ein Weib haben, mit dem er in reiner Ehe leben soll. Auch Trevrezent hat einst gegen dies Gebot des Grals gesündigt, indem er im Dienst der Minne weithin in allen Ländern der Welt Abenteuer suchte. Dabei hatte er auch in Sevilla Parzivals Vater Gahmuret, seinen Schwager, auf seiner letzten Fahrt zum Baruch getroffen (vgl. S. 6).

Zuletzt erfuhr Parzival, daß der schöne graue Mann, den er im Heiligtume des Grals hatte liegen sehen, Titurel, sein Großvater sei, dem zuerst die Hut des Grals anvertraut war. Er ist jetzt der Berater des Gralsvolkes, ist siech, kann aber nicht sterben, da er stets den Gral sieht.

Nun war es Zeit, zur Ruhe zu gehen. Die harte Erde war ihr Lager. Aber Parzival däuchte es eine sanfte Ruhestatt, da er den Frieden in seine Seele zurückkehren fühlte.

Nun blieb er fünfzehn Tage da [501]11
In seines Wirtes magrer Pflege:

Kräuter nur und Würzelein
Waren ihre Speise.
Doch Parzival trug gern die Not
Um eines süßen Trostes willen:
Der Wirt schied ihn von Sündenschuld
Und wußte ritterlich zu raten. [1])
*Als er nun Urlaub nehmen wollte,
*Sprach zu ihm der treue Wirt:
„Willst du dein Leben zieren [502]4
Und Preis und Lob verdienen,
So darfst du Frauen nimmer hassen.
Der Frauen wie der Pfaffen Hand
Ist wehrlos [2]) — jeder weiß es wohl:
So schirmt auch Pfaffen Gottes Segen.
Drum sollst du ihnen treulich dienen,
Daß einst dein Ende werde gut.
Den Pfaffen zeige stets Vertrauen,
Denn was dein Aug' auf Erden sieht,
Das kommt dem Priester doch nicht gleich.
Sein Mund verkündet uns das Wort,
Das unsre Schuld zerbricht:
Und seine gottgeweihte Hand
Berührt das allerhöchste Pfand,
Das je für Schuld ward eingesetzt. [3])
Ein Priester, der zu solchem Amt
Ein reines Herz voll Demut bringt,
Wie könnte der wohl heil'ger leben?"

[1]) Vgl. o. V. 1197 ff. und den Schluß des Buches. Auf diese gegenseitige Durchdringung des Ritterlichen und Christlichen legt Wolfram überall Gewicht (vgl. bsd. den Eingang, die folgende Rede und den Schluß des Gedichts), und die Darstellung dieses christlich vertieften Rittertums erhebt sein Werk über alle anderen seiner Zeit. (Vgl. Einl. III, 1.)

[2]) Als Waffenlose stehen sie also unter besonderem göttlichen Schutze. Daher ward eine Verletzung derselben auch mit dem höchsten „Wergeld" gebüßt.

[3]) Nämlich die Hostie bei der Messe.

Das war der beiden Scheidetag.
Trevrezent sprach ernst und mild:
„Deine Sünden gieb mir her;
Ich will vor Gott verbürgen
Deines Herzens reu'ge Wandlung.
Leiste nun, was ich dir riet:
„An ernstem Streben halte fest
Mit starkem, unverzagtem Willen."
Da schieden sie; — euch selber wohl
Sagt euer Herz, was sie bewegte.

Zehntes Buch.

Gawan und Orgeluse.

Unterdessen war das Jahr verstrichen, nach dessen Ablauf sich Gawan der Herausforderung Kingrimursels gemäß (vgl. Buch VIII, S. 163) zum zweiten Male zum Zweikampf mit Vergulaht und zwar in Barbigöl stellen sollte. Beide erschienen, aber hier ward der Streit beigelegt, denn ihre Verwandtschaft ward aller Welt bekannt, und es stellte sich heraus, daß Gawan irrtümlich für den Mörder Kingrisins gehalten war. Nun zogen beide, Vergulaht und Gawan, jeder für sich aus, den Gral zu suchen. Gawan kam in die Nähe der Stadt Logroys. Kurz vor der spiralförmig an einem Berge hinaufgebauten Festung fand er eine wunderbar schöne Frau an einem Brunnen sitzen, der er sich sogleich minnewerbend nahte. Sie aber verhöhnte ihn und sagte ihm im voraus, er werde sich in ihrem Dienste nur Schande holen. Übrigens möge er ihr, wenn er wolle, ihr Pferd aus jenem Baumgarten holen, sie wolle dann mit ihm reiten, doch übel genug werde er dabei fahren. Als Gawan das Roß holte, ward er von Rittern und Frauen, welche dort unter den Bäumen sangen, spielten und tanzten, herzlich bedauert und vor ihrer Herrin gewarnt. Es war Orgeluse, dieselbe, in deren Dienst Anfortas unglücklich geworden war. Aber er beharrte auf seinem Willen und brachte der Orgeluse das Roß. Diese überschüttete ihn sogleich mit neuem Hohne und ließ ihn nun vor sich herreiten. Jeder, auch der geringfügigste Umstand, gab Orgelusen Gelegenheit zu spöttischen und ehrverletzenden Bemerkungen. Aber je gehässiger sie sich zeigte, umsomehr ward Gawan für sie entflammt, und dies veranlaßt den Dichter zu einer tiefempfundenen und in glänzenden Bildern sich bewegenden Betrachtung über die Minne, besonders über den Gegensatz von heißer Leidenschaft und stetiger, treuer Liebe.[1]) — Endlich kam das Paar aus dem

[1]) Vgl. Excurs I, 4.

Walde an einen Fluß, der eine herrliche Burg bespülte. In ihren Fenstern gewahrte Gawan viele schöne Frauen, wohl vierhundert an der Zahl, darunter vier Königinnen. Gleichzeitig kam ein Ritter auf sie losgesprengt, während Orgeluse sich vom Fährmann über den Fluß setzen ließ. Gawan sah ihr traurig nach und erwartete den Ritter. Ein harter Kampf entbrannte, aber Gawan siegte. Er schenkte jedoch dem Ritter das Leben, um Orgelusens willen, der auch er diente. Da kam der Fährmann heran und Gawan schenkte ihm den Ritter als seinen Gefangenen. Hoch erfreut setzte ihn nun der Fährmann über den Fluß und nötigte ihn, in sein Haus zu kommen. Gawan folgte gern, sich nach Ruhe sehnend. Des Wirtes Familie, besonders seine Tochter Bene, diente ihm und pflegte ihn aufs beste. Auf weichen Kissen schlief er endlich ein.

Elftes Buch.

Gawan in Schaftelmarveil.

Gawan befand sich in Terremarveille, und das Schloß mit den vielen Frauen war Schaftelmarveil mit den vierhundert Jungfrauen und den vier Königinnen, von denen Kundrie gesprochen hatte, als sie Parzival verflucht und die Artusritter aufgefordert hatte, hier Abenteuer zu suchen. Der Zauberer Klinschor, dem das Schloß gehörte, hielt sie hier gefangen.

Damit hatte es — wie Gawan später erfuhr — folgende Bewandtnis: Klinschor war ein mächtiger und edler Herzog von Capua gewesen, ein Nachkomme des Zauberers Virgilius[1]). Er diente um die Minne der Iblis, der Gattin des Königs von Sizilien, und gewann sie auch. Der König aber ward es gewahr, überraschte die Liebenden und machte Klinschor vor seinem ganzen Hofe verächtlich. Da erfaßte diesen ein Haß gegen das ganze Menschengeschlecht, vorzüglich aber gegen die Edeln und Guten; in „Persida“ lernte er die Zauberkunst und fügte damit Männern und Weibern Schaden zu. Der Gefahr zu entgehen, fand sich König Irot von Rosche Sabines dadurch mit ihm ab, daß er ihm seine Burg mit acht Meilen Land im Umkreise schenkte. Das richtete er sich nun zum Zauberschloß — Schaftelmarveil — ein, von wo aus er seine Zaubermacht ausübte über alles, was zwischen Himmel und Erde lebt, wenn es nicht von Gott beschirmt ward. [656] bis [660]

So hatte er auch die 400 Jungfrauen und die vier Königinnen hierher in seine Gewalt gebracht. Aber sie konnten erlöst werden, wenn jemand die Gefahren, die dem Eindringling drohten, überwand. Der Sieger ward zugleich Herr des Schlosses und des Landes. Als Gawan dies letztere am [557] ff.

[1]) Virgil galt im Mittelalter wegen seiner 4. Ecloge als ein heidnischer Prophet auf Christus, ebenso wie die Sibylle (vergl. IX, 703), dann geradezu als Zauberer.

folgenden Morgen von seinem Wirte erfuhr, wollte er das Abenteuer sogleich wagen. Vergebens flehten ihn der Wirt und seine Tochter an, davon abzustehen. Niemand könne, sagte der Wirt, diese Zauberwerke überwinden, außer vielleicht ein Ritter, den er gestern über den Fluß gesetzt habe:

„Fünf Rosse hat er mir gegeben, [559]11
— Mag Gott ihm immer Heil verleihn! —
Die Kön'ge sonst und Fürsten ritten.
Und was er ihnen auferlegt,
Das wird in Pelrapeir gemeldet;
Das mußten sie geloben.
Sein Schild trägt mancher Tjoste Spur.
Den Gral zu suchen war er hier."

Sogleich erkannte Gawan aus der Beschreibung Parzival und wunderte sich, daß er an dem Abenteuer vorbeigegangen sei. Der Fährmann aber meinte, daß er es nicht erfahren habe, weil er nicht danach fragte. Während sich Gawan wappnete, erzählte ihm der Fährmann, was ihm bevorstehe. Dann gab er ihm seinen neuen Schild und seinen Rat mit auf den Weg.

Am Burgthore fand Gawan einen Krämer, der kostbare Schmucksachen feilbot. Dem Rate Plippalinots, des Fährmanns, gemäß kaufte er von ihm und ließ ihm sein Roß zum Pfande. Er betrat den Burghof und bewunderte den herrlichen, wehrhaften Bau mit seinen schillernden Farben. Die Frauen waren nicht sichtbar. Als er den Saal betrat, sah er eine weit offenstehende Thüre. Sie führte in eine Kemenate, deren Boden, ein Mosaik aus schimmernden Edelsteinen, spiegelhell erglänzte. An ihn hatte Klinschor seine höchste Kunst gewandt. Hier stand das Wunderbett, von dem Plippalinot ihm schon gesagt hatte. Es ruhte auf vier Rädern und fuhr hin und her, so daß Gawan es nicht besteigen konnte, besonders da er fortwährend auf dem glatten Boden ausglitt und der Schild ihn hinderte. Endlich wagte er einen Sprung und gelangte hinein. Sofort erhub sich ein furchtbares Tosen und Krachen, und in rasender Geschwindigkeit rollte das Bett von Wand zu Wand. Gawan deckte den Schild über sich und befahl sich dem Schutze Gottes. Endlich stand das Bett. Da warfen 500 unsichtbare Schleudern Steine auf ihn, und als diese aufhörten, entsendeten ebensoviele Armbrüste ihre Pfeile. Plippalinots neuer Schild war ein trefflicher Schutz, aber die Geschosse verwundeten ihn doch. Endlich hörten sie auf. Da trat ein

mit einer furchtbaren Keule bewaffneter Bauer herein; als er aber Gawan in voller Wehr seiner warten sah, entwich er mit drohenden Worten. In demselben Augenblicke erhub sich ein schreckliches Brummen, und ein Löwe erschien, so groß fast wie ein Roß. Sogleich sprang er auf Gawan ein, fuhr mit der einen Tatze durch den Schild und hätte ihm diesen beinahe entrissen. Gawan aber hieb ihm mit einem Streiche den Fuß ab; das herabströmende Blut nahm dem Fußboden seine gefährliche Glätte, und so gelang es dem Helden, ihm das Schwert bis ans Heft in die Brust zu bohren. Da aber verließen auch ihn die Kräfte. Vom Blutverlust erschöpft und von dem höllischen Lärme betäubt sank er bewußtlos auf den Löwen nieder. So lag er eine Weile, als eine Jungfrau vorsichtig von oben hineinblickte. Erschreckt wich sie zurück und berichtete das Gesehene ihrer Herrin, der „alten Arnive“:[1]) Arnive nun fing laut an zu klagen, da sie fürchtete, der Ritter sei tot, und forderte alle ihre christlichen Leidensgenossinnen auf, Gott um seine Hülfe anzuflehen. Zwei Jungfrauen überzeugten sich bald, daß er noch lebte, entwappneten ihn und trugen ihn auf das Geheiß Arnivens in ein Bett, und nun pflegte ihn die alte Königin mit aller Kunst, die ihr zu Gebote stand. Aus mehr als fünfzig, wenn auch nicht schweren, Wunden blutete er, und das Haupt war voll von Beulen. Arnive wusch ihn und bestrich die Wunden mit einer Salbe, welche sie von Kundrie erhalten hatte. Durch sie war auch Anfortas am Leben erhalten worden. Darauf legte sie ihm ein Kraut in den Mund, nach welchem er sofort einschlief. Er schlief den ganzen Tag über; am Abend nahm sie es wieder heraus, er erwachte mit frischen Kräften. Von den Jungfrauen, freilich gegen seinen Willen, bedient, labte er sich an einer guten Mahlzeit. Dann überließ er sich wieder dem Schlafe.

[1]) Sie war die älteste der „vier Königinnen“ und Gawans Großmutter. Vgl. S. 153, Anm. 1. Aus dem folgenden erhellt, daß weder Gawan diese seine Familie, noch umgekehrt jene ihn kennt. Dieses unbegreifliche Verhältnis klärt der Dichter nicht auf. Es ist in der Überlieferung begründet und hängt, wie Martin vermutet, mit der celtischen Sage vom Totenreiche zusammen, welche in „Schastelmarveil“ nur ihre Übersetzung in die ritterliche Anschauungsweise gefunden habe. Vgl. Einl. III, 4.

Zwölftes Buch.

Gawan gewinnt Orgeluse.

Aber Gawan fühlte bald herbere Not als je, und Frau Minne griff ihn härter an als alle Kämpfe, die er überstanden. Darüber macht der Dichter ihr (der Minne) bittern Vorwurf. Die aber, die ihm solche Pein schuf, war Orgeluse. Er konnte vor Liebesschmerz nicht schlafen und erhub sich mit Anbruch des Tages. Er legte die neuen, kostbaren Kleider an, die er vor seinem Lager fand, und suchte den Saal auf. Indem er dessen Pracht bewunderte, bemerkte er an der einen Seite eine kunstvoll überwölbte Wendeltreppe. Sie war mit Zaubers Kunst erbaut, ihre Bogenfenster, sowie das kunstvoll gewölbte Dach bestanden aus Edelsteinen. Sie führte in eine große, kostbare Säule, welche als Warthaus diente. Als Gawan dieselbe bestieg, sah er plötzlich alle Länder und Berge ringsumher sich im Kreise um ihn drehen, sah die Menschen darin laufen, stehn, gehn und reiten, und um das Wunder genau zu prüfen, setzte er sich in ein Fenster der Säule. Indessen kam Arnive, ihm ihre Tochter Sangive und deren zwei Töchter Itonje und Kundrie vorzustellen. Auf Arnivens Geheiß begrüßten sie Gawan mit dem Kusse, aber Orgeluse hielt sein Herz gefangen. Auf seine Fragen gab ihm Arnive Auskunft über die Säule: in ihr zeige sich alles, auch das kleinste, was sechs Meilen im Umkreise vorgehe, sie sei aus unzerstörbarem Stein und der Königin Sekundille aus Thabronit entwendet. Da sah Gawan in der Säule plötzlich einen Ritter kampfsuchend (nämlich mit aufgerichtetem Speere) mit einer Dame daher sprengen; in letzterer erkannte er Orgeluse. Nun hielt es ihn nicht länger: er mußte mit dem Ritter kämpfen. Unter den Klagen der Frauen ward ihm sein Roß gebracht; er ritt hinab, ließ sich vom Fährmann Plippalinot neue Waffen geben, dieser

ſetzte ihn über den Fluß, und gleich im erſten Anlauf warf er den Ritter aus dem Sattel. Orgeluſe hielt dabei, aber ihre einzige Äußerung war neuer Spott. Sie wußte, daß er das Abenteuer auf der Burg beſtanden hatte, aber ſie behandelte es geringfügig und meinte, er wolle die paar Wunden, die er dort empfangen, jetzt wohl vorſchützen, ſich eben von den Frauen pflegen zu laſſen, und er werde keine Kraft und keine Luſt mehr haben, nun ein wirklich großes Abenteuer für ſie zu beſtehen. Aber Gawan, erfreut durch die Ausſicht, ihr dienen zu dürfen, nahm den Spott ruhig hin und gelobte ihr, alles für ſie zu wagen. Da verhieß ſie ihm im Falle des Gelingens ihre Minne und ritt mit ihm vor einen prächtigen Wald, den Wald Klinſchors. Dort bezeichnete ſie ihm einen Baum, von dem er ihr einen Kranz holen ſolle. Der Weg zu dem Walde führte über ein toſendes Waſſer, der „gefährliche Pfad" genannt. Sogleich ſprengte Gawan hinüber. Aber das Roß erreichte das andere Ufer nur mit den Vorderfüßen und fiel mit Gawan in den Strom zurück. Mit Lebensgefahr nur rettete Gawan ſich und ſein Roß. Kaum hatte er aber den Zweig von dem Baume gebrochen, als ein Ritter in koſtbarer Kleidung, aber unbewehrt, ihn zur Rede ſtellte: er wolle ihm nur verzeihen, weil er einer ſei, denn er kämpfe nur mit zweien zugleich; er wiſſe, daß ihn Orgeluſe geſandt habe, weil er — der Ritter — ihren Geliebten, Cidegaſt,[1]) erſchlagen habe, um ſie ſelbſt zu beſitzen; nun aber trachte er nach anderer Minne, und dazu könne ihm Gawan helfen, da er Herr von Terremarveille geworden ſei. Er liebe Itonje, die Tochter des Königs Lot (alſo Gawans Schweſter, die eine von den vier gefangenen Königinnen auf der Burg), obwohl er ſie noch nie geſehen habe; Gawan möge ihr zum Dank dafür, daß er ohne Streit davon käme, einen Ring von ihm überbringen. Im weiteren Geſpräche erfuhr Gawan des Ritters Namen und Geſchichte. Er heiße Gramoflanz und ſei König Irots Sohn, den Lot, Gawans Vater, treulos erſchlagen habe. Lot ſei tot, aber an Gawan, ſeinem Sohne, hoffe er noch ſein Leid zu rächen; mit ihm werde er auch allein ſtreiten, da er an der Tafelrunde den höchſten Preis errungen habe. Da gab ſich auch Gawan zu erkennen, warf ihm ſein merkwürdiges Verhalten gegen die Familie ſeiner Geliebten vor und forderte Rechenſchaft wegen der Beſchuldigung ſeines Vaters. Beide verabredeten, ſechzehn Tage ſpäter mit großem Gefolge von Rittern

[1]) Vgl. o. Buch II. S. 10.

und Frauen auf dem Felde von Joflanze zuſammenzutreffen, um dort den Streit auszufechten. Froh kehrte nun Gawan zurück, erſprang glücklich das andere Ufer, und nun ſank ihm Orgeluſe weinend zu Füßen und bat ihn wegen ihres unwerten Verhaltens um Verzeihung: ſeit ſie Cidegaſt verloren, ſei all ihr Sinnen auf Rache an Gramoflanz gerichtet, und nur um ihn auf ſeinen Mut und ſeine Ergebenheit hin zu prüfen, habe ſie ſo mit ihm geſprochen. Gawan bat ſie, nicht wieder an Rittern ſo unweiblich zu handeln und war glücklich in der Ausſicht auf Erfüllung ſeiner Wünſche. Orgeluſe aber bat ihn, ſie nach Schaſtelmarveil zu begleiten, dort werde ſie die ſeine ſein. Unterwegs erzählt ihm die merkwürdige Frau ihre Geſchichte in folgender Weiſe:

„Gramoflanz zu töten [616]11
Nahm ich gern die Dienſte an,
Die ein König, aller Fülle
Reicher Herr, mir bot, — Anfortas.[1])
Seine Minne ſchenkte mir 15
Den reichen Kram von Thabronit,
Der jetzt vor eurem Thore ſteht
In koſtbarem Gepränge.
Was er in meinem Dienſt erwarb,
Das nahm mir alle Freude hin. 20
Gleichen Jammer oder mehr, 24
Als mir Cidegaſts Tod bereitet,
Ließ mich Anfortas' Wunde fühlen.
Nun ſagt, wie könnt' ich armes Weib,
So lang ich treuen Sinn noch hege,
Beſonnen thun bei ſolchem Leid?
Oft weiß ich nicht, denk' ich an ihn,
Ob ich noch bei Verſtande bin.
Elend und hilflos liegt er da, [617]
Den ich nach Cidegaſt erkor,
Mich zu tröſten und zu rächen.

[1]) Vgl. Trevrezents Erzählung IX, 1001 ff.

Herr, nun laßt euch sagen,
Womit Klinschor erwarb
Den reichen Kram vor eurem Thor.
Als der schöne Anfortas,
Der jene Gabe mir gesandt,
Minn' und Freude meiden mußte,
Da sorgt' ich, Schande zu erleben.[1])
Klinschor kann durch schwarze Kunst
Mit Zauber zwingen Mann und Weib.
Sieht er irgend werte Leute,
Die beschwert er bald mit Leid.
So gab ich, Friede zu erlangen,
Ihm die Kostbarkeiten hin:
Wer nun das Abenteu'r[2]) bestanden
Und den Preis erstritten hätte,
Dessen Minne sollt' ich fordern:
Wenn er verschmähte meine Minne,
Wär' der Reichtum wieder mein;
Sonst sollt' er unser beider sein.
Drauf schwuren alle, die es hörten.
Verlocken wollt' ich in Gefahr
Gramoflanz mit solcher List,
Die leider noch ungelungen ist.
Hätt' er das Abenteu'r gewagt,
Er wäreheut nicht mehr am Leben.
Klinschor ist ein höf'scher Mann: [618]
Er vergönnt mir — ihm zur Ehre
Sei's gesagt — mit meinen Mannen
Ritterschaft mit Stich und Hieb
Jeden Tag, der uns beliebt,

[1]) dô forht ich die schande. Worin diese bestand, ist nicht klar ausgedrückt; nur daß sie von Klinschor her drohte, muß man vermuten.

[2]) Augenscheinlich das in Schastelmarveil.

In ſeinem ganzen Land zu üben.
So hab' ich, jenem nachzuſtellen,
Scharen ſtets zu meinem Dienſt,
Die bei Tag und die bei Nacht.
Mit großen Koſten ſann ich Schaden
Gramoflanz, dem ſtolzen Mann.
Gar manchen Strauß beſtand er ſchon.
Doch nimmer ward er noch beſiegt.
Wer zu reich war, Sold zu nehmen
Und um meine Gunſt ſich mühte,
Den ließ ich um Minne dienen,
Doch verhieß ihm keinen Lohn.

Niemand hat mich noch geſehn,
Von dem ich Dienſt nicht bald gewann;
Nur einer — rot war ſeine Rüſtung —
Brachte mein Geſind' in Not.
Er kam geritten vor Logroys:
Da fuhr er ſo gewaltig her,
Daß ſeine Hand ſie niederſtreute
Ihm zum Ruhm, mir nicht zur Freude.
Zwiſchen Logroys und der Überfahrt
Nannten ihn fünf der Meinen an:
Die warf er nieder auf den Plan
Und gab dem Fährmann ihre Roſſe.[1])
Als er die Meinen ſo ſchimpfiert, [619]
Ritt ich ſelbſt dem Helden nach:
Ich bot ihm Land und Leib.
Er aber ſprach, ein ſchöner Weib
Hätt' er, und die ihm lieber wär'.
Gar bitter war die Rede mir,
Ich fragte, wer die möchte ſein.
„Von Pelrapeir die Königin

[1]) S. o. S. 212.

Das ist die holde Schöne:
Ich selber heiße Parzival.
Eure Minne will ich nicht:
Der Gral macht herbre Schmerzen mir!"
So sprach der Held im Zorne
Und ritt davon. Nun laßt mich wissen,
Hab ich daran mißgethan,
Daß ich in meiner Herzensnot
Dem edeln Ritter Minne bot?
So bringt es meiner Minne Schmach!"
Gawan sprach zur Fürstin gleich:
„Frau, ich weiß, er war es wert,
Von dem ihr Minne habt begehrt,
Hätt' er eure Minn' erkoren,
Euer Preis wär' unbefleckt.

Inzwischen war das Paar der Überfahrtsstelle nach Schastelmarveil nahe gekommen. Man sah sie von der Burg, und eine Ritterschar galoppierte hinab, sie zu begrüßen. Während die Ritter zu ihrem Empfange einen „Buhurd" reiten (vgl. Excurs II, 5.), werden sie von Plippalinot über den Fluß gesetzt. Während der Fahrt diente ihnen Bene, des Fährmanns Tochter, und bereitete ihnen am Ende des Schiffes einen Imbiß. Da vergaß Gawan alle überstandenen Mühseligkeiten und Gefahren, und wenn Orgeluse ihm das Glas reichte, das sie soeben mit ihren Lippen berührt hatte, däuchte es ihn reicher Lohn für alles, was er um ihretwillen gethan hatte. Nun ward das Herrscherpaar in freudigem Zuge von den Rittern auf die Burg geleitet. Auf Gawans Bitte hatte Orgeluse jedoch versprochen, seinen Namen nicht zu nennen. Ritter und Frauen empfingen sie, und Arnive übernahm sogleich wieder die Pflege seiner Wunden. Gawan aber forderte Tinte und Pergament — denn er war des Schreibens kundig — und schrieb dem König Artus, er sei mit seiner Ehre zu einem Kampfe in Joflanze verpflichtet und müsse dazu mit dem ganzen Artushofe erscheinen; man möge ihm also die Ehre erweisen und seinen Ruhm nicht aufs Spiel setzen. Diesen Brief schickte er durch einen treuen Diener nach „Bems bi der Korßa" wo, wie ihm Gramoflanz gesagt hatte, der Artushof sich befinde.

Dreizehntes Buch.

Der Artushof in Joflanze.

Nachdem die Vermählung Gawans und Orgelusens durch ein glänzendes Fest auf Schastelmarveil gefeiert war,[1]) wobei Gawan Gelegenheit fand, seiner Schwester Itonje den Ring Gramoflanz's zu übermitteln und zu hören, daß auch sie den König liebe, den sie doch nie gesehen hatte, kam sein Bote von Artus zurück mit der Nachricht, daß der König nach Gawans Wunsche in kurzer Zeit mit allen Rittern und Frauen nach Joflanze kommen werde. Als nun Gawan nach einigen Tagen mit Arnive im Fenster saß und sich von ihr — jedoch immer noch unerkannt — ihre Geschichte und weiteres über die Zauberburg erzählen ließ, sah er ein glänzendes Heer nahen. Bald erkannte er das Artusheer und weinte vor Freude. Aber er wollte sich noch nicht zu erkennen geben, ließ daher das Heer sein Lager aufschlagen und sandte ihm erst am andern Morgen, als es nach Joflanze weiter zog, seinen Marschall nach mit dem Auftrage, sein Zelt und Lager neben dem seines Oheims aufzuschlagen. So verbreitete sich im Heere Artus' die Nachricht von Gawans Ankunft.

Gawan selbst aber ritt mit einer glänzenden Schar, Ritter und Frauen paarweise gesellt, von Schastelmarveil herab. Beim Lager angekommen, ließ er alle Frauen rings um Artus' Zelt einen dichten Kreis bilden; er selbst stieg mit den vier Königinnen und Orgelusen ab und trat in den Ring. Da trat Artus mit Ginover aus dem Zelt, und Küsse und Umarmung bezeugten die Herzlichkeit des Wiedersehens. Nun bestieg Artus sein Roß und ritt rings um den edeln Kreis der Frauen, jede einzelne begrüßend; dann begab er sich wieder in sein Zelt, in welches Gawan mit seiner Gesellschaft schon

[1]) Vgl. Excurs V, 1, d.

eingetreten war. Nun erst hörte er von Gawan, wer die fünf edeln Frauen wären, und mit Lachen und Weinen freuten sich die Verwandten ihrer Wiedervereinigung. Orgeluse aber mußte er berichten, daß er auf seinem Zuge vor Logroys harten Streit mit ihren Leuten habe bestehen müssen, und manche seiner besten Ritter seien noch in Logroys gefangen. Da sandte Orgeluse sogleich hin und ließ sie lösen, der Streit war vergessen und alle begaben sich nun zu ihren Zelten. — Am andern Morgen, noch vor Tage, traf Orgelusens Ritterschaft ein und schlug ihr Lager neben dem Gawans auf. So standen nun dort drei Sonderlager, alle von gleicher Pracht und Kostbarkeit. Dabei war es heller Tag geworden. — Während nun Artus Boten nach Rosche Sabbins sandte, um Gramoflanz zum Kampfe zu fordern, begrüßte Gawan die Ritter Orgelusens; dann wappnete er sich und bestieg sein Roß, um sich draußen auf dem Plane zu tummeln, die Glieder zum bevorstehenden Kampfe zu üben und zu prüfen, ob ihm die eben verharschten Wunden nicht hinderlich sein würden. Als er hinaus kam, sah er einen Ritter von gewaltiger Erscheinung am Flusse halten; sein Körperbau, seine ganze Haltung zeigten etwas Außerordentliches an:

Von diesem werten Helden [678]28
Habt ihr wohl früher schon vernommen:
Die Mär ist nun gekommen
An ihren rechten Stamm.

Vierzehntes Buch.

Parzivals Rückkehr zur Tafelrunde.

Wenn von dem edeln Gawan hier [679]
Wehrhaft wird ein Tjoſt gethan,
So hab' ich nie im Streit ſo ſehr
Für ſeine Ehr' gefürchtet.
Auch für den andern ſollt' ich bangen,
Doch da bin ich außer Sorgen.
War er doch für einen Mann
Ein ganzes Heer! Sein Waffenſchmuck
Kam fern von Heiden übers Meer.
Röter noch als ein Rubin
War ſeine und des Roſſes Rüſtung.
Ganz durchſtochen war ſein Schild.
Auch hatt' er einen lichten Kranz
Von Gramoflanzens Baum gebrochen,
Den Gawan gleich erkannte.
Er fürchtete die Schmach,
Daß Gramoflanz auf ihn gewartet.
Wäre der zum Kampf gekommen,
Hätten ſie dort ſtreiten müſſen,
Sollten's Fraun auch nimmer ſehn.[1])

[1]) Vgl. S. 215.

Von Munsalväsche waren sie,
Beide Rosse, die alsbald
Im Sturm einander nahten.
Sie ritten ihren Anlauf recht: [680]
Denn beide Helden waren
Von tjostgeübtem Stamm entsprossen.
Wenig gewonnen, viel verloren
Hat, der hier den Preis erringt:
Ist er verständig, muß er's klagen.
Feindlich sich entgegenstund
Ihrer Herzen treuer Sinn,
Der keine Scharte noch empfing.
Nun höret, wie die Tjost geschah.
Sie ritten scharf und dennoch so,
Daß beide unfroh bleiben müssen.
Jeder warf den Speer so stark, 18
Daß die Gesippten und Gesellen
Sich einander niederstreckten 20
Mit Roß und Zeug zur Erde.
Aber weiter ging ihr Streit.
Da wurden Nägel eingetrieben,
Mit den Schwertern losgeschlagen.
Das grüne Gras war auf dem Anger 25
Mit Schildes Splittern gleich [1]) gemischt.
Sie mußten dessen, der sie schiede, 27
Zu lange harren; niemand kam,
— So früh war's — sie zu scheiden.
Niemand war noch da als sie. [681]
Zur selben Stunde fanden 3
Artus Boten Gramoflanz
Mit seinem Heer auf einem Plan 5
Bei Roesche Sabbins am Meere.

[1]) d. i. in gleicher Weise, halb und halb.

Des Heeres Lager war gesteckt
Wohl eine Meile in die Länge
Und eine halbe in die Breite.
Sie fanden unbekannte Ritter; 19
Posaunenschall erhub sich rings, 25
Man sah das Heer sich regen:
Sie wollten reiten gen Joflanz. 28
Um König Gramoflanzes Ring
Hielt ein klares Frauenheer,
Von ihren Zäumen klang es hell. [682]
Der König saß auf einem Pfühl [683]13
Mit breiter Seidendecke. 15
Dem Stolzen schuhten Eisenschienen
Jungfraun, schön und lieblich, an.
Hoch über ihm schwang schattenspendend, 22
Genommen an zwölf Schäften,
Köstliche Seide, breit und lang.
Die Boten sprachen: „Herr, uns hat 27
Der König Artus hergesandt.
Ihr wollt verderben seinen Ruhm. [684]
Doch hätte euch der werte Gawan 5
Größer Herzleid noch gethan,
Ihm sollte noch zu statten kommen
Der edeln Tafelrunde Bund!“ 10
Er sprach: „Den Streit, den ich gelobt,
Soll meine unverzagte Hand
So führen, daß sich Gawan heut
Noch Schande oder Preis erwirbt.
In Wahrheit hab' ich nun gehört, 15
Mit großem Heer sei Artus hier.
Vielleicht ist *sie* mit ihm gekommen, [685]2
Um die ich dienend Freud' und Not
Bis an den Tod will tragen;
Wie könnt' es besser sich mir fügen,

Wenn das Heil mir werden soll,
Daß meinen Kampf sie möchte sehn!“
Da saß auch Bene dort beim König. [686]
Sie brachte dem König einen Ring,
Den Itonje, die Königin,
Ihm sandt' als Minnezeichen.
Den küßte da der edle Held: [687]15
Er hatte ihre Treu erkannt. 18
Für alles Kummers Schwere
War ihre Minne ihm ein Schild. 20
Der König war gewappnet nun.
Zwölf Jungfrauen auf schönen Zeltern
Nahmen jede einen Schaft 26
Mit dem teuren Baldachin,
Darunter ritt der König.
Da wollten Artus' Boten auch [688]4
Nicht länger stehn und fuhren hin.
Auf ihrer Heimfahrt kamen sie
Zur Stelle hin, wo Gawan stritt.
Nichts war den Knappen je so leid;
Sie schrieen laut um seine Not,
So lehrte sie's ihr treues Herz. 10
Es war dahin gekommen,
Daß den Sieg beinah erfocht
Gawanes Kampfgenoß.
Seine Obmacht war so groß,
Daß Gawan sich verloren gab. 15
Da riefen klagend seinen Namen
Die Knappen, als sie ihn erkannten.
Da hörte auf des Gegners Streit; 20
Weit aus der Hand warf er das Schwert:
„Unselig bin ich und entehrt“,
Sprach der Fremde weinend,
„Heil und Glück verließen mich,

Daß meiner schuldbefleckten Hand
Der Streit begegnen mußte!
Es war zu viel der Schande doch,
Ich muß mich schuldig nennen.
Mein Unglück trat aufs neu herfür,
Vom Heile mich zu scheiden.
So ist mein altes Wappen[1]) wieder [689]
Heut, wie sonst so oft erschienen,
Daß ich hier dem werten Gawan
Streit geboten habe!
Mich selbst hab' ich gefällt
Und meines Unglücks hier geharrt.
Als ich diesen Kampf begann,
War mir Heil und Glück entronnen!
Als Gawan solche Klage hörte,
Sprach er zu dem Kampfgenossen:
„Weh, wer seid ihr, Herr?
Gütig redet ihr zu mir.
Wär' solche Rede eh geschehn,
Als ich der Kraft mich rühmen konnte,
So wäre nicht mein Preis dahin:
Ihr habet hier den Preis genommen!
Gerne hätt' ich euer Kunde,
Daß ich wüßte, wo ich nachmals
Finden könnte meinen Preis,
Wenn ich den verlornen suchte."
„Vetter, ich bekenne mich
Zu deinem Dienst für alle Zeit.
Ich bin's, dein Vetter Parzival."
Gawan sprach: „So war's schon recht,
Hier ward der Thorheit Pfad gebahnt!

[1]) d. i. sein Unglück. Er sieht sich gleichsam im Dienste des Unglücks, dessen Wappen er trägt. — Das Unheilvolle liegt auch hier wieder in dem Kampfe mit dem Freunde und Verwandten.

Zwei treue Herzen haben hier
Mit Hassen ihre Kraft erprobt.
Uns beide überwand dein Arm:
Nun sei dir's um uns beide leid.
Du hast dich selber nur besiegt,
Ist noch dein Herz der Treu ergeben." [1])

Nach diesen Worten fiel der streitmüde Gawan in eine Ohnmacht und Artus' Junker sprangen hinzu, öffneten ihm die Rüstung und brachten ihn wieder zu sich. Unterdessen waren beide Heere mit großem Gepränge auf den Platz gekommen, wo ihre Aufstellung durch hundert gewaltige, weiß geschälte Bäume bezeichnet war. Als Gramoflanz vernahm, daß hier ein Kampf geschehen, ritt er zu den Kämpfern und sah seinen Gegner Gawan in seiner Ohnmacht. Bene aber sprang jammernd vom Pferde, umfing ihren wunden Herrn mit den Armen, ihm Blut und Schweiß vom Antlitz streichend und verfluchte den, der ihm solches gethan. Gramoflanz sprach Gawan sein Bedauern aus und verschob den Kampf bis zum nächsten Tage. Da trat Parzival hervor und bot sich zum Kämpfer für Gawan an. Der König aber verweigerte es, während er von Bene bittere Vorwürfe hören muß, daß er den bekämpfen wolle, in dessen Gewalt seine Geliebte sich befinde. Nun vernimmt sie sogar aus des Königs Erwiderung, daß Itonje die Schwester ihres Herrn sei, und nun verflucht sie den rachbegierigen König umsomehr. Während Gramoflanz nun davon reitet, wenden sich Gawan und Parzival mit Bene zu Artus' Heere. Hier hatte sich die Kunde von Parzivals Ankunft und seinem Ruhme schon verbreitet, und alle Ritter und Frauen strömten zusammen, den Helden zu begrüßen und würdig zu empfangen. Man brachte nun den beiden Freunden gleiche kostbare Kleider, und als sie die angelegt, forderte Gawan Parzival auf, mit ihm zu den edeln Frauen des Heeres, — besonders aber zu den vier Königinnen zu gehen. [609]3 bis [695]24

[1]) Vgl. die ähnlichen Wendungen in Trevrezents Worten über Ither von Gaheviez IX, 933.

Der Empfang.

Da sprach Gahmuretes Sohn: [695]25
„Wenn edle Fraun hier sind, so laß
Mich Hassenswerten fern von ihnen.
Jede Frau sieht ungern mich,
Die über mich am Plimizöl
So schmählich Wort gehöret.
Gott möge ihre Ehre schützen! [696]
Frauen sind von Gott gesegnet,
Darum muß ich so sehr mich schämen,
Ungern geh' ich nur zu ihnen."
„Es muß doch sein," sprach da Gawan. 5
Er führte Parzival dahin,
Wo ihn die Königinnen küßten.
Der Herzogin doch schuf's Verdruß,
Daß sie den küssen sollte,
Der dorten ihren Gruß verschmäht, 10
Als sie ihm Minne bot und Land,
Als er vor Logroys gekämpft
Und sie so weit ihm nachgeritten.[1])
Darob beschwerte sie nun Scham.
Parzival, der klare Held, 15
Ward mit schönen Worten bald
Still gemacht, daß alle Scham
Getrieben ward aus seinem Herzen.
Da ward er wieder frei und froh. 20
Das ganze Heer war eingezogen. [697]10
Gawan und den Gesellen
War das Essen nun bereit.
Mit der schönen Herzogin

[1]) Vgl. o. XII, 66 ff.

Sollte essen Parzival.[1])
Gawan empfahl ihn Orgeluſen. 15
Die ſprach: „Wollt ihr mir den befehlen,
Der Frauen ſo zu Spotte macht?
Doch pfleg' ich ſein, weil ihr's befehlt." 19
„Ihr thut mir Unrecht," ſprach der Held, 22
„Ich ſpottete noch keiner Frau."
Zu eſſen hatte man genug; 25
Mit Freuden aßen Mann und Weib.
Itonje nur ſah Benen weinen
Und dachte: „Weh, hat mir verſagt [698]3. 8
Der König Dienſt und Minne?
Drob muß mein armer Leib erſtarren 12
Vor Sehnſuchtsqual im Herzen!"
Da war ſie auch in Jammers Not, 1
So daß ſie keinen Biſſen aß. 2
Als nun das Mahl beendigt war, 15
Da war's ſchon über Mittagszeit.
Da kamen Artus und ſein Weib,
Frau Ginover die Königin,
Mit Rittern und mit Frauen.
Parzivals Empfang erging: 22
Von manchem klaren Frauenmund
Mußt' er Gruß und Kuß empfahn.
Artus bot ihm Ehre 25
Und dankt' ihm, daß ſo hoch ſein Wert,
Daß er den Preis vor jedermann
Gebührend müßte haben.
Zu Artus ſprach der Waleis da: [699]
„Herr, als ich euch zuletzt geſehn,
Ward meine Ehre ſchwer verletzt.
Nun hab' ich, Herr, von euch vernommen, 6

[1]) d. h. mit ihr zuſammen von einem Teller, als ihr Tiſchgeſelle. Vgl. Excurs V, 1, c.

— Sagt ihr's mir schlecht und recht —
Ich habe noch am Preise Teil.
Wie schwer ich das auch lerne,
Ich glaubt' es euch doch gerne,
Wollten's auch die Edeln glauben,
Von denen ich in Scham dort schied!"
Da sprachen alle, die da saßen,
Er habe weit in allen Landen
So hohen Ruhm erworben,
Daß unverdorben wär' sein Preis.
Aufstehend nun sprach Parzival: [700]15
„Helfen mir denn alle hier
Zu dem, was schmerzlich ich entbehre!
Mich schied von der Tafelrunde
Ein gar rätselhaftes Wunder:
Die mir Genossenschaft einst boten,
Mögen sie kraft ihrer Freundschaft
Mir von neuem dazu helfen!"
Artus gewährte, was er bat.

Gramoflanz.

Froh seiner wieder hergestellten Ehre bat Parzival nun [701 bis [731
Gawan, daß er ihm den Kampf mit Gramoflanz überließe, da auch er eigentlich nur hierher gekommen sei, mit ihm um den Kranz, den er gebrochen, zu kämpfen; leider habe er statt des Königs Gawan gefunden. Aber Gawan ließ es nicht zu. Dennoch prüfte Parzival, als sie nun alle in ihre Zelte gegangen waren, seine Rüstung, ließ sich einen neuen Schild vor das Lager legen, sein Roß sorgfältig bereiten und überließ sich einem kurzen Schlafe. — Gramoflanz konnte die Zeit nicht erwarten, bis er Gawan sich gegenübersah, ließ sich daher schon vor Tagesanbruch wappnen und ritt hinaus, nach dem Gegner auszuschaun. Da sah

er einen Ritter in voller Rüstung nahen: Parzival war streitlustig hinausgeritten, wahrscheinlich in der Hoffnung, Gramoflanz zufällig zu begegnen. Dieser, ihn für Gawan haltend, sprengte ohne ein Wort zu reden, auf ihn los, und beide rannten sich gegenseitig die Lanze durch den Schild. Darauf sprangen sie von den Pferden und hieben mit den Schwertern auf einander los, daß Blumen und Gras ringsum zertreten wurden und der lichte Tau gar bald zerrann.

Unterdessen hatte sich auch Gawan gerüstet, nachdem er die Messe gehört und den Segen empfangen hatte. Das ganze Heer setzte sich nun in Bewegung, und bald gewahrten sie den grimmen Kampf der beiden Helden, während auch das andere Heer in den bestimmten Platz einzog. Da sah man Schwertschläge fallen, wie sie nur die alten Mären berichten, und als eben Gawan auf den Kampfplatz kam, da hatte sich der Streit zu Gunsten Parzivals entschieden. Von beiden Seiten ritten nun die vornehmsten Herren hinzu und schieden die Kämpfenden. Gawan bot nun auch seinerseits Gramoflanz einen Aufschub des Kampfes auf den morgenden Tag, und nachdem dieser versprochen, daß er sich stellen werde, schieden sie. Parzivals Ruhm aber war in beiden Heeren unvergleichlich, und Gawan verzieh ihm auf Artus' Fürbitte gern, daß er gegen seinen Willen gehandelt hatte; drängte es ihn doch selber durchaus nicht, mit dem Geliebten seiner Schwester auf Tod und Leben zu kämpfen! Infolge dieses Kampfes hatte nun Itonje gehört, daß Gawan, ihr Bruder, und Gramoflanz, ihr Geliebter, mit einander auf Tod und Leben kämpfen wollten und fing an, darüber laut zu klagen und zu jammern. So verriet sie ihr Geheimnis. Darüber erfuhr sie eine strenge Zurechtweisung von Arnive und Sangive, aber ihr Schmerz rührte Arniven so, daß sie Artus bitten ließ, zu einer geheimen Unterredung zu ihnen zu kommen.

Unterdessen hatte auch Gramoflanz Boten zu Artus geschickt, welche ihn bitten sollten, künftig dafür zu sorgen, daß nur Gawan ihm entgegen trete. In Wahrheit aber sollten diese Boten durch Benes Vermittlung Itonje den Ring, der schon so oft zwischen ihnen hin und her gewandert war, mit einem Liebesbriefe überbringen. Aus diesem Briefe, den Itonje erhielt, ersah nun Artus die Wahrheit und Aufrichtigkeit der Minne der beiden und beschloß, die Versöhnung zwischen Gramoflanz und Gawan herbeizuführen. Er ließ daher Gramoflanz durch seine Boten bitten, noch heute zum Lager zu kommen, seine Geliebte zu sehen; sie werde ihm um so höheren Mut zum be-

vorstehenden Kampfe verleihen. — Gramoflanz kam, und im Anblick Itonjes vergaß er allen Haß und alles Leid. Den geschickten Unterhandlungen Artus' und Brandelidelins, des Oheims Gramoflanzens, gelang es nun auch, Gawan und Orgeluse zur Versöhnung zu bewegen, und bald ritten diese in glänzendem Zuge, mit ihnen auch die vier Königinnen, vor Artus' Zelt. Da wand man den Überzug auf,[1]) so daß es in voller Pracht erstrahlte. Nun ging der Zug hinein. Zuerst die drei Königinnen Arnive, Sangive und Kundrie, dann Orgeluse, von Gawans Freund Jofreit geführt. Brandelidelin küßte die Frauen zuerst, dann nahte sich Gramoflanz der Herzogin. Diese mußte bei dem Versöhnungskusse noch eine Thräne in der Erinnerung an Cidegast vergießen. Nun küßten sich Gawan und Gramoflanz; und nachdem Gramoflanz und Itonje feierlich verlobt worden waren, wurden auch Kundrie und Sangive mit den edelsten aus Orgelusens Ritterschaft verbunden. Dann nahm Gawan mit den Seinen Urlaub, während Gramoflanz und Itonje bei Artus blieben. Ein herrliches Fest sollte ihnen zu Ehren gefeiert werden, und Gramoflanz entbot dazu sein ganzes Heer aus seiner Feste.

Da hatte Parzival schon längst [732]
An sein herrlich Weib gedacht,
An ihr Beglücken, keusch und süß.
Sollt' er andern seinen Gruß
Und Dienst um Minne bieten 5
Und sich Wankelmut ergeben?
Solch Minnen wird von ihm gespart.
Große Treu bewahrte ihm
Sein männlich Herz und seinen Leib:
Ein ander Weib ward wahrlich nie 10
Gewaltig seiner Minne
Außer ihr, Kondwiramur,
Der Blumen schönster Königin. 14
Er dachte: Wie hat mir die Minne,
Seit ich minnen kann, gethan?
Im Minnedienst ward ich geboren.

[1]) Vgl. Excurs IV, 2.

Wie verlor ich Minneglück?
Soll ich nach dem Grale ringen,
Zwingt zur Sehnsucht mir das Herz
Ihr züchtiglich Umfangen,
Von der ich schied; 's ist allzulang!
Solln meine Augen Freude sehen
Und das Herz in Leid vergehn,
Das ist ein gar zu ungleich Thun.
Solcher Art wird niemand wohl
Hohes Mutes reich;
Mag mich das Glück denn lehren,
Was für mich das beste sei!
Sein Harnisch lag ganz nah bei ihm.
Da dacht' er: Da ich muß entbehren, [733]
Was den Glückserkornen dient,
— Die Minne mein' ich, die Betrübte
Froh macht mit der Freude Fülle —
Da ich des nicht habe Teil,
Frag' ich nicht, was mir geschieht;
Gott will meine Freude nicht!
Stünd' es so um mich und sie,
Die mich zur Minnesehnsucht zwingt,
Daß Zweifel unsre Seele wirrte,
Scheiden unsrer Minne frommte,
Andre Minne fänd' ich wohl:
Doch ihre Minn' hat mir genommen
Andrer Minne Freud' und Trost.
Von Trauer bleib' ich unerlöst.
Das Glück mag allen Freud' gewähren,
Die der Freuden Ziel erstreben;
Freude schenke Gott den Scharen,
Ich muß aus diesen Freuden fliehn!"
Hin griff er, wo der Harnisch lag,
Bald — gar oft hatt' er's geübt —

Hat er sich allein gewappnet;
Neue Drangsal will er suchen.
Als der freudenflücht'ge Mann
Die Rüstung fertig angelegt,
Sattelt er sich selbst sein Roß;
Bereit auch fand er Schild und Speer.
Sein Flüchten hört man morgens klagen;
Als er schied, erschien der Tag.

Fünfzehntes Buch.

Parzival und Feirefiß.

Was Parzival bisher gestritten, [734]18
Das war nur leichtes Kinderspiel:
Nun geb' ihm Festigkeit sein Herz, 27
Das Kampfesmut mit Demut einte 25
Und Heil und Segen neu erwarb! 24
Denn ihn besteht auf seiner Fahrt 29
Ein Fürst ob allem Streite.
Bald gelangte Parzival [735]
In einem großen Walde
Zu einer Lichtung; ihm entgegen
Ritt ein reichgeschmückter Heide.
Wunder wär' es, könnt' ich Armer 5
Euch den Reichtum sagen,
All die Steine, dunkel, hell,
Die auf des Fremden Rüstung lagen.
Sein Sehnen stund nach Minne [736]
Und nach Ruhmes Hochgewinn:
Das gaben alles Frauen auch,
Womit er schmückte seinen Leib, 5
Und Minne führte ihm ins Herz
Den starken, männlich hohen Mut.
Er trug als seines Ruhmes Lohn
Ein Ecidemon[1]) auf dem Helm,

[1]) Vielleicht Agathodämon, eine Schlange.

Davon die gift'gen Schlangen sterben,
Spüren sie des Tieres Nähe.
Dieser wehrhafte Held
Ankerte in einer Bucht
Nah dem Walde, auf dem Meer.
Er hatte fünfundzwanzig Heere,
Der keins das andere verstund,
Wie's seinem Reichtum ziemte.
Mohren und andre Sarazenen [737]
Ungleicher Farbe dienten ihm,
Und manches Land besonders.
Er war von seinem Heere 7
Auf Abenteuer ausgeritten,
Im Walde zu tjostieren.
Parzival ritt nicht allein: 13
Mit ihm war sein hoher Mut.
Gefährden wollen hier einander, 19
Die sanft und gut wie Lämmer waren
Und Löwen doch an Kampfesmut.
O weh, die Erd' ist doch so breit,
Daß sie einander nicht vermieden,
Die ohne Feindschaft sich bestehn!
Ein Leuchten fiel in beider Auge, [738]4
Daß es den andern kommen sah.
Wie freudig beider Herz auch schlug,
Ein Trauern stand gar nah dabei.
Des einen Herzblut trug der andre, 9
Die Feindschaft war vertraut genug![1])
Jedweder bot für eine Freundin 16
Seinen Leib dem grimmen Kampf:
Den scheide Glück nun ohne Tod!
Den Löwen gebiert die Mutter tot,

[1]) So äußert der Dichter seine Empfindung darüber, daß hier zwei Brüder unwissentlich einander gegenüber standen.

Des Vaters Ruf macht ihn lebendig:
Die zwei erweckte Kampfestoben
Von mancher ruhmerkornen Tjost.[1])
Sie setzten sich im Sattel fest;
Die Zügel kürzend bohrten sie
Dem Roß die Sporen in die Seite.
Also ward die Tjost geritten, [739]2
Daß sie des Halses Schutzband trafen
Mit starkem Speer, der sich nicht bog:
Die Splitter flogen weit umher.
Der Heide fühlte grimmen Zorn,
Daß jener noch im Sattel saß,
Was nie ein Mann vor ihm gethan,
Mit dem er sich im Streit gemessen.
Ob sie Schwerter bei sich führten,
Als sie sich so angerannt?
Die waren da, gar scharf und breit.
Da zeigte sich alsbald
Ihr Mannesmut und ihre Kunst.
Ecidemon dem Tiere
Ward manche Wunde da geschlagen,
Klagen mochte drum der Helm.
Die Rosse wurden heiß und müd',
Versuchten immer neue Kreise,
Bis sie von den Tieren sprangen.
Da erklangen ihre Schwerter.
Der Heid' that dem Getauften weh.
Thasme[2]) war sein Kampfgeschrei,
Und wenn er ausrief „Thabronit,"[3])

[1]) Eine alte Sage. Der Löwe erhält davon seinen kriegerischen Geist; so waren auch diese beiden Helden von ihrem Vater durch Kampfestoben zum Leben erweckt und waren davon so ritterlich geworden.

[2]) Der Name eines seiner Länder.

[3]) Das Land Secundillens, seiner Geliebten. Vgl. S. 148, Anm. 1.

So that er vorwärts einen Schritt.
Wehrhaft war auch der Getaufte
Bei so manchem harten Anlauf,
Den sie auf einander thaten.
Also nun geriet ihr Streit,
Daß ich's nicht verhehlen kann, [740]
Ich muß ihr Streiten treulich klagen,
Da ein Fleisch hier und ein Blut
Einander so mißgünstig sind,
Beide eines Mannes Kinder,
Reinster Treue Fundament.
Den Heiden verdroß die Minne nie:
Davon ward weit sein Herz im Streit.
Sein Wille stund ihm nur nach Ruhm
Für die Kön'gin Secundille,
Die das Land Tribalibot
Ihm gab: Sie war sein Schild in Not.
Des Heiden Kraft nahm zu im Streit:
Was biet' ich dem Getauften nun?
Will er nicht an Minne denken,
Nimmer kann er's meiden,
Daß ihm dieser Streit erwirbt
Ein Sterben von des Heiden Hand.
Das wende, kräftereicher Gral!
Kondwiramur, du lichte Schöne,
Hier steht euer beider Dienstmann,
Größre Not geschah ihm nie!
Hoch warf der Held das Schwert empor,
Und mancher Schlag fuhr so hernieder,
Daß der andre sank ins Knie.
Da stritt treu Lieben mit Lieb und Treu. [741]22
Um Minne hatten sie gesetzt
Ihr Leben auf des Kampfs Entscheidung:
Des war Bürge beider Handschlag.

Der Getaufte vertraut' auf Gott,
Seit er Trevrezent verließ,
Der ihm so herzlich damals riet,
Er sollte Hülf' erflehn von ihm,
Der Freude könnt' in Sorgen schenken.
Sie schwangen kunstgerecht die Arme, [742]11
Feuer sprang von ihren Helmen,
Herber Wind weht von den Schwertern.
Gott schütze Gahmuretes Kind! 15
Der Wunsch gilt ihnen beiden,
Die zuvor ich nannte Einen.
Wer den Preis da auch gewinnt — 23
Wenn Lieb und Treu sein Herz beseelt,
Er hat des Lebens Freud' verloren, 25
Erkoren ew'ges Herzeleid.
Was säumest du dich, Parzival,
Daß du an die zücht'ge Schöne
Nicht gedenkst, dein trautes Weib,
Willst du behalten hier das Leben?
Können dir nun helfen nicht [743]12
Kondwiramur noch auch der Gral,
So müßte eins dich doch erheben:
Daß die beiden süßen Knaben
Nicht so früh verwaiset sei'n,
Kardeiß und Loherangrin!
Die wurden ihm geboren,
Seit er sein Weib zuletzt geküßt. 20
Da wuchsen des Getauften Kräfte. 23
Er dachte — wahrlich nicht zu früh! —
An sein Weib, die Königin, 25
Und an ihre edle Minne,
Die mit Schwertspiel er gewann
Vor Pelrapeire von Klamide.
Dem Ruf Thasme und Thabronit

Ward hier ein Gegenruf gestellt: [744]
Parzival begann zu üben
Seinen Schlachtruf „Pelrapeir".
Da gab ihm alsobald
Durch vier Königreiche [1]) her
Kondwiramur der Minne Kraft.
Da sprangen von des Heiden Schilde
Spähne, wert viel hundert Mark.
Ithers starkes Schwert zerbrach
Vom Schlage auf des Heiden Helm,
So daß der kühne, reiche Fremdling
Strauchelnd lernte niederknien. [2])
Länger wollt' es Gott nicht leiden,
Daß den Leichenraub zu führen
Ziemte Parzivalens Hand:
Ithern nahm er dieses Schwert,
Wie seine Einfalt damals riet.
Der nie vor Schwertschwung noch gesunken,
Hurtig sprang der Heide auf:
Ungeschieden ist es noch,
Entscheidung steht für beide
In des Allerhöchsten Hand,
Der wend' ihr Sterben gnädig ab!
Der unerschrockne Heide sprach
In adeliger Höflichkeit
Französisch, das er wohl verstund:
„Ich sehe wohl, wehrhafter Mann,
Du müßtest streiten ohne Schwert.
Was könnt' ich Ruhms an dir gewinnen? [745]
Halt nun ein und sage mir,
Wer du bist, wehrhafter Held.

---

[1]) Anjou, Waleis, Norgals, Brobarß.

[2]) mit strûche venje suochte: im Straucheln den Kniefall zum Gebet suchte — scherzend vom Heiden gesagt.

Fürwahr, dein wäre jetzt mein Preis,
Der mir so lang' beschieden war,
Wär' dir zerbrochen nicht dein Schwert.
Nun sei uns beiden Fried' gegönnt,
Bis unsre Glieder ausgeruht!"

Sie setzten nieder sich ins Gras:
Mannheit war mit Zucht an beiden,
Beider Jahre wohl bestellt,
Zum Streit zu alt nicht, noch zu jung.
Bald sprach der Heide zum Getauften:
„Glaube, werter Held, ich sah
Nie einen Mann in meinem Leben,
Würdiger, den Preis zu haben,
Den ein Mann erjagen muß!
Nun wolle, Held, mir beides sagen,
Deinen Namen, dein Geschlecht:
So steht es wohl um meine Fahrt."
Da sprach Herzeloydens Sohn:
„Sollt' ich das aus Furcht jetzt thun,
Gleich dem Besiegten mich bekennen —
Niemand dürft' es von mir fordern!"
Drauf der Heide von Thasme:
„Ich will zuerst mich nennen,
Mein laß sein den Schimpf.
Ich bin von Anjou Feirefiß,
So reich, daß meiner Hand gehorchet
Zinsend manches weite Land."
Da diese Rede war gethan, [746]
Sprach Parzipal zum Heiden:
„Wovon seid ihr ein Anjou? sprecht!
Anjou ist mein rechtlich Erbe,
Herr, wählt einen andern Namen!
Ist einer hier von uns ein Anjou

Von Geburt, soll ich es sein.
Doch ward mir für gewiß gesagt,
Es wohne in der Heidenschaft
Ein unverzagter Held,
Der dort den höchsten Preis behält,
Der sei zum Bruder mir geboren.
Herr, könnt' ich euer Antlitz sehn,
Ich sagt' euch alsobald,
Wie man ihn mir beschrieben. [1])
Herr, wollt ihr euer Haupt entblößen,
Glaubt, meine Hand berührt es nicht,
Bis es aufs neu gewappnet ist."
Da sprach der Held aus Heidenland: [747]
„Dein Streiten ficht mich wenig an.
Und wär' ich ungerüstet ganz,
Du wärest doch verloren,
Da ich dies Schwert noch habe.
Das ließ' ich dir erklingen
Durch Eisen, Bein und Mark,
Eh du zu ringen noch beginnst!"
Da zeigt' er edeln Mannesbrauch:
„Dies Schwert gehöre unser keinem!"
Der kühne Degen sprach's und warf
Das Schwert weit von sich in den Wald.
„Soll nun ein Streiten hier ergehn,
So sei's mit gleichen Chancen!"
Und weiter sprach der reiche Fürst:
„Held, bei deiner edeln Zucht,
Da dir ein Bruder leben soll,
Sage mir, wie sieht er aus?"
Da sprach Herzeloydens Kind:
„Wie ein beschrieben Pergament,

[1]) Vgl. o. S. 148, Anm. 1.

Schwarz und weiß allüberall,
So zeichnete mir ihn Ecuba!
Da sprach der Heide: „Das bin ich!“
Da säumten beide länger nicht:
Vom Helme und vom Hersenier [748]
Entblößte jeder gleich sein Haupt.
Parzival fand werten Fund,
Den liebsten, den er jemals fand.
Der Heide war sogleich erkannt,
Denn er trug der Elster Farben.
Feirefiß und Parzival
Endigten den Haß im Kuß:
Beiden ziemt auch Freundschaft besser
Als der Haß ergrimmter Herzen;
Treu und Liebe schied den Streit.
Der Heide sprach in Freuden:
„Wohl mir, daß ich noch gesehn
Des edeln Gahmuretes Kind:
Des sei'n gepriesen meine Götter.
Meine Göttin Juno[1])
Mag sich solches Preises freun,
Juppiter, mein starker Gott,
Verlieh mir dieses hohe Glück.
Götter und Göttinnen,
Eure Kraft verehr' ich immer!
Gepriesen sei des Sternes Glanz,
In dem[2]) ich diese meine Reise
Her gethan auf Abenteuer,
Furchtbar süßer[3]) Mann, zu dir!
Das ließ mich deine Hand beklagen.

[1]) Im Mittelalter wurden die römischen und griechischen Götter den Sarazenen (als „Heiden“) beigelegt.

[2]) astrologisch: unter dessen Herrschaft. Auf die Sarazenen wurde alle heidnische Kunst nnd Wissenschaft übertragen.

[3]) ein Oxymoron: furchtbar und süß zugleich.

Gepriesen sei die Luft, der Tau,
Der heute auf mich niederfiel!
Minneschlüssel, zier und fein,
Heil den Frauen, die dich sehn! [749]
Welch ein Glück ward ihnen doch!"
„Ihr sprechet wohl: ich spräche besser
Und von Herzen, könnt' ich das.
Nun hab' ich leider nicht gelernt
Euern Wert und hohen Preis
Mit Worten zu erheben:
Aber Gott kennt meinen Willen.
Was mit Herz und Aug' ich kann,
Das spricht, wie's euer Preis erheischt.
Wahrlich ich weiß, von Ritters Hand
Geschah mir größre Not noch nie,
Als hier von euch," sprach Parzival.
Da sprach der reiche Feirefiß:
„Nicht länger darfst du ihrzen mich,
Wir hatten einen Vater doch!"
In brüderlicher Liebe bat er,
Daß er nun das Ihrzen ließe
Und ihn künftig hieße „Du".[1])
Das war Parzivalen leid.
„Euer Reichtum," sprach er, „Bruder,
Gleicht des Baruchs Herrlichkeit!
Und älter seid ihr auch als ich.
Ich bin so jung und bin so arm,
Daß fern mir sei der Uebermut,
Euch Dutzen anzubieten,
Pfleg' ich anders Zucht und Sitte."

Indem Feirefiß fortfährt, seine Götter für die glückliche [750] bis
Fahrt zu preisen, äußert er auch das Verlangen, seinen [778]14
Vater zu sehen, von dessen Thaten er gehört, obwohl er ihm

[1]) Über Ihrzen und Dutzen vgl. Excurs V, 1, b.

zürnen müsse, daß er ihn verwaist gelassen und seiner Mutter durch sein Scheiden den Tod gegeben habe. Parzival bekennt betrübt, daß auch er ihn nie gekannt habe, aber er erzählt ihm, was er von seinem Ruhme und von seinem Tode gehört habe. Da zeigte sich, daß auch der Heide ein treues Herz hatte, wie es Christus die Menschen gelehrt, denn er beklagte weinend seines edeln Vaters Tod und den eben beendigten Kampf, der so unheilvoll hätte verlaufen können. Endlich forderte er Parzival auf, mit ihm zu seinem Heere zu reiten; der aber bat ihn, statt dessen ihn zu Artus zu begleiten; dort werde er schöne Frauen sehen und seine ganze Sippe, darunter manches gekrönte Haupt. Als Feirefiß von Frauen reden hörte, stimmte er freudig ein. So standen sie denn auf; Parzival holte seines Bruders Schwert, stieß es ihm in die Scheide, und treu gesellt ritten sie dem Artuslager zu. Dort hatte man schon von ihrer Begegnung gehört, denn als man noch über Parzivals heimlichen Fortgang klagte, war ein Mann aus Schastelmarveil gekommen und hatte erzählt, daß man von der Wunderfäule aus einen Kampf gesehen habe, gegen den alles, was man bis dahin kennen gelernt, ein Nichts sei. Sogleich sagte Artus, hier könne der eine nur sein Neffe Parzival gewesen sein. Während er noch sprach, nahten Parzival und Feirefiß dem Lager.

Sie ritten unter den staunenden Blicken der Menge zuerst vor Gawans Zelt. Sobald der es von Artus Ringe aus gewahrte, eilte er dahin und empfing sie mit großer Freude. Sogleich hieß er sie entwappnen; da zeigte sich, daß sie mit Speer und Schwert treffliche Malerkünste an einander geübt hatten. Staunen aber erregte bei allen die köstliche Zier der Rüstung Feirefiß'. Nie hatte man so edles Gestein auf Rüstung und Wappenrock gesehen. Noch mehr Verwunderung aber rief seine bunte Elsterfarbe hervor, und Gawan bat seinen Vetter, ihm den Namen seines merkwürdigen Gastes zu nennen. Als er nun hörte, daß es Gahmurets Sohn sei, sein Vetter, wie Parzival, da umarmte und küßte er ihn herzlich. Nun brachte man beiden aus Gawans Kammer köstliches Samtgewand, und bald kamen auch die Königinnen und Orgeluse, sie zu begrüßen. Der Heide ward gar froh über den Anblick so edler Frauen. Nachdem nun Parzival von seinem Kampfe mit seinem Bruder und von ihrer Versöhnung erzählt, ließ Gawan sogleich „das Essen" bereiten, denn die Brüder hatten bis dahin noch nichts genossen. Da wurden in weitem Kreise Polster gelegt, bedeckt mit kostbaren, seiden gestickten Kissen

und Decken; das war Klinschors Herrlichkeit. Vier reiche, seidene Teppiche wurden vierseitig gegeneinander aufgehängt, darunter Pfühle gelegt mit schönen Decken und Rückenpolstern. So weit aber war der Ring, daß da wohl sechs Zelte ohne Gedränge der Schnüre hätten stehen können. Da entbot Herr Gawan die Märe zu Hofe, daß der reiche Heide gekommen sei, von dem die Heidin Ekuba früher erzählte. Jofreit, der die Kunde überbrachte, bat Artus, ebenfalls früh zu essen und bald mit Rittern und Frauen zu kommen, des edeln Gahmurets Sohn zu begrüßen. Unterdessen bestimmte Gawan in seinem Zelte die Tischordnung. Die Ritter Orgelusens saßen zu Gawans Rechten, zu seiner Linken Klinschors Leute; ihm gegenüber die aus Klinschors Macht befreiten Frauen, und mitten zwischen ihnen Feirefiß und Parzival. Die neuvermählten Paare saßen sich gegenüber. Gawan aß mit seinem Gesellen Jofreit, neben ihm auf der anderen Seite Orgeluse mit Arnive.[1]) Feirefiß pries von neuem sein günstiges Geschick, aber Parzival bereitete ihn auf noch Herrlicheres vor, wenn Artus erschiene mit der Tafelrunde, von der er hier nur den Wirt, Jofreit und ihn selbst sehe. Speise und Trank hatte man genug, und als man nun gegessen und die Tischtücher wieder aufgenommen hatte, da bat Gawan die drei Königinnen und Orgelusen, daß sie sich dem Heiden aufmerksam erwiesen. Sogleich erhoben sich dieselben, und als Feirefiß sie auf sich zukommen sah, stand er mit Parzival auf, sie zu erwarten. Orgeluse aber nahm ihn bei der Hand und bat alle Ritter und Frauen, sich zu setzen. Da hörte man Trommeln, Trompeten und Posaunen: Artus war vor Gawans Ring angekommen. Die ganze edle Schaar stieg ab, und freudig erstaunt bewunderte Feirefiß die schönen Ritter und Frauen. Ginover, die Königin, ließ die neuvermählte Itonje ihren Vetter zuerst küssen, danach begrüßte sie ihn selbst. Desgleichen thaten Gramoflanz und Artus, die dem Heiden beide ihre treuen Dienste entboten. Nun setzten sich alle nieder, und manch süßes Minnewerben erging aus süßem Munde. Artus aber sprach mit Feirefiß und hörte mit Freude, daß er in Weibes Dienst so fern her gezogen sei und daß er seiner Herrin Secundille, die ihm mächtiger helfe, als sein Gott Juppiter, nicht ungelohnt diene. Darin erkannte er Gahmurets echte Art. Darauf machte er ihn mit allen Verhältnissen vertraut, mit Orgelusens Minnedienst und der Befreiung der Frauen, sowie mit Parzivals Heldenthaten und

[1]) vgl. Excurs V, 1, c.

seinem Werben um den Gral. Endlich aber bat er ihn sowie Parzival, selbst zu erzählen, welche Siege sie erfochten. Da zählte Feirefiß eine lange Reihe von Heldenthaten auf und verschwieg auch nicht seine Siege in der Minne. Desgleichen nannte Parzival die Heldenthaten, die er bei seinem Suchen nach dem Gral bestanden habe; alle freilich zu nennen, war ihm nicht möglich. Feirefiß war von Herzen froh, daß seines Bruders Ruhm so herrlich war. Indessen hatte Gawan heimlich die Rüstung des Gastes in den Ring tragen lassen, wo ihre Herrlichkeit nicht genug bewundert werden konnte, und manche Frau beneidete in der Stille Feirefiß' Freundin, die solche Gabe spenden konnte und solchem Manne Minne gewährte. Jetzt stand Artus mit Gramoflanz, Parzival und Gawan auf, mit ihnen ein Fest zu beraten, mit dem sie den Gast ehren könnten. Vor allem sollten sie ihn zum Genossen der Tafelrunde werben. Das geschah und Feirefiß gelobte sich freudig als ihren Gesellen. Als nun „das Trinken" gebracht war, gingen alle in ihre Zelte auseinander, den kommenden Tag festlicher Freude ersehnend.

Während der Nacht bereitete man die Tafelrunde: In der Mitte eines weiten Kreises ward die Tafelrunde, ein kostbarer, rundgeschnittener Stoff, ausgebreitet,[1]) den Artus selbst ausgesucht hatte. In der Peripherie des Kreises standen die reich ausgestatteten Sitze. Gawan und Gramoflanz sorgten für die Kosten, aber auch Artus, obwohl er Gast war, spendete reichlich. Am andern Morgen sah man in allen Zelten sich Ritter und Frauen festlich schmücken, und als Artus die Messe gehört hatte, zog man in hellen Haufen vor den Ring der Tafelrunde, jegliche Frau mit ihrem Ritter. Diejenigen aber, welche keinen Freund hatten, wagten nicht, sich zu zeigen. Gramoflanz, Gwelljus und Florant, die Gatten Itonjes, Sangives und Kundries, wurden in die Tafelrunde aufgenommen. Als man nun im Ringe saß, da war nur eine Stimme, daß der reichste von allen Feirefiß wäre. Bald begann der Buhurd, allen Frauen zur Augenweide, und endlich begaben sich alle zu ihren Plätzen, um die Freuden der Tafel zu genießen. Da saß jede Frau bei ihrem Ritter, der ihr Ruhm erworben hatte, und Feirefiß und Parzival musterten freudig die edle Schar. Aber der Tag sollte noch ein besonders heilvoller werden.

[1]) vgl. o. S. 141.

Die Heilsbotschaft des Grals.

Gepriesen sei die süße Mär, [748]14
Die von der Jungfrau ward vernommen,
Die jetzt heran man reiten sah.
Kostbar waren ihre Kleider,
Geschnitten nach Franzosenart.
Ihr Mantel war von reichem Samt,
Noch schwärzer als ein türk'scher Rappe. 20
Arabisch Gold erglänzte drauf,
Gewirkt zu manchem Turteltäubchen
Nach des Grales Wappenzeichen.
Hoch und glänzend stund ihr Kopfputz. 27
Mancher dichte Schleier barg
Vor jedem Blick ihr Angesicht.
Gemächlich, doch in vollem Schritt [779]
Ritt sie übers Feld daher.
Ihr Zaum, ihr Sattel und ihr Pferd
War reich und kostbar ohne Streit.
Gleich ließ man in den Ring sie reiten. 5
Ohne Thorheit, ernstes Sinns,
Ritt sie rings im Kreis herum.
Man zeigte ihr, wo Artus saß,
Den alsobald sie grüßte. 10
Ihre Sprache war französisch:
Einer Rache, war ihr Werben,
Möchte man nicht mehr gedenken,
Hören möchte man die Mär.
Den König und die Königin 15
Bat sie, ihrem Wort zu helfen.
Eilig wandte sie sich dann
Von ihnen hin, wo Parzival
Bei Artus nah sie sitzen fand.

Stracks sprang sie von dem Pferd ins Gras
Und warf mit aller ihrer Zucht
Sich Parzival zu Füßen.
Weinend warb sie seinen Gruß,
Daß er den Zorn vergäße,
Ihr ohne Kuß die Schuld vergäbe.
Artus, dazu Feirefiß
Halfen fleißig ihrem Bitten.
Parzival trug ihr noch Haß:
Um Freundes Bitt' vergaß er ihn
Aufrichtig, ohne Hinterhalt. [780]
Die Werte, freilich nicht die Schöne,
Hurtig sprang sie wieder auf
Und neigte sich und dankte ihnen,
Die ihr nach so großer Schuld
Zu Gnad' und Huld geholfen.
Sie wand mit ihren Händen
Jetzo ihren Kopfputz los.
Schleier, Bänder, alles warf sie
Von sich in den weiten Ring.
Kundrie la Surziere
Erkannte man gar bald;
Des Grales Wappen, das sie trug,
Ward da genugsam angeschaut.
Sie trug auch noch denselben Leib,
Den mancher von den Fraun und Männern
Sah zum Plimizöle kommen.
Von ihrem Antlitz habt ihr Kunde:
Noch immer stunden ihre Augen
Gelblich wie Topase,
Ihre Zähne lang, ihr Mund
Blau wie Veilchenfarbe.[1])

[1]) Vgl. VI, 515 ff.

Stund ihr nicht der Sinn nach Preis,
So trug sie ohne Grund den Hut,
Den teuren, dort am Plimizöl:
Die Sonne hätt' ihr nichts gethan;
Sie konnte nimmer durch das Haar
Die Haut ihr mit den Strahlen schwärzen.
Sie stund mit Zucht und sprach ein Wort,
Das bald man hohe Märe nannte.
Feierlich begann sie so: [781]
„Heil dir, Gahmuretes Sohn,
Gott will nun Gnade an dir thun,
Dich mein' ich, Herzeloydens Sproß.
Auch Feirefiß, der bunte,
Soll mir hier willkommen sein
Um Secundille, meine Herrin,[1])
Und um manchen hohen Preis,
Den er von Kindheit an erstritten."
Drauf fuhr sie fort zu Parzival:
„Nun sei in Demut herzlich froh,
Wohl dir, dir ward ein hohes Teil,
Du Krone alles Menschenheils!
Des Grales Inschrift ist gelesen:
Du sollst der Herr des Grales sein.
Kondwiramur, dein trautes Weib,
Dazu dein Sohn Loherangrin
Sind beide mit dazu benannt;
Seit du das Land Brobarß geräumt,
Gebar sie dir ein Zwillingspaar.
Kardeiß hat auch dort genug.
Und wär' dir Größres nicht geschehn,
Als daß dein Mund wahrhaft und rein

[1]) Sie war früher in Secundilles Diensten gewesen und von dieser dem Anfortas geschenkt.

Den Werten, Süßen[1]) grüßen soll:
Jetzt heilt den König Anfortas
Gewiß die Frage deines Mundes,
Die ihn von dem Jammer löst;
Wer mag an Seligkeit dir gleichen?
Die Sorge ist von dir verwaist. [782]17
Was der Planeten Lauf umschließt,
Und was ihr Schein erfüllt,
So weit ist dir das Ziel gesteckt,
Es zu erwerben deiner Macht.
Verderben muß dein Kummer nun.
An Unenthaltsamkeit allein
Läßt der Gral dir keinen Teil.
Des Grales Kraft verbietet dir
Sündige Genossenschaft.
Jung schufest du dir Sorgen,
Die hat nun Freud' an dir betrogen.
Du hast der Seele Ruh' erstritten
Und Freud' erharrt in Sorgen."
Die Mär verdroß den Helden nicht, [783]
Vor Rührung floß ihm aus den Augen
Wasser von des Herzens Quell.
Da sprach er: „Herrin, ist es wahr,
Wie euer Mund gesprochen hat,
Bin ich so vor Gott erkannt,
Daß mein sündehafter Leib,
Mein Weib und, hab' ich Kinder,
Alle haben daran Teil,
So hat Gott wohl an mir gethan.
Daß gern ihr alles gut gemacht,
Das zeigt mir euer gutes Herz;
Jedoch, hätt' ich nicht mißgethan,

[1]) Nämlich Anfortas.

Ihr hättet euern Zorn gespart;
Da war mir Heil noch nicht beschieden.
Des gebt ihr mir nun solchen Teil,
Daß all mein Leid ein Ende hat.
Euer Kleid bürgt für die Wahrheit.
Als in Munsalväsch ich war
Beim traurigen Anfortas, —
Alle Schilde, die da hingen,
Hatten eures Kleides Zeichen,
Kleiner Turteltauben viel.
Nun sagt mir, Herrin, wo und wie
Soll ich zu meinen Freuden fahren?
Laßt sie mir länger fern nicht sein!"
„Lieber Herr," so sprach sie gleich,
„Ein Mann sei dein Geselle,
Den wähl: an mir hast du Geleit.
Säume länger nicht, zu helfen![1])
Im ganzen Ring war bald vernommen, [784]
Kundrie la Surziere sei da,
Und welche Botschaft sie gebracht.
Freudenthränen weinte da
Orgeluse, daß die Frage
Parzivals Anfortas' Qual
Endlich wenden sollte.
Das Mahl zu enden war nun Zeit.
Bei Feirefiß saß Parzival:
Den bat er, sein Gesell zu sein.
Feirefiß war schnell bereit,
Nach Munsalväsch mit ihm zu reiten.
Im ganzen Ringe stund man auf.
Der Heide dachte hoher Dinge:
Er bat den König Gramoflanz, [785]

[1]) Nämlich dem Anfortas.

Wenn voll und ganz die Liebe noch
Bei ihm und seiner Base sei,
So sollt' er's durch die That bezeigen:
„Ihr und Vetter Gawan helft,
Daß keiner von den Kön'gen hier,
Von Fürsten, Rittern und Baronen
Von diesem Orte scheide,
Eh meine Gabe sie gesehn;
Desgleichen alles fahrnde Volk.
König Artus, laß dich bitten,
Gieb mir Boten nach dem Hafen,
Die Präsente zu empfahn!"
Da gelobten sie dem Heiden,
Sie wollten in vier Tagen
Nicht scheiden von dem Felde.
Da ward der Heide froh.
Er schrieb mit Tint' auf Pergament
Gar wohl verbürgte Schrift.
Die sandt' er hin zur Meeresbucht.
So viel erwarb ein Brief noch selten!
Als die Boten hingefahren, [786]
Hub Parzival die Rede an,
Wie Trevrezent ihm einst gesagt,
Daß niemand möcht' den Gral erstreiten,
Der nicht von Gott dazu erwählt.
Die Märe ging von Land zu Land,
Kein Streit möcht' ihn erwerben.
Da ließen sich die Lust vergehn
Die Leute, nach dem Gral zu trachten:
So ist er noch verborgen.
Parzival und Feirefiß
Lehrten[1]) Frauen fleißig klagen.

[1]) Nämlich durch ihr Scheiden.

In die vier Lager[1]) ritten sie
Von allem Volke Urlaub nehmend.
Mit Freuden schieden beide,
Wohl gewappnet gegen Streit.
Am dritten Tage brachte man
Vom Heidenheere nach Joflanz
Gaben, wie sie nie gesehn.
Was Kön'ge da empfingen,
Das half für immer ihrem Land.
Jedem ward nach seinem Maß,
Daß er nie reichre Gabe sah,
Allen Frauen reiches Kleinod
Von Triand und Nourient.
Ich weiß nicht, wie sie hier geschieden:
Die zwei und Kundrie ritten hin.

[1]) Nämlich Orgelusens, Gawans, Gramoflanz' und Artus'.

Sechzehntes Buch:

Parzival wird Gralskönig.

Anfortas' Erlösung.

Anfortas und die Seinen [787]
Trugen noch des Jammers Pein;
Der Not half ihre Treue nicht.
Er flehte oft um seinen Tod.
Der hätt' ihn sicher auch erlöst,
Doch ließen sie ihn fleißig sehn
Den Gral mit seiner heil'gen Kraft.
Er sprach zu seiner Ritterschaft:
„Ich weiß wohl, wärt ihr treu gesinnt,
Erbarmen fühltet ihr mit mir.
Wie lange soll's noch währen?
Fordert einst ihr euer Recht,
Ihr müßt vor Gott mein Leid entgelten.
Immer stund ich euch zu Diensten,
Seit zuerst ich Waffen trug.
Ist mir jemals Schmach geschehn
Vor euer eines Augen, —
Entgolten hab' ich's nun genug.
Ist Untreu eurem Herzen fern,
So löst mich, bei des Helmes Ehren

Und bei Schildes hohem Orden!
Die hab' ich beide oft gebracht
Unverzagt zu Ritterswerken.
Manches Thal und manchen Berg
Hab' ich tjostierend überritten,
Mit dem Schwerte so gespielt,
Daß es die Feinde sehr verdroß,
Das kommt bei euch mir nicht zu gut!
Ich, aller Freuden gänzlich bar, [788]
Verklag' allein euch alle einst
An des letzten Urteils Tage:
So geht ihr alle ins Verderben,
Laßt ihr mich von euch nicht scheiden.
Ihr habt gesehen und gehört,
Wie mir dies Unglück kommen ist.
Was taug' ich euch zum Herren nun?
Euch aber kommt es doch zu früh,
Verwirkt an mir ihr eure Seele!
Welch ein Thun erkort ihr euch?"
Sie hätten ihn von Leid erlöst,
Wär' nicht der hoffnungsreiche Trost,
Den Trevrezent euch schon genannt,
Wie er am Gral geschrieben sah.
Sie harrten abermals des Manns,
Dem dort die Freude ganz zerrann,
Und der hilfereichen Stunde,
Da sein Mund die Frage thäte.
Der König schloß die Augen oft
Mit Fleiß wohl bis zum vierten Tag.
Ward er dann so zum Gral getragen,
Es mocht' ihm lieb sein oder leid,
So zwang sein Siechtum ihn alsbald,
Die Augen wieder aufzuschlagen.
So mußt' er ohne seinen Dank
Wieder leben und nicht sterben.

So pflegten sie's mit ihm zu halten
Bis an den Tag, wo Parzival [789]
Und Feirefiß, der bunte,
Froh gen Munsalväsche ritten.
Nun war die Zeit auch wieder da,
Daß Mars und Jupiter
In zorn'gem Lauf zurückgekehrt,
Von wo sie ihren Sprung genommen.[1])
Das schuf an seinen Wunden
Anfortas solcher Qualen Weh,
Daß Fraun und Ritter überall
Seiner Klagen Schall vernahmen.
Seine Augen thaten allen
Jämmerliche Blicke kund.
Wenn ihm die strenge, bittre Not
Auflegt' so scharfes Ungemach,
So ward die Luft durchsüßet,
Zu mindern den Geruch der Wunden.
Vor ihm auf dem Teppich lag
Süß Gewürz und Spezerei,
Duftend Holz und Kräuter.
Die Luft zu rein'gen lag auch da
Theriak und teures Ambra.
Das war ein süßer Wohlgeruch.
Wo man auf den Boden trat, [790]
Kardamom, Muskat und Nelke
Lag gebrochen unterm Fuß;
Wenn das mit Tritten ward zerdrückt,
So ward dem Giftgeruch gewehrt.
Sein Feuer nährte Aloe,
Wie ich euch früher schon gesagt.
An seinem Bettgestell die Pfosten

[1]) Vgl. S. 205 unten.

Waren horn'ge Vipernhaut.
Um Ruh zu haben vor dem Gift
Waren auf den Decken all
Würz'ge Pulver ausgestreut.
Weich gesteppt und ohne Naht
War die Decke, drauf er lehnte,
Seidenzeug aus Nurient.
Noch besser war das Bett geziert
Mit edeln Steinen, kräftereich.[1])
Von Salamander Gurte[2]) hielten
Aneinander das Gestell,
Tragend unter ihm die weiche
Palmatseidene Matratze.
Niemand kann's bestreiten,
Daß er beßres nie gesehn:
Reich war der Wirt nach allen Seiten,
Doch an Freuden gänzlich arm.
Nun soll ihm Freude werden. [792]9
Schon ist nach Terresalväsch gekommen,
Von Joflanz geritten her,
Dem alle Sorge war entwichen,
Parzival, Kundrie, Feirefiß.
Sie würden Streit nun bald erfahren,
Hätte Kundries treu Geleit
Sie von Arbeit nicht geschieden.
Einer Warte nahten sie,
Da sprengten ihnen scharf entgegen
Viel Templeisen wohl beritten
Und gewappnet, höf'sche Leute.

[1]) Den Edelsteinen wurden Heilkräfte zugeschrieben.

[2]) strangen von salamander = mittellat. salamandra, der Amiant oder „weiche," biegsame Asbest. Der auch von Wolfram bezeugte Volksglaube dachte sich diesen Stoff von den Salamandern in fabelhaften Bergen im Feuer gewebt.

Sie sahen am Geleite bald,
Daß ihnen Freude nahte.
Dieser Mannen Führer sprach,
Als er viel Turteltauben sah
Von Kundries Kleid erglänzen:
„Unsre Sorge ist geendet:
Mit des Grales Wappen hier
Kommt, auf den wir täglich hofften,
Seit uns Not und Leid umstrickten. [793]
Große Freude naht uns nun!"
Feirefiß mahnt' alsobald
Seinen Bruder Parzival
Und eilte hin zum Streite.
Kundrie fiel ihm in die Zügel,
Daß sein Tjost dort nicht erging.
Da sprach die borst'ge Jungfrau schnell
Zu ihrem Herren Parzival:
„Solche Schilde und Paniere
Mögt ihr nun erkennen bald,
Dort hält allein des Grales Schar,
Die sind euch all zu eurem Dienst!"
Da sprach der edle Heide:
„So sei der Streit gemieden denn!"
Drauf bat Kundrien Parzival,
Zu ihnen auf den Weg zu reiten.
Die verkündet' gleich die Mär,
Welch Heil für sie gekommen wäre.
Was da von Templeisen war,
Die sprangen nieder in das Gras;
Auch ward im selben Augenblick
Manch Helm vom Haupt gebunden.
Zu Fuß empfingen sie den Herrn,
Ein Segen däuchte sie sein Gruß.
Auch Feirefiß empfingen sie,

Den schwarzen und den weißen.
Nach Munsalväsch ward nun geritten
Weinend, doch in Freuden Fülle.
Sie fanden ungezähltes Volk, [794]
Manchen wonniglichen Greis,
Edle Knappen, viel vom Troß.
Das traurige Gesinde
Mochte sich der Ankunft freun.
Parzival und Feirefiß
Wurden beide wohl empfangen
An der Stiege vor dem Saal.
In den Saal ward nun gegangen.
Da lagen, wie es sonst Gewohnheit,
Hundert Teppiche,[1]) breit und rund.
Auf jedem lag ein weiches Pfühl,
Drauf eine lange, samtne Decke.
Fehlt's den beiden nicht an Witz,
Sie fanden Sitze da genug,
Bis man der Rüstung sie entledigt.
Bald war da ein Kämmerer,
Der brachte ihnen reiche Kleider,
Dem einen wie dem andern gleich.
All die Ritter setzten sich.
Man trug von reichem Gold herbei
Manche teure Schale.
Feirefiß und Parzival
Tranken und gingen beide hin
Zum traur'gen Mann Anfortas.
Es ward euch früher schon gesagt,
Daß er nur lehnt' und selten saß,
Und wie sein Bett gezieret war.
Die zwei empfing nun Anfortas

[1]) Vgl. V, 169 ff.

Fröhlich, doch von Leid gequält. [795]
Er sprach: „Mit Schmerz erharrt' ich's lange,
Soll ich durch euch werden froh.
Ihr schiedet jüngstens so von mir, —
Habt ihr ein Herz zu helfen,
Man müßt' euch drum in Trauer sehn!
Ward jemals Preis von euch gesagt,
So werbt bei Rittern hier und Frauen
Meinen Tod und laßt die Not
Sich enden! Seid ihr Parzival,
Wehret mir, den Gral zu sehen
Sieben Nächte und acht Tage:
Dann enden meine Klagen all.
Mehr zu sagen wag' ich nicht.[1])
Wohl euch, wenn man euch Hilfe dankt!
Fremd seh' ich euern Gesellen hier:
Ich will nicht, daß er vor mir steh'.
Was sorgt ihr nicht für sein Gemach?"
Weinend sprach da Parzival:
„Sagt mir, wo der Gral hier liegt.
Läßt Gott an mir nun Gnade walten,
Inne wird's wohl diese Schar!"
Dreimal kniet' er vor ihn hin,
Betend zur Dreifaltigkeit:
Er flehte, daß des armen Mannes
Herzeleides würde Rat.
Dann stund er auf und fuhr so fort:
„Oheim, was quälet dich?"
Der einen Stier durch Sanct Silvestern
Vom Tod lebendig wandeln hieß,[2]) [796]

[1]) vgl. IX, 1094 ff. dazu Einl. III, 2.

[2]) Ein Jude stritt mit Silvester um den Glauben vor dem Kaiser Constantin. Zum Beweise der Macht seines Glaubens flüsterte er einem Stiere den Namen seines Gottes ins Ohr, worauf dieser tot niederfiel. Silvester aber erweckte ihn durch Anrufung Christi wieder zum Leben.

Der Lazarum ließ auferstehn,
Derselbe half, daß Anfortas
Jetzt gesund ward und genas.
Was der Franzose nennt Florie,
Den Glanz erhielt nun seine Haut.
Parzivals Schönheit war ein Wind
Und Absaloms, des Davidssprossen;
Vergulaht von Askalon[1])
Und die von anererbter Schönheit,
Und was an Gahmuret man pries,
Als man ihn so wonniglich
Einreiten sah zu Kanvoleiß[2]) —
Der aller Schönheit kam nicht gleich
Der, die aus Siechtum trug Anfortas:
Gott kann Künste noch genug.
Andrer Wahl geschah da nicht,
Als die die Schrift am Grale
Zu Herren hatte dort benannt:
Allem Volk ward Parzival
Als Herr und König kund gethan.
Niemand fand wohl anderswo
Zwei so reiche Männer,
— Wenn ich Reichtum schätzen kann —
Als Parzival und Feirefiß.
Dem Wirt und seinem Gaste boten
Viele fleißig ihren Dienst.

[1]) Vgl. B. VIII. S. 162.
[2]) vgl. B. II, S. 9.

Kondwiramurs Einholung.

Nun weiß ich nicht, wie manche Rast
Kondwiramur gen Munsalväsch
In Freuden war geritten.
Ihr war die Botschaft schon gebracht, [797]
Gewandt sei ihrer Klagen Not.
Der Herzog Kyot mit den Edeln
Hatten sie schon hin geführt
Nach Terresalväsche in den Wald,
Wo Segramors die Tjost gefällt
Und wo der Schnee, mit Blut gefärbt,
Damals ihrer Farbe glich.
Da sollte Parzival sie holen:
Die Reisemüh ertrug er gern.
Ein Templeise sprach die Mär:
„Mancher höf'sche Ritter hat
Mit Zucht die Kön'gin hergebracht".
Parzival nahm alsobald
Der Schar des Grales einen Teil
Und ritt mit ihr zu Trevrezent.
Des Herze ward der Märe froh,
Daß es so stund um Anfortas,
Daß er von jener Tjost nicht starb
Und ihm die Frage Ruh erwarb.
Er sprach: „Geheimnisreich ist Gott,
Wer saß in seinem Rate je,
Wer weiß ein Ende seiner Kraft?
Der Engel Chöre allzumal
Können's nicht zu Ende denken.
Gott ist Mensch und Wort[1]) des Vaters,
Gott ist Vater und auch Sohn,

[1]) λόγος Joh. 1, 1.

Sein Geist kann große Hülfe thun.
Größer Wunder nie geschah, [798]
Da ihr's Gott abgerungen habt
Mit Zorn, daß die dreifalt'ge Macht
Euern Willen euch gewährte.
Euch abzuleiten von dem Gral
Hehlt' ich euch, wie's um ihn stünde.
Nun laßt mich diese Sünde büßen:
Gehorsam muß ich euch nun sein,
Mein Schwestersohn und Herr zugleich.
Leid war mir euer fruchtlos Mühn,
Niemals war es noch geschehn,
Daß einer mocht' den Gral erstreiten:
Gern hätt' ich euch davor bewahrt.
Doch anders ist es nun gekommen:
Eu'r Gewinn stieg auf zur Höhe:
Wendet euern Sinn zur Demut!"

Zu seinem Oheim sprach der Held: [799]
„Ich soll sie sehen, die ich nun
Fünf Jahre lang nicht wiedersah.
Da wir beisammen waren,
War sie mir lieb: das ist sie noch.
Doch du sollst mein Berater sein,
So lang' uns noch der Tod nicht schied:
Du riet'st mir einst in großer Not! —
Jetzt zieh' ich meinem Weib entgegen,
Deren Kommen ich vernahm
Auf einen Plan[1]) am Plimizöl.
Nun bat er Urlaub ihm zu geben:
Der fromme Mann befahl ihn Gott.

Parzival durchstrich die Nacht
Den Wald, der war der Schar bekannt.

[1]) abhängig von „Kommen".

Am Morgen fand er lieben Fund,
Aufgeschlagen manch Gezelt,
Viele Banner aufgepflanzt
Aus dem Lande von Brobarß,
Dahinter manchen Schild gestreckt:
Da lagen seines Landes Fürsten.
Parzival, der König, fragte,
Wo die Kön'gin selber läg',
Ob sie besondern Ring genommen.
Man zeigte bald ihm, wo sie lag
Und ihren Ring besonders hatte,
Von Gezelten rings umfangen.
Nun war Herzog Kyot schon
An diesem Morgen aufgestanden.
Grau noch schimmerte der Tag; [800]
Doch erkannt' er an der Schar
Alsbald des Grales Wappen:
Sie führten alle Turteltauben.
Da seufzte schwer der alte Mann.
Denn Schoysian', sein keusches Weib,[1])
Die an Sigun's Geburt erlag,
Erwarb ihm Heil in Munsalväsche.
Kyot ging Parzival entgegen,
Ihn und die Seinen wohl empfangend.
Er sandte einen Junker gleich
Zum Marschall hin der Königin,
Den Rittern gut Gemach zu schaffen.
Ihn selber führt' er an der Hand,
Wo er der Kön'gin Kammern[2]) wußte,
Ein klein Gezelt von Bukeram.
Da nahm man ihm den Harnisch ab.

[1]) Er war also Parzivals Oheim. Vgl. IV, 113 u. IX, 986 ff.
[2]) die Kleiderkammern, vgl. Excurs IV, 2.

Noch ahnte nichts die Königin.
Parzival fand bei ihr liegen
Kardeiß und Loherangrin
In einem Zelte, hoch und weit.
Da wurde seine Freude voll.
Ringsumher an allen Seiten
Lagen klarer Fraun genug.
Kyot, auf die Decke klopfend,
Bat die Kön'gin, daß sie wache
Und mit Lachen fröhlich sei.
Aufblickend sah sie ihren Mann.
Da sprang Kondwiramur, die schöne, [801]
Froh vom Lager auf den Teppich.
Fest umfing sie Parzival,
Auch sagt man mir, sie küßten sich.
Sie sprach: „So hat mir dich das Glück
Gesendet, meine Herzensfreude!
Ich müßte zürnen, doch vermag ich's?
Heil der Stunde, Heil dem Tag,
Der solch Umfangen mir gebracht,
Davon mein Trauern ganz erstirbt!
Ich hab' nun, was mein Herz begehrt:
Frei bin ich aller Sorge!"
Da erwachten auch die Kindelein,
Sie lagen auf dem Bette bloß.
Parzival besann sich nicht,
Er küßte beide minniglich.
Kyot, in Sitte wohl erfahren,
Hieß hinaus die Knaben tragen.
Auch den Fraun befahl er drauf,
Daß sie aus dem Zelte gingen.
Sie thaten's, als sie ihren Gruß
Dem Herrn gebracht nach langer Reise.
Kyot, der ritterliche Mann,

Befahl der Kön'gin ihren Gatten;
Die Jungfraun führt' er all' hinaus.
Da war's gar früh am Tage noch:
Ein Kämmrer schlug den Vorhang[1]) zu.
Nahm der Besinnung Kraft ihm einst [802]
Der weiße Schnee mit Blut gemischt,
— Das fand er auf derselben Au —
Für solchen Kummer steht nun ein
Kondwiramur: ihr war es eigen.[2])
Den Glücklichen verging die Zeit
Schnell bis zum hohen Morgen.
Indessen kam das ganze Heer
Heran, die Templer zu beschaun:
Die trugen Helme, schön geziert,
Und Schilde, die in mancher Tjost
Durchbohrt von starker Lanzen Stoß,
Dazu von Schwertern scharf zerschnitten.
Einen Waffenrock trug jeder
Ganz von Seide oder Samt;
Die Beine führten noch die Schienen,
Der Rüstung waren sie entledigt.
Aus dem Zelte traten jetzt
Der König und die Königin.
Ein Priester sang die Messe.
Im Ring erhub sich groß' Gedrang;
Und als der Segen war gesprochen,
Ward der König von den Seinen,
Manchem Ritter stark und wert,
Mit treuem Gruß empfangen.
Man wand vom Zelt den Ueberzug.[3]) [803]

[1]) die winden. Vgl. Excurs IV, 2.

[2]) nämlich die Farben von Schnee und Blut, die ihn damals (vgl. VI, 36 ff.) an derselben Stelle an sein Weib erinnerten.

[3]) des gezeltes winden nam man abe. Vgl. Excurs IV, 2.

Der König sprach: „Wer von den Knaben
Soll nun euer König sein?“
Da that er all den Fürsten kund:
„Waleis und Norgals,
Kanvoleiß und Kingrivals,
Anjou auch und Bealzenan
Soll mit vollem Recht er haben,
Kommt er je zu Manneskraft.[1])
Dazu seid ihm Gesellen!
Mein edler Vater Gahmuret
Ließ es mir als rechtes Erbe.
Ich hab' des Grales Heil ererbt:
So müßt ihr eure Lehen jetzt
Von meinem Kind empfangen,
Wenn ich an euch Treue finde.“
Das geschah mit gutem Willen.
Viele Fahnen sah man führen:[2])
Weiter Lande manchen Teil
Verliehen da zwei kleine Hände.
Kardeiß ward gekrönet;
Der hat nun Kanvoleiß bezwungen
Und mehr, was Gahmuret gehört.[3])
Am Plimizöl an einem Anger
Ward ein weiter Ring gemessen
Mit Gestühl zum Mittagsmahl.
Schnell war der Imbiß eingenommen,
Zur Heimfahrt wandte sich das Heer:
Es brach die Zelte ab und zog
Mit seinem jungen König heim.
Da nahmen ihre Herrin auch [804]4

[1]) nämlich Kardeiß.

[2]) Die Vasallen brachten dem Fürsten die Fahnen, und dieser belehnte sie damit.

[3]) Was Lähelin und Orilus geraubt hatten. Vgl. III, 353 ff.

Die Templer mit Loherangrin
Und ritten hin gen Munsalväsche.
„Einst sah ich hier," sprach Parzival,
„Im Walde eine Klause stehn,
Dadurch ein schnelles Wasser ging.
Wenn ihr sie wißt, so führt mich hin!"
Sie wüßten eine, ward gesagt:
„Eine Jungfrau wohnt daselbst
Klagend an des Freundes Sarg,
Eine Arche[1]) rechter Güte.
Unser Weg geht nah vorbei.
Man sieht sie nimmer frei von Jammer."
Der König sprach: „Wir wolln sie sehn!"
Und alle stimmten froh mit ein.
Sie ritten fürbaß lange fort
Und fanden noch am Abend spät
Sigunen auf den Knieen tot.
Da sah die Kön'gin Jammers Pein.
Sie brachen in die Klause:
Der Base treu gedenkend ließ
Der Held den Stein vom Sarge heben.
Da lag Schionatulander
Unverwest, schön wie im Leben.
Man legte sie nah zu ihm hin,
Die jungfräulich im Leben [805]
Ihm Minne gab, und schloß das Grab.

Kondwiramur begann zu klagen
Sigunen, ihres Oheims Tochter,[2])
Und verlor der Freuden viel;
Sie hatte Schoysiane,
Die Mutter der gestorbenen Maid

[1]) Auf die Arche Noahs anspielend: In ihr hat rechte Güte eine Zuflucht, vgl. IX, 993.
[2]) des Herzogs Kyot.

Und Muhme Parzivals, erzogen
Als Kind,[1]) drum ward sie freudelos.
Der Herzog Kyot wußte nichts
Von seiner Tochter Tod; er zog,
— Kardeiß' Erzieher — mit ihm heim.
Die Mär hat nicht des Bogens Krümme,
Ich erzähle schlicht und wahr.[2])
Nun thaten sie der Reis' ihr Recht
Und kamen nachts nach Munsalväsche.
Ihrer harrte Feirefiß,
Mit Kurzweil sich die Stunden kürzend.
Kerzen wurden da entzündet,
Gleich als wär' der Wald entbrannt.
Von Patrigalt ein Templer ritt
Gewappnet bei der Königin.
In dem weiten, breiten Hof
Stund gesondert manche Schar,
Die empfingen ihre Herrin
Und den Wirt mit seinem Sohn.
Da trugen sie Loherangrin
Zu seinem Oheim Feirefiß.
Den wollte er nicht küssen,
Weil schwarz und weiß sein Antlitz war. [806]
So fürchten gute Kinder sich.
Da lachte Feirefiß; vom Hofe
Schied man, als die Königin
Abgestiegen, Hochgewinn

[1]) Ein Widerspruch zu IX, 986 ff. und Titurel 18 ff., wonach Sigune, deren Mutter Schoysiane bei ihrer Geburt gestorben war, mit Kondwiramur zusammen in Pelrapeire, später von Herzeloyde, der Schwester ihrer Mutter, erzogen ward. Bis zu ihrer Vermählung mit Kyot aber war Schoysiane in Munsalväsche.

[2]) Damit entschuldigt sich Wolfram dieser auffälligen Angabe wegen. Er konnte aus seiner Quelle nichts anderes berichten. Vgl. Einl. III, 4.

Bracht' ihr Kommen allen mit.
Man führte sie, wo ihrer harrte
Klarer Frauen manche Schar.
Feirefiß und Anfortas
Stunden beide zuchtbeflissen
An der Treppe mit Repanse
Und den edelsten der Fraun.
Der Heide trat zur Königin,
Sie bat, daß er sie küsse.
Auch Anfortas küßte sie,
Froh der Heilung seiner Leiden.
Drauf führte sie der Heide hin, [807]
Wo sie des Wirtes[1]) Muhme,
Repanse de Schoye, stehen fand.
Da mußten Küsse viel geschehn.
Ihr Mund, der schon zuvor so rot,
Litt solche Not von Küssen, —
Es kümmert mich, daß ich für sie
Die Arbeit nicht verrichten kann,
Denn sie war müde von der Reise.
Jungfraun geleiteten die Herrin;
Die Ritter blieben in dem Saal,
Der hell von Kerzen strahlte.

Das Fest des Grals.

Mit Zucht begann man zu bereiten
Des Grales Fest: nicht allemal,
An hohen Festestagen nur,
Ward er dem Volk zur Schau gestellt.

[1]) d. i. jetzt Parzival.

Sie hatten damals Troſt zu finden
Gehofft, als ihnen Freude ſchwand
Abends bei des Speeres Blut;
Drum ward der Gral herfür gebracht.[1])
Doch Parzival ließ ſie in Sorgen.
Nun trägt man ihn mit Freuden her:
Die Sorgen ſind vorüber.

Als ſich die Königin entledigt
Des Reiſekleids, kam ſie zurück,
Geſchmückt, wie's ihr geziemte.
Der Heid' empfing ſie an der Thür.
Nun, darüber war kein Streit, [808[
Daß nie ein Mann von ſchönrem Weibe
Jemals hörte oder ſprach.
Sie trug an ihrem Leibe auch
Seidengewand, von Meiſterhand
Gewirkt zu Thasme in der Stadt.
Der Heide führte ſie herein,
Da ging ein heller, lichter Schein
Durch den ganzen Saal von ihr.
Drei große Feuer brannten,
Aloe war des Feuers Duft.
Vierzig Teppiche und Sitze
Sieht man mehr, als wo zuerſt
Parzival den Gral erſah.
Vor allen war ein Sitz geziert,
Wo Feirefiß und Anfortas
Bei dem Wirte ſollten ſitzen.
Weisheit ſuchte da mit Zucht
Jeder, der dem Grale,
Wenn er käme, dienen wollte.

[1]) damals, als Parzival zum erſten Male dort war. Der Dichter erklärt dadurch, warum der Gral damals ausnahmsweiſe gezeigt wurde.

Sattsam hörtet ihr zuvor,
Wie man ihn vor Anfortas trug:
Das seht ihr hier nun gleicherweise
Vor dem Sohne Gahmurets
Und auch vor Tampenteires Kind[1]).
Die Jungfraun säumen nun nicht länger,
In der Ordnung kommen sie,
Fünfundzwanzig an der Zahl.
Den Heiden däuchte diese Schar [809]
Wie keine, schön und minniglich.
Nach allen aber kam zuletzt 8
Repanse de Schoye, die lichte Maid.
Von ihr alleine ließ der Gral, 10
So wird gesagt, sich tragen;
Keine andre durft' es sein.
In keuschem Herzen hegt sie Demut,
Lichtglanz strahlt von ihrer Haut.

Wollt' ich euch des Dienstes Ordnung 15
Nochmals künden, wie die Kämmrer
Wasser brachten, Tafeln trugen
-- Mehr als ich euch eh gesagt —
Wie viel Wagen man da zog 20
Mit den teuren Goldgefäßen,
Wie die Ritter alle saßen —
Viel zu lang wär' der Bericht:
Ich will nun schnell zum Ende.
Mit Zucht nahm man vom Grale 25
Alle Speise, wild und zahm,
Dem den Met und dem den Wein,
Wie's Gewohnheit jedem war.
Anders fand's zu Pelrapeir [810]
Einst der König Parzival.

[1]) Kondwiramur. S. o. IV, 38 f.

Der Heide fragte um die Mär,
Wovon die leeren Goldpokale
Vor der Tafel würden voll;
Das Wunder mochte ihm behagen.
Da sprach der klare Anfortas,
Den man ihm zum Gesellen gab:
„Herr, seht ihr vor euch nicht den Gral?"
Da sprach der bunte Heide:
„Ich sehe nur ein Achmardi,
Das trug die liebe Jungfrau her,
Die dort gekrönet vor uns steht.
Ihr Blick geht tief mir in das Herz!"

Repanse hat in Feirefiß eine unüberwindliche Liebe entfacht. Die klagt er nun seinem Tischgesellen Anfortas: noch nie habe er solche Liebespein erlitten, und leid sei es ihm, daß er nicht alle seine Ritterthaten in ihrem Dienste gethan habe; was helfe ihm auch all sein Reichtum und sein Ruhm in solcher Not? Haß wolle er seinem kräftigen Gott Jupiter immerdar tragen, helfe er ihm nicht aus dieser Pein. So viel köstliche Speisen auch aufgetragen wurden — er ließ sie, von Repanses Anblick gefesselt, unberührt. Anfortas mochte ihm gern zur Erfüllung seiner Herzenswünsche helfen und verwies ihn an Parzival, den Herrn aller Diener des Grals. Ihm sagte er auch, daß Feirefiß den Gral nicht zu sehen vermöchte. Als das der greise Titurel hörte, verkündete er von seinem Lager aus, daß ein Ungetaufter nimmer den Gral zu schauen vermöge. Da baten ihn Anfortas und Parzival, daß er sich taufen lasse; dann könne er auch um Repanse werben. Freudig entgegnete Feirefiß: „Erwirbt man die Taufe durch Streit, so zeigt mir, wo ich kämpfen kann; Schwerterklang und Lanzenstoß waren mir immer die lieblichste Musik." Da lachten seine Berater und sagten, daß er vor allem mit seinem ganzen Heidentume brechen müsse: Jupiter, seinen Gott, müsse er verlassen und auch Secundille, seine heidnische Geliebte, aufgeben. Am andern Morgen wollten sie ihn näher beraten. Bald war es nun Zeit, der Ruhe zu pflegen. Die Tafeln wurden abgeräumt und hinausgetragen, die Jungfrauen neigten sich, und zuletzt ging auch Repanse mit dem Gral. Das mehrte dem Heiden seine Pein. Man trennte sich, aber wie herrlich Gemach die Templeisen auch boten, Feirefiß lag unsanft genug.

[810]15 bis [816]19

Feirefiß und Repanse.

Am andern Morgen baten Parzival und Anfortas den Heiden, in den Tempel zum Grale zu kommen, um sich taufen zu lassen. Die ganze Ritterschaft war dort versammelt, als Feirefiß eintrat.

Das Taufgefäß war ein Rubin, [816]20
Es stund auf einem runden Jaspis.
Parzival sprach alsobald:
„Willst du meine Muhme haben, 25
Bruder, allen deinen Göttern
Mußt du dann entsagen
Und gern des höchsten Gottes Preis
An seinen Widersachern rächen,
Treu auch halten sein Gebot!“
„Was ihr verlangt, das wird gethan [817]
Und treu an mir bewähret.“
Ein wenig ward der Taufnapf da
Zum Grale hin gewendet. 5
Voll Wassers ward er alsobald,
Nicht zu warm und nicht zu kalt.
Da stund ein alter, grauer Priester,
Der manch heidnisch Kindelein
Dort schon hatte eingetaucht. 10
Der sprach: „Ihr sollt nun glauben,
Dem Teufel eure Seel' zu rauben,
An den höchsten Gott allein.
Er ist dreifaltig, doch derselbe
Überall in gleicher Kraft. 15
Gott ist Mensch, des Vaters Wort.
Da er Vater ist und Kind,
In gleichen Ehren beide,
Gleich erhaben seinem Geiste —

Nimmt mit der Dreifaltigkeit
Mächt'gem Beistand dieses Wasser
Euch von aller Heidenschaft.
Mit Wasser ward auch er getauft,
Des Antlitz Adam ward verliehn.
Vom Wasser kommt der Bäume Saft,
Wasser zeugt der Schöpfung Fülle,
Wasser macht das Auge hell.
Wasser macht die Seele rein,
Daß lichter möcht' kein Engel sein."

Da sprach nach christlichem Gebrauch [818]13
Man über ihn der Taufe Segen.
Als der Heide den empfangen
Und das Taufkleid angelegt,[1])
— Gar zu lange währt' es ihm! —
Gab man ihm die edle Maid.
Eh die Taufe ihn berührt,
War er blind, den Gral zu schaun:
Nun lag ihm vor den Augen
Offen da des Grales Glanz.
Als die Taufe nun geschehn,
Fand am Grale man geschrieben:
„Welchen Templer Gottes Hand
Fremdem Volk zum Herren gäbe,
Fragen sollt' er widerraten
Nach seinem Namen und Geschlecht
Und dann zum Recht ihm helfen.
Wird die Frage doch gethan, [819]
So bleibt er ihnen länger nicht."
Weil der gute Anfortas
So lang in bittern Schmerzen lag
Und ihn die Frage lange mied,

[1]) Ein weißes Gewand.

645 Ist ihnen alles Fragen leid:
All des Grales Dienstgesellen
Wolln sich nicht mehr fragen lassen.

Nun rüstete sich Feirefiß zur Heimfahrt. Er bat Anfortas, ihn zu begleiten. Der aber wollte von nun an in demütiger Hingabe dem Grale dienen und für ihn streiten: für weltliches Rittertum und für den Minnedienst wollte er keine Lanze mehr brechen. Feirefiß blieb noch elf Tage, am zwölften schied er mit seiner jungen Gattin, um dieselbe zunächst zu seinem Heere zu führen. Mit großem Geleit, unter Führung seines Schwagers Anfortas, verließ er Munsalväsche, und als die Gralsritter zurückkehrten, übernahm Kundrie die weitere Führung. Als sie nach Joflanz kamen, war Artus mit seinem Heere wieder abgezogen; Feirefiß' Heer aber lag noch, traurig über das Ausbleiben seines Herrn, im Hafen. Da waren alle hocherfreut, als sie denselben wiedersahen. Kundrie aber konnte, als sie nun von ihm schied, eine wichtige Botschaft mit nach Munsalväsche nehmen: Secundille war gestorben — so hatten Boten dem Heere gemeldet — und nun erst konnte auch Repanse ihrer Reise froh werden. Aber auch Anfortas war es lieb, daß seine Schwester ohne Neid und Streit nun Herrin über so weite Länder sein konnte. Feirefiß ward Verbreiter des Christentums in Indien. Dort gebar ihm Repanse einen Sohn, der später „der Priester Johannes" genannt wurde, und diesen Namen haben dann alle folgenden Könige geführt.[1] [819]8 bis [827]8

Lohengrin.

Als Loherangrin herangewachsen war, lebte in Brabant eine Fürstin, welche mit Reichtum, Schönheit und Anmut gleich ausgestattet war. Viele Fürsten bewarben sich um ihre Hand, aber sie wollte nur dem sich vermählen, der ihr von Gott selbst gezeigt würde. Da brachte ein Schwan einen herrlichen Ritter zu Antwerpen an das Land. Den begrüßte sie sogleich als ihren und des Landes Herrn. Er aber sprach vor allem Volke zur Königin: „Soll ich hier

[1]) Vgl. Einl. III, 5.

des Landes Herr werden, so wißt, daß ich viel aufgebe. Wollt ihr aber, daß ich bei euch bleiben soll, so fragt mich nie, wer ich sei; sonst muß ich euch für immer verlassen." Da gelobte die Königin, daß sie nimmer etwas gegen seinen Willen thun werde. Die Vermählung ward gefeiert, und lange Zeit lebten sie in ungetrübten Freuden, und in Ruhm und Ehren. Aber endlich ließ sich die Fürstin doch zu der Frage verleiten. Da kam der Schwan wieder mit einem Nachen und führte Loherangrin — denn er war es, Parzivals Sohn — zurück nach Munsalväsche. Ein Schwert, ein Horn und einen Fingerreif hatte er den Seinen zurückgelassen.

Schluß.

Ihr habt die rechte Mär vernommen [823]11
Von den fünf Kindern Frimutels,
Wie tugendreich sie lebten,
Wie zwei von ihnen starben.
Die eine war Schoysiane,
Vor Gott die Makellose;
Die andre, Herzeloyde,
Wies jeglich Falsch aus ihrem Herzen.
Trevrezent gab hin sein Schwert
Und sein ritterliches Leben
Für die süße Gottesminne
Und für ewigen Gewinn.
Der edle, klare Anfortas,
Demut im Herzen, Kraft im Arm,
Ritt manche Tjost nach Ritters Orden
Für den Gral, für Frauen nicht.
Loherangrin ist männlich stark:
Verzagtheit war an ihm verborgen,
Im Dienst des Grals gewann er Preis.
Von Provenz' ins deutsche Land [827]9

Hat Kyot uns die rechte Mär
Gesandt bis an ihr Ende.
Nicht mehr davon hier sprechen will
Ich Wolfram von Eschenbach,
Als dort der Meister hat erzählt.
Des Helden Kinder, sein Geschlecht
Hab' ich klärlich euch benannt,
Parzivals, den ich gebracht,
Wohin er war vom Heil berufen.
Wes Leben so sich endet,
Daß Gott nicht durch des Leibes Schuld
Die Seele wird entwendet,
Und er doch die Huld der Welt
Mit Würde weiß sich zu erhalten:
Der hat vergebens nicht gelebt.
Guten und verständ'gen Fraun
— Gönnt mir eine gutes noch —
Muß ich um so lieber sein,
Weil ich die Mär zum Schluß gebracht.
Geschah das einer Frau zu Ehren,
Die soll mir süßen Dank gewähren!

Excurſe.

I.

Die sittlichen Ideen der Zeit.[1])

Ein Satiriker aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, Heinrich von Mölk, entwirft von dem Ritterleben seiner Zeit ein wenig erhebendes Bild: rohe Gewaltthat, Männer erschlagen und Frauen Gewalt anthun, sagt er, sei ihr Ruhm. Drei Jahrzehnte später erscheinen in schneller Folge aufeinander die großen Dichtungen, welche das ritterliche Leben mit jenem poetischen Glanze umgeben, welcher auch heute noch seinen Reiz auf uns ausübt. Wie ist es möglich, daß sich in so kurzem Zeitraume solche Gegensätze beisammen finden? Wer sich von der großen Phrase vom „finstern Mittelalter" noch nicht hat freimachen können, der findet hier leicht eine Lösung darin, daß er annimmt, das Bild, welches wir aus den Gedichten Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide gewinnen, habe nie der Wirklichkeit entsprochen, sei ein Phantasiegebilde dieser Dichter, und der Charakter des Rittertums sei im wesentlichen immer derselbe geblieben. Man hat auch Schandthaten und Frevel genug überliefert gefunden, welche darauf hinzuweisen schienen, und Einzelheiten aus jenen Dichtern selbst müssen zur Begründung solcher Urteile dienen. Aber vor allem ist festzuhalten, daß weder Satiren ein zutreffendes Bild der Zeit geben, noch zufällig überlieferte einzelne Thatsachen; denn jene sind ihrer Natur nach einseitig, und diese beweisen höchstens, daß es keine Vollkommenheit giebt. Schwächen, wie sie Heinrich von Mölk geißelt, haben natürlich bestanden, ja wir finden sie noch in der besten

[1]) Litteratur: San Marte, Parzivalstudien III. Wilmanns, Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. A. Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. 2. Aufl.

Zeit (vgl. III, 159 ff.), aber es kommt auf die Beurteilung an, welche sie bei den Zeitgenossen finden, und dieses Urteil ist unzweifelhaft in der Litteratur der Zeit zu suchen. Es ist undenkbar, daß sich die Dichter jener Zeit im Widerspruche befunden haben sollten mit den allgemeinen sittlichen Ideen der Gesellschaft, in der sie sich bewegten und für welche allein sie dichteten, denn von ihr hingen sie ab. Wir können daher unbedenklich die sittlichen Ideale, die wir aus ihnen kennen lernen, auch als dem sittlichen Charakter der Zeit entsprechend, als ihr sittliches Soll ansehen. Und da diese bei den drei größten Dichtern der Zeit, Hartmann, Wolfram und Walther, vorzüglich aber bei den letzteren beiden als die erste köstliche Frucht der Verbindung christlicher Weltanschauung mit germanischer Eigenart erscheinen, zugleich aber auch eine Höhe ästhetischer Bildung verraten, wie sie erst sechshundert Jahre später wieder erreicht ward, so sollte man endlich aufhören, von der „Barbarei" und der „Finsternis" des Mittelalters schlechthin zu reden und anfangen, solche Epochen, auf welche derartige Urteile Anwendung finden könnten, säuberlich zu begrenzen.

Diese Anschauung wird auch nicht durch die Thatsache beeinträchtigt, daß das mittelalterliche Rittertum in Leben und Dichtung seine formale Ausbildung den Franzosen verdankte, denn das hinderte nicht, daß die fremde Form mit eigentümlich deutschem Geiste erfüllt ward, und wer genauer prüft, der wird finden, daß jene sittlichen Grundanschauungen weit über denen der französischen Originale erhaben sind und im Grunde dem deutschen Nationalcharakter erb- und eigentümlich gehören. Als solche haben wir vor allen die Begriffe der triuwe, kiusche und êre anzusehen. Sie sind zu allen Zeiten unter den Deutschen vorhanden gewesen, aber sie wurden jetzt erst in dem allgemeinen geistigen Aufschwunge des 12. Jahrhunderts mit emporgehoben, zum ersten Male mit Bewußtsein von den Dichtern an ihren Gestalten dargestellt. So wurden sie bewußtes geistiges Besitztum des Rittertums. Daß sie es nicht lange geblieben sind, daran trug das Interregnum die hauptsächlichste Schuld. Dazu kam aber noch der in jener Zeit eigenartig vertiefte Begriff der minne und liebe, und sogar die kurtoisie oder höveschеit, die ritterliche Etiquette, welcher die Franzosen am nächsten standen, erhalten deutsche Eigenart in den sittlichen Begriffen der zuht und mâze. Wir wollen nun kurz die Bedeutung der genannten sittlichen Begriffe erörtern.

1. triuwe (Treue).

Dem mittelhochdeutschen Worte triuwe (spr. trüwe) entspricht unser „Treue," aber wir bezeichnen damit bei weitem nicht mehr soviel als das Mittelalter. Wir wenden den Begriff im wesentlichen nur in zwei Bedeutungen an: die Treue als Zuverlässigkeit hinsichtlich des gegebenen Wortes, und als Zuverlässigkeit hinsichtlich der Erfüllung der Pflicht. Zu jener gehört die Treue in Freundschaft und Liebe, zu dieser die Treue in der Arbeit. Wir setzen also immer ein bestimmtes Pflichtenverhältnis zwischen verschiedenen Personen dabei voraus. Für diese Beziehungen können wir das mittelhochdeutsche Wort triuwe einfach durch unser Wort „Treue" wiedergeben. Sie finden sich in unserm Texte des Parzival als Treue der Liebenden Eing. 62; V, 660; VI, 80; IX, 124. 188 u. a. Freundes- und Verwandtentreue tritt uns in dem Verhältnis Parzivals und Gawans entgegen (XIV, 31. 152. 157, sowie in dem Parzivals und Feirefiß' (XV, 95. 115). Parzival sieht es als einen Fluch an, daß er unwissentlich in Kampf mit diesen beiden gerät, und Gawan sagt ihm, daß er selbst seinen Sieg beklagen müßte, wenn anders er „Treue" im Herzen trage. Durch die Erlegung Ithers zog sich Parzival besonders deshalb eine so schwere Schuld zu, weil er sein Verwandter war. Im Verhältnis zwischen Kindern und Eltern bezeichnet das Wort geradezu unser „Liebe," im Sinne des lateinischen pietas und caritas. So wird es Herzeloyden beigelegt (III, 10. 15). „Treue" im Sinne der Pflichterfüllung ferner ist der das ganze Mittelalter beherrschende Begriff der Vasallentreue, wie er uns so großartig im Nibelungenliede entgegentritt. Pflichterfüllung aber ist es auch, wenn die im Kampfe Überwundenen „Sicherheit" leisten und dann ihr Gelübde erfüllen, das sie dem Sieger leisten mußten, so bei Kingrun, Klamide und Orilus.

Aber unzureichend wird unser Wort „Treue," wo triuwe eine absolute Bedeutung hat, d. h. eine sittliche Charaktereigenschaft ist, die nicht erst durch ein Pflichtenverhältnis irgend welcher Art bestimmt wird. So bezeichnete man auch „Aufrichtigkeit" und „Herzlichkeit" als triuwe (III, 1349; VI, 437), ein Begriff, den wir allenfalls noch wiedergeben in der Verbindung, „jemand hat treue Augen" oder „jemand meint es treu mit uns." Aber auch, wo Kundrie Parzival dem Anfortas gegenüber „hart" und „undankbar" nennt (VI, 588), steht im Original ungetriwe, vgl. V, 665 und III, 667. Hier hat also der Begriff

der triuwe durchaus die Bedeutung von „Mitleid," insofern es Äußerung wohlwollender, teilnehmender Gesinnung ist. Mit „Wohlwollen" mußten wir das Wort geradezu übersetzen Eingang V. 31, und derselbe Sinn liegt auch in III, 1604 und IX, 689. 690. Dem steht sehr nahe der Begriff der „Anhänglichkeit," wie er erscheint in III, 371. 1482. Hier haben wir auch in unserm Texte „treu" und „Treue" beibehalten. Auch damit aber ist der Begriff noch nicht erschöpft. Wir lernen ihn noch kennen als „Vertrauen" in IX, 448. 700 und als „Zuverlässigkeit" in Eingang 52; IX, 639. 640. In dieser letzteren Bedeutung ist der grundlegende Begriff enthalten, der in allen andern Bedeutungen wiederkehrt: es ist die „feste, zuverlässige Gesinnung" in jeder Beziehung, in allen Lebenslagen, die Gesinnung, „an der kein Falsch ist," die Reinheit und Lauterkeit des Gemütes im weitesten Sinne.

Diese Gesinnung erscheint nicht bloß bei Wolfram, sondern auch bei Walther und andern höfischen Dichtern als das höchste sittliche Ideal, bei Wolfram aber in hervorragender Weise. Wir nennen es eigentümlich deutsch, denn in den Darstellungen der französischen Originale fehlt der Begriff.

Und sehen wir uns weiter um, so finden wir ihn als deutsche Eigenart bezeugt bis zu Tacitus zurück. Das Nibelungenlied ist ein großes Zeugnis davon, denn auch die Freveltat Hagens und die unversöhnliche Rache Kriemhildens entspringen aus „Treue." Und in der ältesten deutschen Heldensage steht z. B. Gunther im Waltharilied trotz seiner bedenklichen Begehrlichkeit nach den Schätzen Walthers noch unter dem Banne der „Treue," denn der ehrliche Kampf, einer gegen einen, bleibt ihm Gesetz, und jede Hinterlist liegt ihm fern. Charakteristisch vermutet auch im Hildebrandsliede Hadubrand bei Hildebrand nur deshalb Hinterlist, weil er ihn für einen Hunnen hält. —

Dieser nationale, sittliche Kern ist unter der Sonne des Christentums zum herrlichen Baume geworden: davon giebt Wolfram das erste, umfassende Zeugnis. Die urgermanische Treue hat sich verbunden mit dem Begriff der opferwilligen, sich hingebenden christlichen Liebe, die in Gott selbst das Vorbild hat (III, 110; IX, 640. 690). Das ist das sittliche Ideal der christlich-germanischen Treue, und charakteristisch genug wird daher auch als der Grundcharakter des Bösen, des Teufels, die Untreue bezeichnet (III, 112). So ist denn das Wort von der „deutschen Treue" keine Phrase.

2. kiusche.

Wollten wir das Wort kiusche (spr. küsche) überall durch unser „Keuschheit" übersetzen, so würden wir nur in wenigen Stellen den Sinn treffen. Dieser Sinn von „Sittenreinheit, Züchtigkeit," besonders des Weibes, findet sich III, 351, 1573; V, 751; VI, 693; IX, 213, 993, 994. Aber der Grundbegriff, aus welchem dieser erst hervorgeht, ist ein anderer: das sittliche Maßhalten, die sittliche Selbstbeherrschung. Als solche erscheint sie in der Form der Demut, Bescheidenheit und Sanftmut. In diesem Sinne wird kiusche besonders von der Jeschute gerühmt. Vgl. dazu IX, 102, 447, 902. Damit ist unverzagter Mannesmut sehr wohl vereinbar, wie es ausdrücklich an Parzival und Feirefiß gerühmt wird (XV, 4. 41). Hier steht im Original überall kiusche. Gegensatz ist dann das Waltenlassen der natürlichen Leidenschaften des Menschen, seien es sinnliche (V, 431), seien es geistige, wie Stolz und Selbstüberhebung (IX, 625, 696, 710). Speziell bedeutet dann der Begriff die Enthaltsamkeit von irdischer Weltlust im asketischen Leben. So ist der kiusche fast ein stehendes Epitheton für Trevrezent, das wir in unserem Text meist durch „fromm" wiedergeben mußten (IX, 487 ff., dazu 500, 330 u. a.).

In diesem letzteren Sinne stellt Wolfram die kiusche nicht als sittliches Ideal hin, denn er ist fern von allem asketischen Wesen, ohne es zu verurteilen. Aber in den ersten Bedeutungen tritt uns der Begriff überall als solches entgegen. Im Grunde ist diese Eigenschaft durch die triuwe bedingt, sie hat jene zur Voraussetzung. Der unkiusche kann auch keine triuwe üben, denn zu beiden gehört die Herrschaft der sittlichen Mächte über die sinnlichen. Wie triuwe, so geht auch der Begriff der kiusche bis in die älteste Zeit unserer Litteratur zurück. Wir haben ihn in dem ahd. adj. kiusk, dessen Grundbedeutung „rein" bald die von „enthaltsam, mäßig" angenommen hat. Derselbe Stamm ist in kiesen = „wählen, aussondern" vorhanden. Aber wie bei dem Worte triuwe, so empfinden wir auch in der umfassenden, sittlichen Bedeutung der mhd. kiusche die vertiefende Macht des Christentums. Die französischen Originale kennen den Begriff in dieser Ausdehnung ebenfalls nicht, auch er ist also ein christlich-germanischer Besitz und beherrscht als solcher die sittliche Anschauung der Zeit Wolframs.

3. êre.

„Ehre" wird nach ritterlicher Anschauung durch alle Tugenden erworben. Sie bezeichnet den persönlichen Wert des Menschen nach allen Seiten hin. Speziell ritterliche Ehre aber erwirbt der „unverzagte Mannesmut", wie ihn Wolfram im Eingang V. 5 bezeichnet. Er war schon das Haupterfordernis der alten Recken. Im Hildebrandsliede trägt bei Hildebrand die Ehre sogar den Sieg über die Vaterliebe davon. Dieser Ehrbegriff erforderte fürs erste, daß der Ritter vor keinem Kampfe erbebte und nicht den leisesten Schein von Zaghaftigkeit aufkommen ließ. Aber auch sonst durfte er in keiner Lage des Lebens verzagen, sondern mußte allem, auch dem widrigsten Geschicke, kühn und trotzig die Stirne bieten. Dazu bietet die Geschichte Parzivals die umfassendsten Belege (vgl. Einl. III, 1). Der Eingang und der Schluß des Parzival geben geradezu diesen Begriff als leitenden Gedanken an für das Verständnis der Gestalt Parzivals. Hier genüge daher, darauf hingewiesen zu haben.

4. minne und liebe.

Liebesleid und -Freud haben ihren Ausdruck in der Poesie gefunden, wo nur immer Poesie vorhanden gewesen ist. Aber zu keiner Zeit und in keinem Volke hat der Begriff der Liebe eine so eigentümliche Bedeutung gewonnen als in der ritterlichen Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Giebt es schon viele, welche die übrigen sittlichen Ideale jener Zeit als solche nicht gelten lassen wollen, so ist die Zahl derer, welche an der Realität des Minnebegriffs der ritterlichen Dichter zweifeln, eine noch viel größere. Und in der That, es ist schwer, sich ein Urteil gerade in dieser Beziehung zu bilden. Eine gründliche, umfassende Untersuchung darüber gibt es noch nicht. Wir finden nicht selten neben der höchsten sittlichen Anschauung eine ganz unverhüllte Sinnlichkeit, welche keine Schranken und keine Rücksicht kennt. Man hat sich daher gerade hier berechtigt geglaubt, das dichterische Ideal als ein Phantasiebild zu betrachten, welches die Dichter der höfischen Gesellschaft nur zur Unterhaltung vorzauberten.

Aber so ganz unvereinbar sind die Dinge nicht. Als Anhaltspunkte zur Beurteilung des Verhältnisses können folgende dienen:

Es ist bekannt, daß an den Germanen seit den ältesten Zeiten — am frühesten von Tacitus — eine große Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte gerühmt wird, obwohl die Frau noch keinerlei selbständige Bedeutung hatte.

Es ist auch bekannt, daß im 10. und 11. Jahrhundert eine arge Sittenverderbnis unter Geistlichen und Adel eingerissen war; jedesfalls war hier von einer Idealisierung der Minne noch keine Rede, und neben praktischen Rücksichten herrschte rohe Begierde.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts finden sich als Ausdruck edlerer Anschauungen die ersten Spuren des deutschen Minnegesangs in Österreich. Er ist noch fern von aller Sentimentalität; in sehr vielen Liedern erscheint noch die Frau als der werbende Teil. — Als aber einige Jahrzehnte später mit dem französischen Ritterwesen überhaupt auch die Minnepoesie der Troubadours bekannt und nachgeahmt ward, ergriff man besonders lebhaft die Idee des Minnedienstes: der Ritter wirbt und dient um die Minne einer Frau, diese aber versagt und gewährt erst nach lang erprobten Diensten ihre Gunst. Das endliche Ziel dieses Dienstes, der Besitz der Geliebten, trat hinter dem Schmerze und der Lust des Werbens und Sehnens ganz zurück. Das ward jetzt eine Zeit lang konventionelle Modedichtung und war als solche wirklich zunächst ein bloßes Phantasiegebilde. Selbstverständlich nahmen die Frauen unter diesen Verhältnissen bald die Stelle wirklich ein, die ihnen die Minnelieder gaben, und die rohen Sitten der Männer mußten schon unter dem Einflusse dieser Nachahmung in der besseren Gesellschaft bald edleren Anschauungen weichen. Ein Widerspruch zwischen Poesie und Leben ist dabei aber noch sehr gut denkbar.

So lange diese Minnepoesie nur Nachahmung des Fremden war, konnte sie sich unmöglich zum sittlichen Ideale erheben. Das war nur möglich durch Verschmelzung der übertragenen Ideen mit eigenartiger deutscher sittlicher Anschauung. Diese Verschmelzung fand ihren vollkommenen Ausdruck in Walther von der Vogelweide und Wolfram.

Bei ihnen finden wir den Begriff der Minne nach zwei Seiten hin bestimmt. Nach der einen ist er realer, nach der anderen idealer geworden. Realer insofern, als bei ihnen das Ziel, die Vereinigung der Liebenden, durchaus im Vordergrunde steht. Idealer aber einmal, weil sie nur die Minne gelten lassen, die gegründet ist auf triuwe, auf selbstlose, reine Hingebung, und dann, weil sie im Gegensatz zu dem nachgeahmten Kultus der heimlichen Minne das reine Glück

der offen anerkannten Ehe und die Gattentreue als das höchste Ziel des Minnedienstes hinstellen. Bei ihnen findet sich auch der Gegensatz zwischen sittlicher Liebe und sinnlicher Leidenschaft zuerst klar und bewußt ausgedrückt.

Es wäre überflüssig, hier durch eine Charakteristik etwa Sigunes, Jeschutes, Kondwiramurs, Parzivals, nach dieser Seite hin Wolframs Minneideal nachzuweisen: man wird sich das Vergnügen, selbst nachzuprüfen, gewiß nicht entgehen lassen.

Erkennt man diesen Fortschritt in der Entwickelung des Minnebegriffs an, so wird man auch zugeben müssen, daß die höfische Gesellschaft unter dem Einflusse desselben gestanden hat, daß mithin Wolframs Minneideal seinen Kreis von Jüngern gehabt hat.

Wir haben nur noch auf einige allgemeine, für die Zeit charakteristische Gesichtspunkte hinzuweisen.

Wir finden bei Wolfram und Walther nicht blos eine hohe sittliche Auffassung der Minne, sondern für sie wie für ihre Zeitgenossen hat der Begriff die Bedeutung einer Macht gewonnen, welcher Ritter und Frauen huldigen müssen. Wer der Minne nicht dient, der ist eigentlich der höfischen Gesellschaft nicht recht würdig (vgl. S. 246. 247). Träger dieser Macht sind nun die Frauen; sie sind der Mittelpunkt der Gesellschaft und beherrschen dieselbe. Durch die Frauen übt die Minne auf die Männer eine unwiderstehliche Gewalt aus, und zwar nach Laune und Willkür, zum Glück oder zum Unglück des Menschen, als sittliche oder als sinnliche Macht. Auf dieser Anschauung beruhen die häufig vorkommenden Personifikationen der Minne (vgl. VI, 207 ff.), und so erklärt es sich auch, daß Wolfram, wo Gawan ganz von sinnlicher Leidenschaft gegen Orgeluse (Buch X) ergriffen ist, nicht Worte der Rüge, sondern nur des Bedauerns für ihn hat, daß die Minne so böse an ihm handle. Dort findet sich der charakteristische Vers:

reht minne ist wârin triuwe
(Rechte Minne ist wahre Treue)

und dann heißt es weiter:

Kupido, dein Feuerstrahl
Hat mich nimmer noch getroffen,
So fehlt auch stets Herrn Amors Speer.
Seid ihr zwei der Minne mächtig
Und Venus mit der Fackel Brand:
Von solchem Kummer weiß ich nichts.
Soll ich wahre Minne kennen,

Die muß aus Treu mir werden.
Könnt' ich mit meinen Sinnen
Jemand vor der Minne schützen!
Ich bin Herrn Gawan wohl so hold,
Daß ich ihm hülfe ohne Sold. u. s. w.

Hier erscheint also die Minne als bestimmt durch die sinnlichen Mächte Venus, Amor und Kupido, welche letzteren beide als verschiedene Dämonen betrachtet werden, — und das muß der Dichter beklagen. Die andere, die sittliche Macht aber, welche sie ebenso gut bestimmen kann, ist diu liebe, welche ihr den Charakter der Treue gibt. Erst in Verbindung mit ihr ist die Minne allmächtig: jene, die Begierde, kann der wehrhafte Mann wohl überwinden, diese aber ist unbesiegbar. Ihr zu unterliegen braucht der edle Mann sich nicht zu schämen, obwohl sie ihn dahin bringen kann, daß er die Ritterehre im Kampfe vernachlässigt. Die bezeichnendste Stelle hierfür sind die Worte des Dichters an die Minne in der Scene mit den drei Blutstropfen (VI, 209 ff.). Der Dichter gesteht der Minne den Sieg über den wehrhaften Parzival zu und sagt dann:

Frau Minne, eins nur bringt euch Ehre,
Sonst weiter nichts, fürwahr:
Frau Liebe, die sich euch gesellt;
Sonst stünd' es schlecht um eure Kraft!

Diese Minne nun, als ideale Macht betrachtet, hat den bestimmendsten Einfluß auf den Ritter.

Fast in allen Minnedichtern — nur nicht bei dem unter romanischem Einflusse stehenden Friedrich von Hausen und seiner Richtung — wird der Minne eine veredelnde und erziehende Macht zugeschrieben; sie tiuret den lîp und den muot, giebt Leib und Seele erst höheren Wert, behütet vor wilder tât, und in dem später noch zu erwähnenden Liebesbriefe des Gramoflanz an Itonje aus dem XIV. Buche (vgl. unten Excurs II, 8) läßt Wolfram den König schreiben:

Deine Minne hilft mir treu,
Daß keiner Art unedles Thun
Jemals an mir gefunden wird.

Aber auch die körperliche Kraft und Tüchtigkeit findet in der Minne ihre eigentliche Quelle. Wolfram muß Parzival im Kampfe mit Feirefiß (vgl. XV, 134 ff.) ermahnen, daß er an sein Weib denke, sonst müsse er dem Heiden, der in

seinem Feldgeschrei „Secundille" und „Thabronit" immer neue Kraft gewann, unterliegen. Und Artus läßt Gramoflanz bitten, in sein Lager zu kommen, damit er im Anblick seiner Geliebten, der Itonje, Kraft und Mut zum bevorstehenden Kampfe mehre (S. 231 unten). In demselben Sinne sind auch die Lehren Gurnemanz' gehalten (vgl. III, 1452 ff.).

Diese Minne giebt endlich auch die höchste und reinste Freude, aber nur in dem Glücke der ehelichen Liebe, wie bei Parzival und Kondwiramur.

Da haben wir den vollkommenen Ausdruck der christlich geläuterten Auffassung der Liebe und Ehe in eigentümlicher Verschmelzung sowohl mit den von den Romanen übertragenen Ideen, als auch mit der altgermanischen Eigenart. Bezeichnet doch das Wort minne ursprünglich überhaupt nur die Erinnerung, das treue Gedenken! Wir dürfen uns daher endlich auch nicht wundern, daß der Begriff der Minne auf das Verhältnis zwischen Gott und den Menschen übertragen werden konnte, daß Gottes Liebe das Vorbild aller Minne ist und Christus der wâre minnære (IX, 712) genannt wird. Die rechte irdische Minne ist der Gottesminne verwandt, daher erwirbt sie auch Gottes Huld und die ewige Seligkeit: Wer rechte Minne übt, der ist ebenso wie der, der rechte Treue hat, vor der Hölle Not bewahrt (III, 371 ff.) Diesen Gedanken hat Wolfram am schönsten ausgedrückt in dem ersten Titurelliede in folgenden Versen:

Minne hat auf Erden Haus;
Sie ist ein rein Geleit vor Gott zum Himmelssaal.
Überall ist Minne, nur nicht in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft,
Wird Wankelmut mit Zweifel ihr Geselle.

Freilich hat dieses Ideal nur wenige Jahrzehnte bestanden. Die schlimmen socialen und politischen Verhältnisse hatten eine Durchdringung der Nation mit diesen Ideen verhindert, und bald ging alles das Schöne und Große unter in der Verwilderung, welche das Interregnum herbeiführte.

5. **zuht** (Zucht) und **mâze** (Maß).

Es ist längst erwiesen, daß die Deutschen den Begriff des geselligen Anstands und eines gewissen Ceremoniels des Verkehrs nicht erst von den Romanen kennen gelernt haben.

Die Spuren des höfischen Wesens und entsprechende technische Ausdrücke dafür, darunter auch das Wort zuht, reichen bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts zurück. Nirgends aber wird bis gegen Ende des Jahrhunderts auf diesen Begriff ein besondrer Wert gelegt. Erst mit dem Frauendienste des Minneliedes wird das anders. Wie dieser, so wurden nun auch die reicheren französischen Umgangsformen zunächst äußerlich und deshalb um so eifriger nachgeahmt; aber den äußeren Formen der kurtoisie gegenüber gewann das einheimische Wort zuht, entsprechend seiner Ableitung von ziuhen, erziehen, bald eine tiefere Bedeutung, und ergänzend trat daneben das, was tiefere Naturen als den sittlichen Gehalt der Etiquette erkannten, diu mâze, das rechte Maßhalten. zuht und mâze bezeichnen demnach die Formen des geselligen Verkehrs hinsichtlich ihres sittlichen Werts; durch sie erscheint die Gewandtheit und Gefälligkeit der Umgangsformen als die notwendige Äußerung innerer sittlicher Durchbildung. Insofern berührt sich besonders der Begriff der mâze mit dem der kiusche, aber dieser bezeichnet ausschließlich das sittliche Prinzip, jener die Äußerungen derselben im Verkehr. Genau entsprechende Ausdrücke für zuht und mâze haben wir leider nicht. Man wolle daher die in unserm Texte beibehaltenen Ausdrücke „Zucht“ und „Maß“ in dem soeben erörterten Sinne verstehen. Von den Formen des höfischen Verkehrs im einzelnen ist unten im Excurs V, 1 die Rede.

II.

Das Rittertum.[1])

1. Das Ritterideal.

Adel und Rittertum waren im Mittelalter zwei verschiedene Dinge. Jeder Adlige war zwar — wenigstens bis zum 14. Jahrhundert — auch Ritter, aber nicht jeder Ritter war adelig. Der Adlige führte einen Geschlechtsnamen von einem erblichen, fürstlichen Lehen, auf welchem sein Geschlecht saß, der Ritter aber brauchte gar keinen Geschlechtsnamen zu haben, er war oft ein unfreier Dienstmann eines Adligen ohne irgend welchen Besitz, aß lediglich das Brod seines Herrn und führte in diesem Falle den Namen z. B. „von Aue" oder „von Eschenbach" lediglich als Ortsbezeichnung des Besitzes, auf dem er diente, oder mit andern Worten, er bezeichnete sich damit als Dienstmann des und des Herrn (vgl. Einl. I, 2), dessen Wappen er wohl auch führte. Trotz der Abhängigkeit und der Verschiedenheit des Vermögens und Ranges aber gehörte er mit seinem Herrn ein und demselben ritterlichen Stande an, dem edeln Reiterdienste. Wie das Ideal der militärischen Ehre in den Offizierkorps der deutschen Armee Männer sehr verschiedener Abkunft fest mit einander verbindet und einander diesem Ideal gegenüber gleichstellt, so gab es auch damals ein Helden- und ein Bildungsideal, welches nicht für einen Geburtsstand da war, sondern für den dazu be-

[1]) Litteratur: San Marte, Parzivalstudien III. Zur Waffenkunde des Mittelalters. A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger II. G. Freitag, Vom Mittelalter zur Neuzeit (Bilder II). Die Brüder vom deutschen Hause (Ahnen III). F. Riedner, Das deutsche Turnier.

fähigten, tüchtigen Kern der Nation überhaupt, — ein Gedanke, der wahrlich von „Finsternis" des Mittelalters wenig verrät. So wenigstens waren die Verhältnisse noch im Anfange des 13. Jahrhunderts; freilich hat die Blütezeit nicht lange gedauert. Schon Walther von der Vogelweide beklagt um 1220 den Verfall von Zucht, Sitte und Ehre, und in dem litterarischen Nachlasse Ulrichs von Lichtenstein (um 1250) treten uns schon recht bedenkliche Dinge entgegen. Von da an aber geht es unaufhaltsam wie im Sturmschritt bergab, und während des Interregnums war das Raubrittertum bereits in voller Blüte.

Von der Herrlichkeit des Rittertums der guten Zeit nun war kein ritterlicher Dichter so durchdrungen wie Wolfram. Das beweisen die außerordentlich zahlreichen Bilder und Anspielungen aus dem ritterlichen Leben in seinen Werken. Wolfram ist daher auch ein Meister gewesen in der Zeichnung ritterlicher Typen. Seine ritterlichen Gestalten spiegeln das ritterliche Leben wieder, wie „Wallensteins Lager" das des dreißigjährigen Krieges, nur in ganz andererer Anlage und Komposition des Ganzen. Sehen wir näher zu, so tragen sie alle gemeinschaftliche Grundzüge, aber jede zeigt sich auch wieder nach einer besondern Seite hin. Diese besondern Seiten sind Züge allgemein menschlicher Art, aber das Gemeinsame sind die Züge, in welchen wir speciell das ritterliche Ideal erkennen. Auch in Parzivals Gestalt müssen wir daher das allgemein Menschliche, seine sittliche Entwickelung, trennen von dem specifisch Ritterlichen, um das Ideal, welches den jungen Rittern vorschwebte, zu erkennen. Dies specifisch Ritterliche aber ist offenbar in allen Gestalten Wolframs der „unverzaget mannes muot," der unverzagte Mannesmut, „der sich gein herte nie gebouc," der hartem Druck sich nie gebeugt (Eingang 101 ff.). In Turnieren und auf Abenteuern Ruhm und Preis erwerben, das war des jungen Ritters erstes und oft einziges Sehnen. — Aber freilich, besondern Reiz und besondern Wert erhielt sein Streiten, wenn es im Dienste einer Frau geschah. Daß dies zwar nicht immer nötig, aber doch angesehener war, zeigt die Stelle (S. 246 unten), wo Anfortas darüber gegen Feirefiß seine besondere Befriedigung ausspricht. Und so können wir wohl diese beiden überall wiederkehrenden Züge als das besondere Ritterideal zusammenfassen: Heldenmütige Tapferkeit, bewährt im Dienste einer Frau. — Wir wollen nun kurz darlegen, was zum Verständnis dieses ritterlichen Lebens notwendig ist.

2. Die Erziehung.

Im Parzival treten uns in der männlichen ritterlichen Gesellschaft außer den Rittern selbst kinde, knaben, knappen, juncherren entgegen. Damit werden die Ritter im Stadium ihrer Vorbildung bezeichnet, und zwar gelten die ersten drei Ausrücke für alle, der letzte (Junker) nur für Adlige. Nie finden wir darunter die Söhne des Burgherrn oder des betreffenden Fürsten, von dem die Rede ist, und daraus folgt die auch sonst bezeugte Thatsache, daß die Söhne des Adels und der Fürsten von einem gewissen Lebensalter, gewöhnlich vom zwölften Jahre an fremden Herren zur Erziehung übergeben wurden, weil sie Leben und ritterliche Tüchtigkeit dort besser kennen lernen konnten als im elterlichen Hause unter der Einwirkung mütterlicher Zärtlichkeit. Parzival selbst macht diese Schule freilich nicht durch, denn ihn wollte ja die Mutter von allem ritterlichen Treiben fern halten. Die Erziehung bis zum 7. Jahre lag den Frauen ob; vom 7.—12. Jahre trat dann entweder der Vater selbst ein, oder — besonders wenn die Mutter Witwe war — ein magezoge, Hofmeister, der die ritterlichen Neigungen, zunächst Reiten und Jagen, weckte (vgl. XVI, 461). Der kleinere adlige Burgherr hatte die Söhne seiner Dienstmannen und was er sonst für welche aus Nah und Fern annehmen wollte, auszubilden. Die Herkunft kam dabei wenig in Betracht. Im Folgenden ist von fürstlichen Verhältnissen die Rede.

Am fremden Fürstenhofe fanden die Knaben erst theoretische und praktische Belehrung über die höfischen Pflichten. Den wesentlichsten Teil derselben lernen wir aus Parzivals Unterweisung durch Gurnemanz kennen. Die Lehren Gurnemanz' handeln dort, wie wir sehen, nicht bloß von Regeln ritterlichen Anstandes, sondern auch von allgemein menschlichen, sittlichen Pflichten. Die praktische Unterweisung im ritterlichen Kampfe folgt unmittelbar darauf, und Wolfram fügt hinzu:

„So wehrt' er Ungeschick ihm besser
Als mit der schwanken Gerte,
Die böser Kinder Rücken bläut."

Was hier summarisch zusammengefaßt ist, können wir uns vervollständigen durch Beachtung der Dienste, welche von solchen Knappen und Junkern beansprucht werden. Sie mußten ankommende Fremde empfangen, deren Roß besorgen

und sie entwappnen (III, 1202 ff.; V, 108 ff. u. a.); sie mußten die Tafel bedienen (V, 410 ff.), die Gerichte auftragen, die Speisen vorschneiden und die Becher füllen, endlich Herren und Gäste im Schlafgemach entkleiden (S. 112 unten). Sie begleiteten ferner den Herrn zum Turnier und in den Krieg, wie dies bei Gahmurets Auszug erwähnt wird, reichten ihm die Lanzen zu (VII, 39 ff.), riefen laut seinen Namen vor ihm her und nahmen die erbeuteten Rosse in Empfang (VII, 105 ff.). Oft mußten sie auch Botendienste verrichten (Buch XIII), ja die Knappen in kleinen Burghöfen waren meist nichts weiter als Diener. Die Knappen scheinen auch unter sich eine gewisse Organisation gehabt zu haben, denn mehrfach wird unterschieden zwischen kinden und geiserten knappen (geharnischte) oder Knechten, und II, 33 wird der meisterknappe erwähnt, vermutlich also der erfahrenste unter ihnen, wenn darunter nicht ein Fechtmeister zu verstehen ist, der, ohne Ritter zu sein, dieses Amt dauernd versah. Jene Knechte befanden sich in den letzten drei Jahren ihrer Knappenzeit und trugen schon die volle ritterliche Rüstung; nur durften sie das Schwert nicht umgürten, sondern mußten es an den Sattel hängen. Für sie gab es besondere Turniere durch lernen, in welchen sie unter Anleitung von Fechtmeistern und unter Aufsicht älterer Ritter den ritterlichen Kampf praktisch erlernten. An den Höfen hörten nun die Junker auch von den Helden der ritterlichen Romane, von Artus und seiner Tafelrunde. Das erfüllte sie mit dem ritterlichen Ideal, und keine Mühe und Arbeit ward von ihnen gespart, um die Zufriedenheit des Herrn zu erreichen und endlich — gewöhnlich bei einer festlichen Gelegenheit — den höchsten Ehrentag, den Tag der Schwertleite zu erleben.

Die Schwertleite war die feierliche Umgürtung des Knappen mit dem Ritterschwerte, wodurch er in den „Ritterorden" aufgenommen ward und von nun an des „Schildamtes" zu warten hatte. Sie geschah meist schon im 15. bis 17. Lebensjahre, konnte aber natürlich auch später eintreten, z. B. zur Belohnung treuer Dienste. Oft wurden Hunderte von Knappen zu gleicher Zeit zu Rittern gemacht, so bei der Vermählung der Tochter des Fürsten Leopold von Österreich 250, von Adolf von Nassau vor der Schlacht von Gelheim 100. Das Schwert, mit welchem der bisherige Herr den Knappen umgürtete, ward vorher vom Priester feierlich gesegnet; in Frankreich empfing der Knappe auch noch den „Ritterschlag" als ein Symbol seiner bisherigen Unfreiheit. Darauf wies folgender Spruch hin:

„Zu Gottes und Marien Ehr
Empfange dies und keines mehr:
Sei kühn, biderbe und gerecht,
Besser Ritter, dann Knecht."

Der junge Ritter legte nun einen förmlichen Eid ab, in welchem das ritterliche Ideal ausgesprochen war: „Stets die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion, ihre Diener und Tempel, Schwache und Unvermögende, Witwen und Waisen, unschuldige Frauen und ihren guten Namen zu verteidigen und Ungläubige zu verfolgen." Nun erhielt er auch Schild und Speer und ward öffentlich als Ritter ausgerufen. Gewöhnlich schloß dann ein großes Turnier die Feier, in welchem der oder die neu ernannten Ritter zum ersten Male im vollen Besitze der Rüstung und in vollem Waffen- und Wappenschmucke erschienen und sich Ehre erwarben.

3. Die Rüstung.

Die in allen ritterlichen Kämpfen vorkommenden Angriffswaffen sind die Lanze und das Schwert. Zuerst wird stets mit der ausschließlich zum Stoße, nicht zum Wurfe bestimmten Lanze gekämpft, und erst wenn diese verstochen ist und keine frischen zur Stelle sind, greift man zum Schwerte (IV, 472 ff. 628 ff. u. a.). Das Schwert erscheint daher immer als die eigentlich entscheidende Hauptwaffe und ist auch der stete Begleiter des Ritters, zu Roß und zu Fuß; nur beim geselligen Zusammensein legte man es ab (V, 156). Die Lanze dagegen führte er nur geharnischt zu Roß.

Sie bestand aus zwei Teilen, dem Schafte und der eisernen Spitze. Der Schaft (schaft) war meistens geglättetes und bemaltes Eschenholz oder Rohr (Bambus?), letzteres als das teurere vielleicht seltener. Aber auch rohe junge Bäume kommen vor (IV, 618). Haupterfordernis war, daß der Schaft leicht und elastisch war (VI, 194), damit er nicht so leicht beim Stoße brach. Die Spitze (daz îsen oder daz sper) war von Stahl oder Eisen und war entweder am Schaft festgenagelt oder konnte abgenommen und wieder aufgesetzt werden. Sie war scharf, breit und spitz, gewöhnlich in Lanzettform, auf beiden Seiten

geschliffen. Dreikantige Spitzen waren besonders gefährlich. Den Ausdruck sper brauchte man auch für die ganze Lanze. Andere Ausdrücke für dieselbe waren die den Franzosen entlehnten Bezeichnungen lanze und glævîn. Die alte volksmäßige Bezeichnung für diese uralte Waffe war gêr. Der Ritter trug die Lanze entweder unter den Arm geschlagen oder auf den Schenkel aufgestützt. Wenn er zum Kampfe oder zum Turnier auszog, band er noch die „Fahne" an den Schaft, etwa eine Spanne unterhalb des Eisens. Dieselbe bestand aus einem langen und breiten Seidenzeuge, das bis auf den Handgriff der Lanze herabfiel. Am oberen Ende desselben war das Wappen des Ritters gestickt oder gemalt.

Das Schwert war gleichfalls „lang, breit und scharf," zweischneidig und spitz. Die Schneiden hießen ecke und der dickere mittlere Teil der Klinge, in welchem sie gleichsam aneinandergefügt waren, war mit einer rinnenartigen Vertiefung versehen, welche valz hieß. Der Griff war durch die Parierstange (helze, gehilz) von der Klinge geschieden und oben durch einen „Knopf" abgeschlossen. Dieser Knopf ist in den Dichtungen oft ein großer Edelstein, und der Griff aus Gold oder Silber gearbeitet, emailliert und ciseliert und mit Edelsteinen besetzt. Selbstverständlich richtete sich die Kostbarkeit desselben nach dem Vermögen des Ritters oder derer, die ihn ausgestattet hatten. Ein Schwert war das vornehmste Geschenk. Das Schwert war seit uralten Zeiten das Heiligtum des Germanen gewesen. Es ward von ihm oft als persönliches, belebtes Wesen aufgefaßt, welches einen Namen trägt, das Blut der Feinde wittert, und nur mit warmem Feindesblute wieder in die Scheide gesteckt werden darf, von dem es sich gleichsam nährt; es „beißt" und sein Schwung erscheint als ein Singen.[1]) Treten nun diese heidnischen Züge in der ritterlichen Zeit auch nicht mehr hervor, so finden sich doch noch genug Spuren besonderer Auszeichnung, ja selbst eines gewissen Aberglaubens. Im Griffe waren mitunter Reliquien verborgen, und die Klinge trug mit Gold eingelegte Figuren und Inschriften, oft nur Namen und Zierraten, mitunter aber auch segen, Zauberspruche, wie das Schwert, welches Anfortas Parzival schenkte (V, 790). — Alles kam schließlich auf die Festigkeit der Klinge an, denn wenn das Schwert zersprang, war der Ritter wehrlos (vgl. XV, 230 ff.). Es war daher keine übertriebene Forderung, wenn man von einem guten

[1]) Vgl. Poestion, „Das Tyrfingsschwert" und L. Freytag, „Herwara."

Schwerte erwartete, daß es Helm und Eisenharnisch durchschneide, ohne schartig zu werden. Auch dieser Zug ist bereits nachdrücklich in der Heldensage bezeugt, vor allem bei Siegfried, der sich das Schwert Notung selbst schmiedete und damit den Ambos mitten durchschlug. Als berühmte Werkstätte der Waffenschmiedekunst wird von Wolfram das noch heute berühmte Toledo genannt, und bei französischen Dichtern sind die guten deutschen Schwerter aus Baiern, sowie aus Köln, aus Sachsen und Lothringen bekannt. Aber auch zahlreiche französische Werkstätten gab es, und diese scheinen wieder von den Deutschen bevorzugt worden zu sein, so besonders Poitiers.

Das Schwert steckte in einer mehr oder weniger kostbaren Scheide. Sie konnte von Gold sein, mit Edelsteinen besetzt, aber auch von Holz, mit Leder oder Seidenborten überzogen. Das ganze trug der Ritter am vezzel, einem Gürtel, der in älterer Zeit sehr einfach, später aber auch aus golddurchwirkter Seide war. Bei Hofe trug man es oft auch in der Hand.

Schwert und Sper waren die einzigen Angriffswaffen des Ritters; ihnen gegenüber stand ein großer Apparat von Schutzwaffen, die eiserne Rüstung und der Schild.

Die Rüstung hat Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts viele Veränderungen und Verbesserungen erfahren. Die alte, heldenmäßige Panzerung bestand aus der Brünne, dem Brustpanzer, zuerst aus Leder mit Hornschuppen, dann aus Stahlringen. Dieser ward allmählich durch den „Halsberg" (III, 1101) verdrängt, welcher ursprünglich ein geschuppter Kragen zur Bedeckung von Hals und Schultern war, dann aber zu einem Panzerhemd erweitert ward, welches bis zu den Knien hinabreichte und Ärmel hatte, die in einen Faustschuh ausliefen. In Wolframs Zeit war es stets aus Stahlringen hergestellt (III, 225). Später war die Panzerung der Brust noch durch eine besondere Platte verstärkt. Die Brünne kennt Wolfram gar nicht mehr, aber sie kam noch mitunter, wie andere Dichter bezeugen, vielleicht bei Unbemittelten vor. Die Thatsache, daß die Volksepen fast nur die Brünne kennen, erklärt sich zur Genüge aus der Überlieferung.

Eine ähnliche Entwicklung hat die Kopfbedeckung durchgemacht. Schon früh begnügte man sich nicht mehr mit dem einfachen „Helm", sondern trug zu stärkerem Schutze unter demselben noch eine eiserne Haube (hûbe, huot). Dieser huot ward zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch das aus Frankreich übernommene hersenier (IV, 665) er-

setzt, eine aus Eisenringen geflochtene Kappe, welche mit dem Halsberg ein Stück bildete. Dieselbe ward also einfach, nachdem man den Halsberg angelegt hatte, über den Kopf gezogen und konnte ebenso leicht, wollte es sich der Ritter etwas bequem machen, ohne sich zu entwappnen, wieder herunter gezogen werden (IX, 197). Über dieses Hersenier stülpte man dann den eigentlichen Helm, dessen Form zu Ende des 12. und zu Anfang des 13. Jahrhunderts noch teils konisch ist, teils abgeflacht. Er ist aus starkem Eisenblech geschmiedet und mit festen Bügeln (lîsten = Leisten, oder spangen) durchzogen. Derselbe reichte früher nur bis zur Stirn und bis zum Nacken. Bald aber ward er zum Schutz des Gesichts noch mit dem „Nasenband" versehen, einem Eisenstreifen, der von der Stirn bis zur Nasenspitze herabhing. Diese wurde dann zur barbiere erweitert, einer gewölbten Platte, welche den ganzen oberen Teil des Gesichts bis zur Nase umschloß und daher Augenlöcher haben mußte. In diese Augenlöcher traf Parzivals Spieß den Ither von Gaheviez. Aber auch der untere Teil des Gesichts blieb nicht ungeschützt. Ihn umschloß die ventaille (fintâle V, 844) ein breiter Panzerstreifen, der am Hersenier befestigt war und von diesem aus um den unteren Teil des Gesichts bis zur Nase herumgezogen wurde. Der über das Hersenier gestülpte Helm ward über der ventaille unter dem Kinn festgeknotet (III, 1058; IX, 291). Später, nach Wolfram, trat an Stelle dieser komplizierten Kopfrüstung der Topfhelm (helmvaz), welcher vorn bis über das Kinn und hinten bis in den Nacken reichte und, aus einem Stück geschmiedet, alles in sich vereinigte. Oben war er flach und über dem Gesicht natürlich mit Augen- und Luftlöchern versehen. Der Helm mit dem sogenannten Visier ist erst spätmittelalterlich und kommt in der Zeit unserer Dichter noch nicht vor.

Die Beine endlich wurden durch Panzerhosen geschützt, welche den Fuß und das ganze Bein bis hoch zum Oberschenkel umschlossen. Dort wurden die beiden Hosenbeine mit Schnüren an einem um die Lenden gelegten Gürtel befestigt. Wollte der Ritter diese Hosen anziehen, so setzte er sich auf einen Teppich (XIV, 63 ff.), streckte die Beine in die Höhe und ließ sie sich über dieselben hinabrollen. Aber es gab auch solche, die über der Wade und am Bein hinauf mit Lederriemen zugebunden wurden. Zum Schutze des Körpers gegen den Druck und das Scheuern des Eisens wurden natürlich zweckmäßige Unterkleider getragen. Die Unterschenkel wurden außerdem noch mit starken Schuhen,

wahrscheinlich ledernen Gamaschen, versehen, und über die Kniescheiben wurden ebenso wie um die Ellenbogen noch besondere Platten (schinnelier III, 1059) festgebunden, weil diese im Gedränge Quetschungen am meisten ausgesetzt waren.

So war der Körper ganz in Eisen gehüllt. Die einzige Stelle, wo das Eisen nicht unmittelbar deckte, war der Unterleib. Über diesen gingen nur die Schöße des Halsberges. Daher findet man nicht selten, daß dem niedergeworfenen Ritter der Todesstoß zen slitzen în, durch den Schlitz des Halsberges oder indem man die Schöße aufhob, versetzt wurde.

Schließlich blieb nur noch der Schmuck, diu zimierde, übrig. Im engern Sinne ist das der Helmschmuck, das oft kostbar aus Metall getriebene und mit Edelsteinen besetzte, sehr schwere Wappenbild des Ritters oben auf dem Helme (S. 124 unten; XV, 23). Im weiteren Sinne aber gehörte auch die gesamte Ausschmückung dazu, so vor allem der Waffenrock (wâpenroc, wâpenkleit), ein ärmelloses bis zu den Waden herabfallendes Gewand, über welches dann das Schwert gegürtet wurde. Er ist erst mit dem Anfange des 13. Jahrhunderts herrschend geworden, erscheint aber bei Wolfram bereits als standesgemäßer, sehr teurer Luxusgegenstand. Er ist aus den kostbarsten Seidenstoffen gefertigt, mit Edelsteinen besetzt und zeigt überall das aus Gold, Seide und Edelsteinen gestickte Wappen des Ritters (vgl. S. 124 unten; III, 176). Er war ebenso wie das Schwert ein besonders beliebtes und willkommenes Geschenk. Die Damen konnten ja gerade hier durch kostbare und kunstvolle Arbeit dem Ritter ihre Gunst bezeugen. Auch hier aber werden wir bei den armen Rittern die nötige Einschränkung machen müssen. Was uns die Dichter beschreiben, gehört eben der glänzend ausgestatteten Überlieferung an. Zur Zimier gehörten endlich auch goldene Schellen am Arm und an den Beinen (vgl. III, 177 ff.), ein Modeartikel, der jedoch nicht unbedingt notwendig war.

Ehe wir zu dem letzten und wichtigsten Stücke der Schutzwaffen, dem Schilde, übergehen, sei noch bemerkt, daß das Roß ebenso wie der Mann gepanzert und geschmückt war. Über einer weicheren Decke lag eine aus Eisenringen geflochtene Decke, welche das ganze Roß mit Ausnahme der Beine einhüllte. Über dieser Panzerdecke lag eine dem Wappenrock gleichgefärbte und ähnlich ausgestattete Sammet- oder Seidendecke (covertiure IV, 612 ff.), auf welcher ebenfalls die Wappenbilder prangten und Schellen erklangen. Auf ihr lag der Sattel mit den Steigbügeln (stegereife). Die Sporen waren oft

von Gold mit stählerner Spitze und wurden durch Riemen oder seidene Borten am Fuße befestigt (III, 1098).

Wir haben schließlich noch den Schild zu betrachten. Die Grundform des Schildes ist dreieckiggewölbt. Das Material ist Holz mit starkem Leder überzogen, aber ringsherum geht ein starker Eisenbeschlag (der rant), welcher oft mit kostbaren Edelsteinen besetzt ist. In der Mitte tritt der buckel hervor, ein mit vier Nägeln befestigter, gewöhnlich goldener, starker Knopf, in welchem die spangen, starke Eisenbänder, die ebenfalls oft mit Edelsteinen verziert sind, vom Schildraude aus zusammenlaufen. Die „vier Nägel" (III, 1529), welche oft als Zielpunkt des Stoßes bezeichnet werden, dienten entweder zur Befestigung dieses Knopfes oder zur Befestigung der Handhaben im Innern des Schildes oder zu beidem. Die gewölbte Fläche war dem Wappenrocke gleich gefärbt, und darauf war das Wappenbild geschlagen, aus edlem Metall oder auch aus Pelzwerk. Diesen Schild hängte man mit einem Riemen um den Hals. Machte sich der Ritter zum Kampfe fertig, so faßte er noch mit der linken Hand einen besonderen Griff-Riemen und drückte den Schild damit fest vor die linke Brust, so daß er die größere linke Hälfte der Gestalt vom Rande des Helmes bis zum Knie bedeckte. Mit der rechten Hand hielt er dann die Lanze; das Roß konnte er nur mit den Schenkeln regieren.

Wir fassen das Gesagte zusammen, indem wir die anschauliche Beschreibung der Gesamterscheinung des Ritters bei Schultz, Höf. Leben II, 87 hierhersetzen: „Er sitzt auf einem Rosse, das vom Haupte bis auf die Fesselgelenke von einer bunten flatternden Seidendecke umgeben ist; nur die Nüstern und die Augen sind frei; der Reiter selbst ist mit einem gleichgefärbten, gestickten, bunten, ärmellosen Rocke bekleidet; an Armen und Beinen kommt der silberglänzende blanke Ringpanzer zum Vorschein; umgegürtet ist das wuchtige Schwert, mit der Linken preßt er den buntbemalten Schild an die Brust, die Rechte hält die Lanze, deren Schaft gleichbemalt ist, an deren Spitze das bunte Banner flattert. Soweit wäre das Aussehen des Ritters gar nicht übel; was uns jedoch mißfällt, ist die Kopfbedeckung, der Helm, welcher das Angesicht ganz verdeckt, und der, wenn noch die Zimier aufgebunden ist, der ganzen Erscheinung etwas abenteuerlich Gespenstisches giebt."

4. Jagd.

Ehe wir von der Verwendung dieser Rüstung zu Kampf und Turnier sprechen, seien einige kurze Bemerkungen über die Jagd als einer ausschließlich ritterlichen Übung gegeben. Es scheint fast, als seien nur Fürsten Jagdherren gewesen, wenigstens treten Ritter immer nur im Gefolge des Fürsten als Jagende auf. Wolfram nennt die Jagd „königliche Art" (III, 58). Waffen des Jagenden sind Bogen und und Pfeile und Jagdspieße (javelot, gabylot). Damit ward das vierfüßige Wild des Waldes und Feldes gejagt. Die Meute spürte es auf und hetzte das verwundete Tier, wenn es nicht sogleich fiel, bis es zusammenbrach. Oft erjagte auch der Jäger selbst den Hirsch zu Roß und fing ihn lebendig. Für diese Jagd lernte man von den Franzosen ein genaues Ceremoniel, das sich besonders auf die kunstgerechte Zerlegung und Einbringung des Wildes bezog. Genaue Kenntnis der waidmännischen Terminologie war ein Haupterfordernis höfischer Bildung. Im Tristan Gottfrieds von Straßburg wird die Jägerei König Markes von Tristan darin unterrichtet. Die beliebteste und edelste Jagd aber war die schon zur Römerzeit bei den Deutschen nachweisbare Falkenbeize. Auf sie nimmt Wolfram wiederholt Bezug.

Der allgemeine Ausdruck für die Falken war vederspil, Federspiel, aber man unterschied unter ihnen Vögel von sehr verschiedenem Werte. Bei Wolfram begegnet uns der valke (Edelfalke), der sparwaere (Sperber) und das sprinzelîn (Sperberweibchen). Albertus Magnus hat in seinem Buche, De Falconibus Asturibus et Accipitribus eine förmliche Rangfolge unter den Falken aufgestellt. Danach sind die genannten drei die am häufigsten gebrauchten Arten. Seltener sind die Pilgrim- oder Wanderfalken, und der Edelste ist der Gir- oder Gerfalke. In dem letzteren Namen liegt der technische Ausdruck gern (noch vorhanden in unserem begehren und gierig), welcher das Erwachen der Begier in dem Falken bezeichnet, wenn ihm die Haube vom Kopf genommen ist und er der Beute ansichtig wird. Alle Falken und Habichte aber werden erst wertvoll, wenn sie die erste Mauser hinter sich haben, dann heißen sie mûzære, mûzersparwære, mûzerhabech u. s. w. (vgl. III, 1197). Kaiser Friedrich II. hat ein Buch über die Falkenbeize geschrieben, „De arte venandi cum avibus", aus welchem man sehen kann, wie schwierig und anstrengend Zähmung und Dressur der Falken waren. Ein guter Falkner (valkenære, vgl. VI, 50)

durfte keine andern Interessen haben, als die Aufsicht und Pflege seiner Zöglinge. Das Hauptmittel der Zähmung war die vorläufige Blendung, d. h. das Aufziehen der unteren Augenlider mit einem Faden, so daß das Tier nichts sehen konnte. In diesem Zustande blieb er, bis er sich ganz an den Falkner gewöhnt hatte, von dem allein er Speise (luoder, Lockspeise) erhalten durfte. Die Fütterung des Vogels war eine weitere Hauptsache der Dressur. Nie durfte er überfüttert werden (überkrüphe), so daß er immer sein Futter von der Hand des Falkners erwarten mußte. überkrüphe machte ihn untauglich zur Jagd (vgl. VI, 56); er kehrte dann nicht auf die Faust seines Herrn zurück. Der vollständig dressierte Falke ward dann beim Auszuge zur Jagd, den Kopf mit einer Haube bedeckt, auf der mit einem Handschuh geschützten Faust getragen. Man jagte mit ihm nur auf Geflügel, weil hier Bogen und Pfeile meistens unzulänglich waren. „Vogelhunde" jagten die Vögel auf; sogleich nahm man dann dem Falken die Kappe ab und „warf" ihn in die Luft. Derselbe ereilte die Beute und „schlug" sie (vgl. VI, 73). Oft hatte er, je nach ihrer Größe, erst einen längeren Kampf zu bestehen. Beging der Jäger, indem er die Entwicklung der Jagd verfolgte, eine Ungeschicklichkeit, so verfiel sein Roß und sein Jagdzeug den Falknern. So war König Vergulaht im VIII. Buche (vgl. S. 162), als seine Falken einen Reiher in einen moorigen Teich gejagt hatten, ihnen nachgeritten, um ihnen zu helfen. Dabei war er naß geworden, und dadurch verfiel sein Roß und seine Kleider den Falknern. An den Füßen trugen die Falken Schellen. Diese waren sowohl für die Jagd als auch sonst notwendig. Auf der Jagd hörte man durch sie, wo der Falke etwa eingefallen war, wenn er nicht sogleich zurückkehrte, und zu Hause verrieten sie dem Falkner, wenn die Vögel etwa auf ihrer Stange unruhig wurden. Dann mußte er sogleich zur Stelle sein, damit sie sich das Gefieder nicht irgendwie verletzten.

Aber wir finden die Falken auch zu andern Dingen als zur Jagd verwandt. Sie sind ein Zeitvertreib der Damen wie heute die Schoßhündchen, und Gurnemanz (III, 1196) läßt einen Falken in seine Burg fliegen, dessen Schelle das Zeichen giebt, daß ein Gast angekommen sei.

5. Buhurd, Turnier, Tjost.[1])

Der „Buhurd" (abzuleiten von hurten, anrennen, noch vorhanden in unserem „hurtig") wird bei allen mhd. Dichtern vom Turnier unterschieden, aber nicht alle scheinen damit denselben Begriff zu verbinden. Im Parzival erscheint der Buhurd als ein Reiterspiel zur Belustigung der Gesellschaft und zur Ehre von Gästen und hochstehenden Personen. So wird ein Buhurd geritten zu Ehren der Aufnahme Feirefiß' in die Tafelrunde (S. 247 unten) und zu Ehren der Ankunft Gawans und Orgelusens (S. 219). Von Speersplittern und Schildeskrachen und Quetschungen der Kniee ist dort keine Rede, sondern nur von Reiterkunst. Reiterkunst wird nun auch von andern Dichtern beim Buhurd betont, aber hier tritt er uns zugleich als Kampfspiel entgegen, in welchem zwei Scharen aufeinander losstürmen, mit den Schilden zusammenstoßen, Speere brechen, und sich so gegenseitig zurückzudrängen suchen. Ausdrücklich wird hier stets das „Gedränge" und der „hurt" hervorgehoben, aber da eine Stelle des Wigalois andeutet, daß die Ritter beim Buhurd keine Rüstung trugen, wozu auch die Situation bei Wolfram stimmt, so scheint auch in diesen Kampfspielen das geschickte Reiten durchaus die Hauptsache gewesen zu sein.[2]) Man kann daher im Buhurd mit Recht eine Fortsetzung der schon im 9. Jahrhundert üblichen Reiterspiele sehen, die nach Nithardt von den Söhnen Karls des Großen geübt wurden. Es waren große Quadrillen, in welchen Situationen des Kampfes dargestellt wurden. Ähnliches wird von den Söhnen Friedrichs I. 1184 berichtet.

Eben dieselben Reiterspiele des 9. Jahrhunderts führten aber auch wahrscheinlich zum Turnier. Der mittellateinische Ausdruck dafür ist torneamentum = franz. tournoiement und tournoi, tournoyer (verb.) davon mittelhochdeutsch turnei, turnier und turnieren. Diese Ausdrücke kommen nicht vor dem 12. Jahrhundert vor, lehnen sich aber offenbar an das französische Wort tourner an und bezeichnen ein Spiel, „dessen Wesen künstlerische Wendungen sind". (Niedner.) Man sieht, daß sich aus dieser Erklärung ein Zusammenhang mit den Spielen des 9. Jahrhunderts von selbst ergiebt. Als „Erfinder" der Turniere wird nun von den Franzosen

[1]) Felix Niedner, Das deutsche Turnier. Berlin, Weidmann 1881.

[2]) Ich glaube daher, daß Niedner hier das rechte Verhältnis verkannt hat, und daß Schultz Höf. Leben II, 96 ff. das richtige bietet.

ein gewiſſer Geoffroy genannt, welcher 1066 gefallen iſt. Dieſe „Erfindung" beſtand aber nach Niedner in nichts anderem als darin, daß er „das kunſtmäßige Reiterſpiel mit dem ritterlichen Kampfe in wirkliche Verbindung brachte und ſo aus einem simulacrum belli einen ludus bellicus (Kriegsſpiel) machte." Dadurch ward der Kampf zu einem Gegenſtande künſtleriſcher Ausbildung: die rohe Kraft trat hinter der Gewandtheit zurück; und dies iſt der Charakter des Turniers, wie wir es im 13. Jahrhundert finden. — Ehe wir nun auf die Einzelheiten des Turniers eingehen, wollen wir das Verhältnis desſelben zum Buhurd kurz dahin präziſieren, daß allem Anſcheine nach beide aus dem alten Reitſpiele hervorgegangen ſind, und zwar der Buhurd in Deutſchland, der tournoy in Frankreich, beide aber unter demſelben Geſichtspunkte der Verbindung des Kampfes mit den Reittouren. In Deutſchland geſchah dies zunächſt nur in der roheren Form des Scharenkampfes und des gewaltſamen, geradlinigen Anpralls (hurt), in Frankreich in der feineren Form künſtleriſcher Touren in voller Rüſtung (tournoy). Letzteres erlangte in Deutſchland im 12. Jahrhundert ſehr bald das Übergewicht über den Buhurd, und dieſer ward ſchließlich auch in feinerer Form, wie wir ſogleich ſehen werden, in das Turnier aufgenommen. Daneben aber blieb auch die ſelbſtändige Übung des Buhurds beſtehen, nur daß ſich nunmehr feinere Formen herausbildeten und das Hauptgewicht wieder auf die Reitkunſt gelegt ward. So finden wir ihn bei Wolfram im Parzival lediglich als Reitſpiel, bei andern als Reitſpiel mit Speerbrechen, in welchem jedoch der Grundcharakter, das Anprallen und Drängen, gewahrt blieb. Wo nun dieſe Form des Angriffs im Ernſtkampfe eintrat, da hieß auch dieſer buhurt.

Äußerlich unterſcheidet ſich das Turnier vom Buhurd, wie wir ſahen, ſchon durch die Rüſtung. Dieſe mußte beim Turnier vollſtändig ſein, denn hier war der Lanzenkampf die Hauptſache. Daher nennt Feirefiß Parz. 812, 9—16 (Lachm.) „fünf stiche", welche im Turnier vorkommen können, und man ſieht ſie mit Recht als die üblichen fünf Touren des Turniers an. Sie heißen zem puneiz, ze triviers, zen muoten, ze rehter tjost und zer volge. ze bedeutet „zu" und giebt Zweck und Ziel an. Niedner bezeichnet nun die beiden erſten als „die Stiche des turniermäßigen Buhurd", d. h. alſo die Form, in welcher, wie oben angedeutet ward, der Buhurd in das Turnier überging, und erklärt ſie folgendermaßen: 1. zem puneiz (franz. poignais von lat. pungere): „eine Attaque ſämtlicher Scharen von vorne auf

den Feind mit eingelegter Lanze und hurt." 2. ze triviers (franz. à travers): „eine Attaque sämtlicher Scharen von der rechten Seite auf den Feind mit eingelegter Lanze und hurt." 3. zen muoten (muote = Begegnung): „das Stechen eines einzelnen gegen eine ganze Schar, wobei es für diesen darauf ankommt, während er den einen aufs Ziel genommenen Gegner trifft, den Stößen der übrigen zu entweichen." 4. ze rehter tjost: „Einzelattaque mit eingelegter Lanze auf den Feind, geradlinig oder von der rechten Seite her." 5. zer volge: „der sogenannte Damenstich", ein Stich, welcher nach dem eigentlichen Turnier stattfindet und bloß von den gewandtesten Reitern — zu Ehren ihrer Damen — gestochen wird". Zu ihm war besondere Herausforderung und Annahme derselben vom Gegner erforderlich, daher der Ausdruck zer volge (volge = Beistimmung).

Die Stiche 3 und 5 kommen in den Turnieren unseres Gedichts nicht weiter vor, dagegen der ze rehter tjost um so häufiger, (III, 554; IV, 472 u. s. w.), und im Turnier von Kanvoleiß (Buch II, vgl. S. 10) sind es die ersten beiden Touren, denen Gahmuret noch unthätig zusieht. Als er dann eingreift, „tjostiert" er. Zum Verständnis unseres Gedichts wird also nur noch nötig sein zu erklären, was die Tjost überhaupt ist, und was ze rehter tjost im Turnier bedeutet.

Auch die Tjoste oder Juste, franz. jouste, mittellat. justa = pugna, Kampf, scheint wie der Buhurd ursprünglich ein selbständiges Kampfspiel gewesen zu sein. Da der Ausdruck von Anfang an auch für den Ernstkampf gebraucht wird, so ist zu vermuten, daß die Tjost weniger ein belustigendes Kampfspiel war, als vielmehr die kriegerische Vorübung für den Einzelkampf. Denn dies unterscheidet sie vor allem vom Buhurd, daß sie nur ein Kampf zwischen Zweien ist, und daß der Lanzenkampf in ihr das Wesentliche ist. Das Turnier hatte nun, wie Niedner wahrscheinlich macht, einen ähnlichen Einfluß auf die alte Tjost, wie auf den alten Buhurd, d. h. die Eleganz und Gewandtheit des Reitens in den verschiedenen Angriffsformen verband sich mit ihr, und so ausgebildet ward die Tjost eine besondere Tour im Turnier, bei der es darauf ankam, durch geschickten Angriff von vorn oder von der Seite und durch geschickten Stoß den Gegner aus dem Sattel zu werfen. Machten es die Umstände nötig, so ward der Kampf zu Fuß mit den Schwertern fortgesetzt, doch waren dazu, wie sogleich gezeigt wird, bestimmte Voraussetzungen nötig. Dieser „Stich" war naturgemäß der am meisten geübte, erfolgreichste und beliebteste, denn in Zweikämpfen spielten sich alle Abenteuer der Ritter

ab, und auch jede Schlacht brachte ſie mit ſich. Daher wird auch der ernſtliche Zweikampf, wie und wo er auftritt, ſchlechthin Tjoſt genannt. Der einzige Unterſchied zwiſchen der ernſtlichen Tjoſt und der Turnier-Tjoſt iſt der, daß erſtens dort ſcharfe, hier ſtumpfe Waffen gebraucht wurden, und zweitens, daß im Ernſtkampfe naturgemäß weniger Eleganz als Kraftwirkung erſtrebt ward.

In der Tjoſt nun kam es darauf an, richtig zu reiten und richtig zu zielen, (die tjost rîten und die tjost ziln). Die beiden Gegner ritten mit eingelegter Lanze auf einander los, zunächſt im Galopp. Sie mußten nun den richtigen Zeitpunkt wählen, wo ſie in die Karriere (rabbîne IV, 611) übergingen, um den Stoß ſo kräftig als möglich zu führen. Es war aber auch erlaubt, den Gegner von der Seite ze triviers anzureiten, ja auch während des Anlaufs in Karriere die geradlinige Richtung plötzlich ze triviers zu nehmen, doch nur von der rechten Seite her, weil der Gegner nur auf der linken Seite durch den Schild gedeckt war. In Schlachten aber und ſonſt in Ernſtfällen mochte es wohl vorkommen, daß man gerade die unbedeckte Seite des Gegners zu gewinnen ſuchte; wenigſtens giebt es für dieſen Fall den beſonderen techniſchen Ausdruck „zer blôzen sîten anrennen".

Als Zielpunkte des kunſtgerechten Stoßes nun gelten nur zwei: die vier Nägel, alſo die Mitte des Schildes (ſ. o. S. 303) und der Knoten der Helmſchnur unter dem Kinn, d. h. gerade die Linie, wo der Schildesrand mit dem Kinn abſchnitt. Dieſer letztere Zielpunkt ſetzt die genaue rittermäßige Haltung des Schildes voraus, die von ſelbſt kam, wenn der Ritter den Schild „ze halse" nahm. Hatte er das gethan, ſo „ſenkte" er den Schaft und ſetzte ihn je nach dem Zielpunkte, den er ſich wählte, höher oder tiefer unter dem rechten Arme ein. Abgeſehen von Kraft und Widerſtandsfähigkeit hing der Erfolg hauptſächlich von dem richtigen Treffen ab. Mit voller Gewalt ſtießen die Gegner auf einander. Traf der Stoß nun die „vier Nägel", ſo wurden dieſelben gelockert und die Riemen der Handhaben löſten ſich; auch konnte der Schild hier im Mittelpunkte von der Wucht des Stoßes am leichteſten zertrümmert und — bei ſcharfen Waffen — durchbohrt werden. Beim Stoß auf die Helmſchnur aber ward dieſe zerſchnitten, der Helm flog herunter und der helmloſe Gegner war ebenſo ſchlimm daran, wie der ſchildloſe. Aber auch direkt auf den Helm konnte der Stoß gerichtet werden, wodurch dann dieſelbe Wirkung erzielt werden konnte. — Nun war in der Turniertjoſt zweierlei möglich.

Entweder hielten beide Gegner den Stoß aus, dann zerbrachen gewöhnlich die Speere, man ritt zurück (kêrte) und machte einen neuen Anlauf mit frischen Speeren und so fort, bis eine Entscheidung erfolgte. Diese bestand darin, daß einer von den Gegnern den Stoß nicht aushielt und durch ihn vom Rosse geschleudert wurde („hinter das Roß auf den Sand setzen, stechen, abstechen, fällen"). Trat dieser Fall ein, so war er besiegt und dem Sieger verfallen. Welche Bedingungen hier eintraten, wird weiter unten angegeben werden. Eine besondere Art der Niederlage war noch die, daß von der Wucht des Anpralls auch das Roß zu Boden geschleudert ward, oder doch auf den „Hächsen" (IV, 476) saß. Das war die Niederlage mit orse mit alle, mit „Mann und Roß" (XIV, 39). Aber auch wenn die Rosse aushielten, so konnte doch das Riemenzeug, der „Darmgürtel" bersten (IV, 475), und der Ritter sank mit dem Sattel herunter. In diesem Falle war er noch nicht besiegt, und es begann entweder ein neuer Kampf mit frischem Rosse oder es mußte nun der Schwertkampf zu Fuß entscheiden. Derselbe konnte auch eintreten, wenn der Schild zertrümmert oder der Helm abgestochen war. Grundsatz für alle Fälle war, daß der Gegner nicht eher als besiegt galt, als bis er thatsächlich und direkt „gefällt" war, also am Boden lag.

In der ernstlichen Tjost konnten nun alle die Fälle auch eintreten, aber hier, wo der gewonnene Vorteil ausgenutzt werden mußte, trat naturgemäß der Schwertkampf ein, sobald der Speer verstochen war oder sonst einer der Gegner genötigt ward, vom Roß zu springen. Dann lag also die eigentliche Entscheidung immer im Schwerte, wenn nicht etwa schon die Lanze den Gegner durchbohrt hatte (vgl. III, 555). Der Schwertkampf führte dann entweder direkt den Tod eines von beiden herbei, oder einer ward wehrlos und war dann dem Sieger mit seinem Leben verfallen. Der konnte ihn entweder töten oder sicherheit, franz. fianze (zusicherndes Gelübde) von ihm annehmen. Formel dafür war „mîn sicherheit sî dîn". Damit ward er der Gefangene des Siegers, mußte leisten, was ihm dieser auferlegte und sich ev. durch eine vom Sieger zu bestimmende Summe lösen. Roß und Rüstung gehörten ebenfalls dem Sieger (vgl. VII, 105). Sehr häufig schickte ihn der auf Abenteuer ausgezogene Ritter seiner Dame oder einem, den er ehren wollte, als Gefangenen, so Parzival den Kingrun, Klamide und Orilus.

Im Turnier fiel selbstverständlich der blutige Ausgang fort. Der Besiegte aber leistete ebenfalls Sicherheit, mußte sich je nach den Bedingungen des Turniers dann lösen oder

der Dame ſtellen, durfte aber keinesfalls weiter turnieren. Roß und Rüſtung verlor er auch hier.

In dem bisher Erörterten haben wir, wo vom Turnier die Rede war, eine Art des Turniers vorausgeſetzt, welche Niedner mit Recht das Turnier durch êre, d. h. *um der Ehre willen*, nennt. Bei ſolchen Turnieren handelte es ſich nur darum, der gefeiertſte Ritter zu werden und den prîs, den Preis, zu behalten. Dieſer beſtand nicht bloß in dem Ruhme, ſondern auch in einem äußeren, gewöhnlich nicht koſtbaren Zeichen, z. B. in einem Sperber (vgl. III, 542). Aber auch Land und Hand einer Königin konnte der Preis ſein, wie zu Kanvoleiß (S. 9 ff.). Bei dieſen Turnieren war natürlich ein Preisgericht nötig, welches zu entſcheiden hatte, wer den Preis verdiente, und gegen deſſen Spruch es keine Appellation gab (vgl. S. 12). Hier war alles verpönt, was Edelſinn und Ehre im geringſten zu verletzen geeignet war, ſo vor allem Beuteſucht. Daher waren dieſelben ſtets mit vride, d. h. unter genauer vorhergehender Feſtſetzung der Löſungsſummen der Beſiegten. Meiſtens gebot es die Nobleſſe, die Beſiegten ohne jedes Löſegeld freizugeben ſamt Roß und Rüſtung (vgl. S. 11). Niedner nennt dieſe Art des Turniers, durch êre mit vride, mit Recht die *klaſſiſche*.

Daneben gab es eine weniger ehrenvolle, aber — beſonders in ſpäterer Zeit — deſto beliebtere. Das iſt das Turnier umbe guot, um Gut, d. h. *um Beute*. Hier ging man darauf aus, möglichſt viel Roſſe und Rüſtungen zu erbeuten und möglichſt viele Gefangene zu machen, die ſich dann, wenn das Turnier noch dazu âne vride (*ohne Vertrag*) angeſetzt war, durch beliebig hohe Summen ganz nach Willkür des Siegers löſen mußten. Hier war der Leidenſchaft der weiteſte Spielraum gelaſſen, und dieſe Turniere werden es auch geweſen ſein, welche, wie bezeugt wird, öfter in Ernſtkämpfe mit ſcharfen Waffen ausarteten. Sie waren ein Sammelpunkt der abenteuernden, landfahrenden Ritter, des Proletariats des Rittertums, das gewöhnlich keine derartige Gelegenheit verſäumte, ſein Glück zu verſuchen. Bei Wolfram findet ſich ein ſolches gar nicht erwähnt, am Ende des Jahrhunderts ſchon kennt das verfallene Rittertum keine andern mehr.

Es verſtand ſich nun von ſelbſt, daß ſich die Turniere nicht zufällig zuſammenfinden konnten, ſondern daß ſie *angeſagt* (geſprochen) und dazu *eingeladen* (der turnei geschrîen) werden mußten. Es folge nun hier noch eine kurze *Darſtellung des Verlaufs eines regelrechten Turniers durch êre*.

Dasselbe kann entweder von einem Herrn einem andern „geboten" werden, der es dann entweder „versagt" oder „nimmt", oder es wird von einem Fürsten einfach „gesprochen". Im ersteren Falle werden, wenn es angenommen ist, genau die Bedingungen vereinbart, unter denen es stattfinden soll, desgleichen Zeit und Ort; im letzteren liegt das alles lediglich im Willen des Einladenden. In beiden Fällen aber geschieht die Bekanntmachung (das schrien) wenigstens drei Wochen vorher durch landeskundige, zuchtbeflissene Knappen, die bestimmte Einladungen überbringen, außerdem aber jeden Ritter, den sie treffen, darauf aufmerksam machen. Überhaupt ist jeder Ritter bis zum letzten Tage dabei willkommen. Gewöhnlich nun finden die Turniere nur im Sommer und am Montage statt. Am Sonnabend muß alles versammelt sein, weil noch die Musterung der Erscheinenden bevorsteht. Diese ist Sache des Preisgerichts, welches aus den ältesten und erfahrensten Rittern zusammengesetzt ist. Ihnen stehen auserlesene Knappen zur genauen Durchführung ihrer Anordnungen zur Verfügung. Die Musterung nun bezieht sich zunächst auf die Wappen- und Waffenprüfung, damit kein Unritterlicher, etwa Knappen, Unfreie oder „Gesicherte" teilnehmen. Die Waffen mußten vorschriftsmäßig eingerichtet sein, die Rüstung spiegelblank gescheuert („gefegt"), der Speer statt der Spitze mit einer stumpfen Krone versehen sein und Schilde und Helmzimier mußten das Wappen tragen. Der Kampfplatz war abgesteckt, und hinter ihm erhob sich das „Gestühle", die Zuschauersitze für Damen, ältere Ritter und die Richter. Lag der Platz vor der Burg, so sahen die Damen auch aus den Fenstern zu.

Der Sonntag Vormittag war zur besonderen Vorbereitung bestimmt, vor allem zum „Teilen" des Turniers. Es kam darauf an, die Teilnehmer in zwei völlig gleiche Parteien zu teilen, an deren Spitze die beiden Edelsten als Oberkommandanten standen. Dabei war nicht nur die Zahl, sondern auch die Tüchtigkeit der Einzelnen maßgebend. Die „Teile" wurden wieder in Unterabteilungen, „Scharen" oder „Rotten", geteilt mit je einem Anführer.

Meistens rüsteten sich die Ritter auch schon am Sonntag Vormittage, um Nachmittags schon mit der „Vesper", einem Vorspiel des eigentlichen Turniers, zu beginnen (vgl. S. 10 Anm. 6). Vorzugsweise vergnügten sich hier die Knappen; sie begannen mit einzelnen Tjosten, aber mitunter beteiligten sich die Ritter so lebhaft, daß der Kampf allgemein ward und das eigentliche Turnier am folgenden Tage wegen allgemeiner Erschöpfung nicht mehr stattfinden konnte. So das

Turnier von Kanvoleiß (S. 11). Dort waren auch, wie oben bemerkt, fast alle Formen des Turniers bereits zur Geltung gekommen. Das Preisgericht legte dann ausdrücklich der Vesper den Wert des eigentlichen Turniers bei.

Kam aber das eigentliche Turnier zu Stande, so ward am Montag früh zunächst die Messe gehört; darauf sammelten sich die Scharen unter ihren Führern, und es begannen die Gesamtattaquen. Hier kam alles auf die Umsichtigkeit der Führer an, daß sie zur rechten Zeit Karriere kommandierten, die Scharen geschlossen hielten u. s. w. Sodann löste sich der Gesamtkampf in die einzelnen Tjoste auf. Dabei ward auch als besondere Leistung der Stich zen muoten geübt und endlich zuletzt der „Damenstich" (zer volge). Während des ganzen Kampfes hatten die Knappen der Ehrenrichter nach deren Weisungen über Ordnung und Recht zu wachen, den Rittern zuzurufen (daher auch krîrer, krîgierer genannt) und schließlich das Ende des Turniers zu verkündigen. — Darauf entschied das Preisgericht, wer den Preis „ze bêden sîten", also allein von allen davongetragen hatte. Kostbarkeiten, und was sonst auf dem Felde lag, gehörte diesen Knappen.

6. Abenteuer.

Aventiure (aus dem lat. adventura, franz. aventure) war der Ausdruck, welcher eigentlich die Phantasie der ritterlichen Gesellschaft beherrschte. Im weitesten Sinne bedeutet es jedes ungewöhnliche, außerordentliche Ereignis;[1]) in diesem Sinne sagen wir auch heute noch „ein Abenteuer erleben." Von solchen Abenteuern nun, welche den Rittern der Tafelrunde auf ihren Zügen begegneten und ihnen Gelegenheit zu Heldenthaten gaben, berichteten die Artusromane, und es unterliegt keinem Zweifel, daß viele Ritter, dadurch angeregt, ausritten solche Abenteuer zu suchen. Man nannte das durh âventiure riten. Reichliche Gelegenheit dazu boten die Kreuzzüge, aber auch ohne äußere Veranlassung begab man sich auf solche Wanderschaft. Jüngere Söhne von Majoratsherren (Wolfram nennt das Majorat allerdings „wälsch gerihte", vgl. S. 6), suchten ihr Glück in der Fremde. Hatten sie doch die Aussicht, wie Gahmuret und Parzival, Herz und Hand einer bedrängten Fürstin durch ihren Beistand zu erwerben oder doch als „Mann" eines mächtigen Herrschers reiche Lehen zu erhalten. Daher suchten sie vor

[1]) Daß es auch die Erzählung eines solchen bedeutet, ist S. 25 Anm. 1 bemerkt, vgl. auch den Anfang des IX. Buches.

allem Länder und Städte auf, wo sie von Krieg und Streit hörten und boten ihre Dienste an, am liebsten dem Bedrängten, oft aber auch, wie es der Zufall fügte (vgl. VII, 35 ff. u. S. 156). Auf solche Abenteuerfahrten begaben sich reichere Ritter oft mit einem großen Gefolge und reicher Ausstattung, so Gahmuret (vgl. S. 6) und anfangs auch Gawan, oft aber auch allein, wie Parzival. Das letztere war besonders der Fall, wenn der Ritter im Dienste einer Dame auf Abenteuer auszog. Dann hatte seine Fahrt hauptsächlich den Zweck, dieser Dame möglichst viele Gefangene zu senden. Beides konnte natürlich auch verbunden werden, und Ritter, die den Dienst eines mächtigen Herrschers suchten, hatten unterwegs genug Gelegenheit, Tjoste zur Ehre ihrer Geliebten zu wagen. Dürfen wir uns nun auch keineswegs vorstellen, daß das Land von solchen Abenteurern gewimmelt habe, und daß allerorten blutige Kämpfe stattgefunden hätten, so existierte doch für das etwaige Zusammentreffen mit Rittern in fremden oder feindlichen Ländern eine gewisse Norm des Verhaltens, die in den Artusromanen ihren Ausdruck findet. Grundsatz für den abenteuernden Ritter — und auch der im Kriege befindliche war ein solcher — war es, keinem Kampfe, der sich bot, aus dem Wege zu gehen. Sobald ihm ein anderer Ritter begegnete, begann ein Kampf auf Leben und Tod. Kein Wort ward gewechselt, denn es galt als feige, sich zu erkennen zu geben. Da nun außerdem die Wappen auf Abenteuerfahrten oft verändert oder auch verborgen wurden, so konnten möglicherweise auch einmal gute Freunde und Verwandte so aneinander geraten, ohne sich zu kennen. So kämpfte Parzival mit Gawan und mit Feirefiß. Das Zeichen der Kampfbereitschaft war der „aufgerichtete Speer" (VI, 116). Der Kampf ging dann in der oben beschriebenen Weise der Tjost vor sich, zuerst der Speerkampf zu Roß, dann der Schwertkampf zu Fuß. Mitunter ging der Schwertkampf auch in einen Ringkampf über (vgl. IV, 661 u. S. 125). Parzival und Orilus kämpften ausnahmsweise mit dem Schwerte zu Roß (S. 124). Fiel der eine der Kämpfenden zu Boden, so war er in der Gewalt des Siegers, der nun mit ihm machen konnte, was er wollte. Jetzt erst gaben sie sich zu erkennen. Gurnemanz ermahnt Parzival, im Streit Erbarmen zu haben, den Besiegten, wenn es nicht ein Todfeind ist, nicht zu töten, sondern „sicherheit" von ihm zu nehmen. Bei dem edelgesinnten Ritter war dies Regel; er befahl dann dem Besiegten, sich seiner Dame oder einer andern Person, die er ehren wollte, zu stellen. Dadurch gab er zugleich Kunde von seinem Ergehen. Der Umstand, daß Gurnemanz diese

Lehre erteilt, ist immerhin ein Hinweis darauf, daß solche Ernstkämpfe einzelner Abenteuer suchender Ritter wenigstens nicht zu den großen Seltenheiten gehörten. Für solche Tjoste in ihrem ganzen Verlaufe mit unblutigem Ausgange und der „sicherheit“ bieten die Kämpfe Parzivals mit Kingrun, Klamide, Orilus, Gawan, Feirefiß die umfassendsten Beispiele. Natürlich ließen die abenteuernden Ritter auch keine Gelegenheit zum Turnier vorübergehen und gründeten sich unter Umständen auf solchen durch Gewinnen des Preises ihr Glück.

7. Krieg.

Die Kriege jener Zeit interessieren uns hier nur, soweit das ritterliche Leben in Betracht kommt. Schlachten erzählen die Dichter in derselben Weise, wie Homer die Kämpfe vor Troja, d. h. von der Masse ist wenig die Rede, die Hauptsache sind die Einzelkämpfe der Edeln, so in Wolframs Willehalm die Schlacht bei Alischanz, im Parzival die Belagerung Patelamunts (Buch I), die Belagerung Pelrapeires im 4. und der Kampf vor Bearosche im 7. Buche. Überall treten uns daher nur die schon ausführlich erörterten Tjoste entgegen. Selbstverständlich galten die allgemeinen Ehrengesetze des ritterlichen Kampfes ebensowohl für das Abenteuer als für die Schlacht, vor allem dies, daß jegliche Hinterlist verpönt war. Daher wird auch die List, durch welche Gahmuret fällt (S. 14), einem Heiden zugeschrieben und zwar keinem ritterlichen. Diese Gesetze des ehrlichen Kampfes galten auch für Züge, die ganz in räuberischer Absicht unternommen wurden. Eroberungs- und Beutezüge an sich waren noch nie bei den Germanen verwerflich gewesen, so lange man den ehrlichen Kampf entscheiden ließ. Wir finden sie auch im Parzival, vgl. III, 352 ff., 701.

Zu den „Heerfahrten“ nun ließen sich Ritter ebensowohl anwerben als gemeine Söldner; doch erhielten sie einen höheren Sold. Den Kern des Heeres bildete zunächst die Gefolgschaft des Fürsten, die in aller Form zum Kriege aufgeboten ward. Alle Lehensleute mußten unweigerlich dazu erscheinen und die von ihnen Abhängigen wiederum mitbringen. Über sie ward eine Musterung gehalten, und die Säumigen verfielen den härtesten Strafen. Dazu kamen nun die Anwerbungen von abenteuerlustigen Rittern, die sich

von selbst gegen Sold anboten, und besonders von geübten und geschulten Söldnern als Fußtruppen. Letztere waren meist mit Bogen und Pfeilen oder auch leichten Speeren bewaffnet. Einen solchen Heereszug schildert uns Wolfram im Anfang des VII. Buches sehr anschaulich. Es ist das Heer, das an Gawan vorüber nach Bearosche zieht. Gawan sieht zunächst mächtige Züge ihren Bannern nachziehen, „Rotten ohne Zahl," dann unterscheidet er viele reich und kostbar gezierte (gezimierte) Helme, hinter ihnen die „Junkherren" mit den neuen, weißen, mit Wappen bemalten Reservespeeren ihrer Herren. Dahinter war groß Gedränge: Maultiere und Wagen mit Rüstungen beladen und der ganze „Markt", die Kaufleute mit ihren Waren, Waffen, Lebensmitteln und sonst „wunderlichen," d. i. fremdartigen Dingen. Endlich ein Troß von Dirnen und Landstreichern, von denen mancher besser „an der Weide hinge, als daß er das Heer vermehrte und wertes Volk verunehrte."

Zog ein solches Heer nun vor eine Stadt oder eine Burg, so mußten auch noch die Belagerungsmaschinen mitgeführt werden, wenn sie nicht erst vor der Stadt erbaut wurden. Als solche werden im IV. Buche bei der Belagerung Pelrapeires genannt: ebenhoehe, mangen, igele, katzen. Ebenhœhe oder berefrit ist der Belagerungsturm, der in gleicher Höhe mit der Burg- oder Stadtmauer gebaut und, mit Fallbrücken versehen, auf Rädern an die Mauer herangeführt wird, um dieselbe mit Hülfe der Fallbrücken zu gewinnen. Dazu war aber nötig, den Graben zuzuwerfen, und das geschah unter dem Schutze der „Igel" und „Katzen," d. h. Schutzdächer, etwa der römischen testudo entsprechend. Sie waren gleichfalls auf Rädern transportabel und dienten zu jeglicher Belagerungsarbeit. Die mangen endlich waren Steinschleudermaschinen von sehr komplizierter Konstruktion. Sie wurden sowohl von den Belagerten als von den Belagerern verwendet.

Das wirksamste Mittel der Verteidigung der Belagerten war das Feuer, besonders das sogenannte „griechische Feuer" (vgl. S. 87 unten), eine Zündmasse, welche man im Orient kennen gelernt hatte, welche geschleudert wurde, wie es scheint, explodierte und dann alles, angeblich auch das Eisen, verzehrte. Damit wurden die Ebenhöhn, die Schutzbauten und sogar die Schleudermaschinen der Feinde verbrannt (vgl. S. 87). Ein wirksames Mittel der Verteidigung war ferner der Ausfall. Gewöhnlich ward die Festung oder die Burg ganz unzugänglich gemacht, die Brücken aufgezogen und sogar die Thore vermauert, und nur einige kleine befestigte

Pforten wurden für Ausfälle bereit gehalten. Sie heißen bei Wolfram Barbigân, sonst „Barbacane." Durch sie brach man zu Rosse und zu Fuß heraus und zerstörte die Arbeiten der Belagerer. Das konnte dann leicht zu einer allgemeinen Schlacht führen. So ist der Kampf vor Pelrapeire ein solcher Ausfallskampf, dessen Erfolg lediglich von dem Verlaufe des Kampfes der Fürsten und Anführer abhängt. Doch wird auch der Thätigkeit der „Bürger" der belagerten Stadt gedacht. Alle Einwohner mußten bei der Belagerung Waffen tragen und kämpfen. Bei jenem Ausfallskampfe nun ist es die Beschäftigung der „Bürger," die niedergeworfenen Ritter „zen slitzen în" (vgl. o. S. 302) zu erstechen. Das verbietet ihnen aber Parzival, und so werden sie von da an als Gefangene eingebracht. Überall ist der Edle Ritter die Hauptperson; von ihm hängt die Entscheidung ab, und so wird es auch in den Feldschlachten gewesen sein.

Konnte aber eine Festung nicht durch „stürmen" genommen werden, so geschah es durch Hunger, wenn die Belagerer nicht durch einen glücklichen Ausfall oder durch ein Entsatzheer vertrieben werden konnten. Von solcher Hungersnot hatten auch die Bürger von Pelrapeire zu leiden gehabt, was Wolfram so humoristisch zu schildern weiß; erst Parzival befreite sie aus der übeln Lage. Wir erhalten hier aber auch ein Bild davon, wie in solcher Lage einer für den andern einstand (IV, 216 ff. 237).

Über die Befestigungen von Stadt und Burg ist in Excurs III die Rede.

8. Der Minnedienst.

Die Entwickelung des Begriffs der Minne zu der für jene Zeit charakteristischen Bedeutung ist unter I, 3 dargelegt worden. Wir müssen aber hier noch von den in die äußere Erscheinung tretenden Formen des Minnedienstes sprechen.

Grundgedanke des ritterlichen Minnedienstes ist der, daß der Ritter sich als den „Mann," d. h. den Lehensmann der Dame betrachtet, folglich auch allen ihren Wünschen gehorchen, ihr Wappen führen muß und durch alles, was er thut, nur sie verherrlicht. Er reitet daher sowohl zum Turnier als auf Abenteuer aus, lediglich um sie zu ehren. Oft aber legten die Damen als die Gebieterinnen ihren

Rittern auch geradezu Abenteuer auf, durch welche sie sich ihrer Gunst würdig zeigen sollten, so z. B. die Teilnahme an einem Kreuzzuge oder einem bestimmten Kampfe (Orgeluse und Gawan Buch XII). Mitunter waren es auch sehr launenhafte Wünsche der Damen, wie wir es bei Belakane (vgl. S. 7) und bei Sigune (vgl. III, 710) angedeutet finden, und daß dies nicht übertrieben ist, beweisen die Schilderungen Ulrichs von Lichtenstein in seinem „Frauendienst." Wolfram klagt die Minne bitter an, daß durch sie so mancher edle Ritter seinen Tod gefunden habe (vgl. S. 12; VI, 278, 229 ff. u. a., besonders die Stelle im X. Buche, S. 209).

Näher haben wir nun zwei Formen des Minnedienstes zu unterscheiden: den offenen und den geheimen.

a. Der offene. Hierher gehören zunächst alle Fälle, in welchen ein Ritter sich in den Dienst einer von Feinden bedrängten Frau (Fürstin) begiebt und als ihr Ritter sie von den Feinden befreit: Gahmuret und Belakane, Parzival und Kondwiramur, auch Gawan und Orgeluse, wo es sich um den Kampf mit Gramoflanz handelt. Der Preis ist dann die Hand der Fürstin, welche ihm sogleich nach dem Siege gewährt wird. Bei allen späteren Turnieren und Abenteuern nun treten sie als Ritter ihrer Gattinnen auf, so Gahmuret (vgl. S. 13 Anm. 2), Parzival (im VII., VIII., X.—XII. Buche), Orilus (III, 525 ff.), Feirefiß (XV, 98 ff.). Dieser offene Minnedienst scheint nicht so selten gewesen zu sein, als man gewöhnlich annimmt, denn auch vom Artushofe heißt es (S. 247), daß da jede Dame bei ihrem Ritter saß, und daß nur diejenige rechtes Ansehen hatte, welcher ein Ritter diente. So ist auch Galoes' Minnedienst, in welchem er fiel, ein offener gewesen (S. 12), ebenso Isenharts (S. 6), Gawans (S. 157) und endlich Gramoflanzens im Dienste der Itonje, die er noch nie gesehen hatte. Das sind alles erlaubte Verhältnisse, welche das Licht nicht zu scheuen brauchen, teils schon bestehende Ehen, teils ehrliches, offenes Werben des Ritters, dem die Eheschließung bald folgt, ohne daß die Dame langes Dienen und Abenteuern verlangt hätte. Mit Orgelusen hatte es seine besondere Bewandtnis (Buch X—XII), aber sie entgeht auch dem Tadel Wolframs nicht. Solche offen erklärten Verhältnisse werden also wohl beim Minnedienst die Regel gewesen sein, wenn wir überhaupt aus der Darstellungsart der Epiker einen Schluß auf die wirklichen Verhältnisse ziehen dürfen. Ein etwas anderes Bild freilich zeigen uns die Lyriker, der eigentliche Minnesang. Bei ihm spielt die tougen minne eine große Rolle. Das ist

b. Der geheime Minnedienst. Aus manchen Minneliedern geht hervor, daß die Dichter ein Verhältnis im Auge hatten, welches geheim gehalten werden mußte. Das entsprach dem Minnedienst der Troubadours, bei welchen fast nur von solchen Verhältnissen die Rede ist. Die Dame, in deren Dienste der Ritter steht, ist dort gewöhnlich eine verheiratete Frau. Die deutschen Dichter sprechen dies jedoch nicht klar aus; sie sprechen nur von den „Hütern" und „Merkern," welche die Zusammenkunft der Liebenden verhindern, und auch Wolfram hat solche Verhältnisse in seinen „Tageliedern" besungen. Daß aber gerade diese „Tagelieder" verhältnismäßig wenig Boden fanden, könnte man als einen Beweis ansehen, daß diese Art von Verhältnissen im Sinne der Troubadours in der deutschen ritterlichen Gesellschaft nicht heimisch wurden. Mögen sie auch vorgekommen sein, so stehen sie doch keineswegs im Vordergrunde des Interesses, und ihre Darstellung in Minneliedern ist gewiß auch viel auf Nachahmung französischer Vorbilder zurückzuführen. Es konnten ja auch manche andre äußere Verhältnisse, wie z. B. Standesverschiedenheit, eine Geheimhaltung nötig machen, ohne daß das Verhältnis an sich ein unsittliches zu sein brauchte.

Freilich, dagegen dürfen wir uns nicht verschließen, daß die sittlichen Anschauungen der ritterlichen Gesellschaft durchschnittlich nicht so hoch standen als die unsrigen. Der Durchschnitt war genußsüchtig, und selbst bei tieferen Naturen adelte die triuwe manches, was wir verurteilen (vgl. Excurs I, 1. u. 3.), und so wird die tougenminne und das „Hüten" und „Merken" wohl hier seinen realen Anknüpfungspunkt haben. Im Wesen des Minnedienstes als Nachbildung des Dienstmannenverhältnisses lag es, daß dem Dienenden der „Lohn" gewährt ward; als solcher galt die „Gnade" der Herrin, und nur die Frau galt als ritterlich gesinnt, welche des Ritters Dienste mit ihrer Gunst zu belohnen gedachte.

War nun aber der Minnedienst geheim, so war Verschwiegenheit Ehrensache des Ritters. Er mußte sorgfältig darüber wachen, daß auch nicht der leiseste Anhalt gefunden ward, wodurch sein Verhältnis verraten werden konnte, durfte vor allem den Namen der Dame nie nennen, und wenn er für sie stritt, konnte er sich wohl als „Frauenritter" zeigen, aber er mußte jedes Zeichen, das auf die Person seiner Dame schließen lassen konnte, sorgfältig verhehlen.

Für den heimlichen Verkehr wurden damals wie heute

Mittel und Wege gefunden. Ein Beispiel davon bieten Gramoflanz und Itonje, deren Verhältnis ja freilich nur ein halbes Geheimnis war. Gramoflanz hatte sie noch nie gesehen und konnte der eigentümlichen Umstände in Schastelmarveil wegen seine Verbindung mit ihr lediglich durch Bene, des Fährmanns Tochter, unterhalten. Diese brachte einen Ring von ihm zu ihr und wieder von ihr zu ihm. Dieser Ring wanderte oft hin und her zwischen ihnenund erhöhte ihre Liebe und Treue (vgl. S. 215. 231 unten). Mit ihm wanderten auch Liebesbriefe, von denen uns Wolfram einen mitteilt, der als das älteste und wohl typische Beispiel eines Liebesbriefes im Minnedienst gelten kann. Er lautete so:[1])

Ich grüße, der ich Grüßen schulde, [715]
Wo ich Gruß mit Dienst mir werbe.
Süße Herrin, ich meine dich,
Seit du mir Trost gewährest.
Die Minne hat uns gut gesellt, 5
Drin wurzelt meiner Freude Kraft.
Dein Trost wiegt jeden andern auf,
Seit mir dein Herz in Treue schlägt.
Du bist meiner Treue Schloß,
Verderben meines Herzeleids. 10
Deine Minne hilft mir treu,
Daß keiner Art unedles Thun
Jemals an mir gefunden wird.
Deiner Herzensgüte Treue
Weiß ich so unwandelbar, 15
Wie der Erde Pole stehen
Zum Polarstern, deren keiner
Jemals seinen Platz verläßt:
Treu soll unsre Minne stehn
Und nimmer von einander gehn. 20
Gedenke mir's, du edle Maid,
Was Leids ich dir geklaget:
Sei nicht säumig, mir zu helfen.
Wollte dich ein Mann aus Haß
Jemals von mir scheiden, 25
So gedenke, daß uns wohl
Die Minne beide lohnen kann.
Verletze Frauenehre nicht
Und laß mich deinen Dienstmann sein;
Ich diene dir, so viel ich kann!

[1]) Die in Exkurs I, 4 dargelegten charakteristischen Ausdrücke sind durch den Druck hervorgehoben.

War nun der Minnedienst offen oder geheim, in jedem Falle hatte der Ritter im Turnier und auf Abenteuern das „Kleinod" seiner Dame gleichsam als Wappen zu führen, wie der Lehensmann das Wappen seines Lehensherren allein oder neben dem eignen führte. Dasselbe bestand oft nur in einem unbedeutenden Erinnerungszeichen, etwa einem Bande, einem Schleier, einem Ringe. Die kleine Obilot giebt Gawan im VII. Buche einen Ärmel ihres Kleides, und Gahmuret führte Herzeloydens Seidenhemd auf dem Schilde. So konnte auch der geheim Dienende ein Zeichen führen, ohne daß es die Geliebte verriet. Bei offen erklärten Verhältnissen statteten aber reiche Damen ihre Ritter auch mit kostbaren Rüstungen aus, wie Secundille den Feirefiß (vgl. XV, 18; S. 247). Bei Turnieren waren die Ritter durch solche „Kleinode" als „Frauenritter" (vrouwenriter) kenntlich; der geheim dienende zeigte oft nur ein Frauenbild auf dem Schilde. Diese Ritter suchten dann natürlich ihre Ehre im „Damenstich."

Die offen Dienenden riefen laut den Namen der Geliebten oder ihres Wohnsitzes als Kampfgeschrei, und auf Abenteuern fanden sie darin eine immer neue Quelle ihrer Kraft, so Feirefiß und Parzival (XV, 83. 84. 155). Die besiegten Gegner schickten sie ihren Damen als Gefangene.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß ein Ritter im Dienstverhältnis zu einer Frau nicht immer um Minne zu dienen brauchte; er konnte auch wohl aus reiner Verehrung für sie ihr zu Ehren kämpfen, wie Parzival sich als Dienstmann Kunnewarens betrachtete. Der „Frauendienst" Ulrichs von Lichtenstein zeigt uns die allmählich überhand nehmende Entartung dieses Dienstes.

III.

Die Burg.[1])

Das dreizehnte Jahrhundert bezeichnet die Blüte der mittelalterlichen Baukunst. Eine glänzende Periode derselben, der romanische Stil, ist bereits vorüber; aber die Kunst, welche Goethe in Straßburg mit übersprudelnder Begeisterung für „Deutsche Art und Kunst" erfüllte, erhielt eben damals ihre bewunderungswürdigsten Denkmäler. Erwin von Steinbach lebte gegen Ende des 13. Jahrhunderts, und wie das Straßburger Münster, so verdanken auch die Dome von Magdeburg und Regensburg diesem Jahrhundert ihre Vollendung und der von Köln wenigstens seine Entstehung.

Wenn wir dem gegenüber wahrnehmen, daß die Burgen, soweit wir uns noch aus den Schilderungen der Dichter und aus den erhaltenen Resten von ihnen einen Begriff machen können, künstlerischen Schönheitsbegriffen nicht immer, wie man es erwarten sollte, entsprechen, so dürfen wir vor allen Dingen nicht vergessen, daß die vornehmste Aufgabe der Burg das Bergen war, der sichere Schutz vor feindlichem Angriff. Festigkeit und Sicherheit der Burg war für den Baumeister allein maßgebend, und dem mußten sich alle Forderungen der Ästhetik, der Schönheit sowohl wie der Bequemlichkeit, unterordnen. Um so bewundernswerter ist es, wie der Kunstsinn der Zeit auch unter den ungünstigsten Verhältnissen noch seinen Ausdruck fand, und wo die Örtlichkeit etwa eine äußere harmonische Gesamtanlage beeinträchtigte, da war doch die innere Einrichtung und das alltägliche Leben von den Schwingen der Kunst getragen.

Von deutschen Burgruinen sind die lehrreichsten die Barbarossaburg zu Gelnhausen, das Schloß zu Eger, das Schloß Fleckenstein im Elsaß und die Wartburg bei Eisenach.

---

[1]) A. Schultz, Das höfische Leben I.

Von allen am nächsten liegt unserem Interesse die Wartburg; nicht allein, weil Wolfram dort eine Zeit lang gelebt und gedichtet hat, sondern auch, weil sie die bekannteste aller Burgen ist und, im Herzen Deutschlands gelegen, die gleiche Anziehungskraft hat für Nord und Süd. Sie mag daher unsrer Darstellung als Modell dienen, ohne daß wir uns ausschließlich auf sie beschränken. Wir gehen von außen nach innen.

1. Das Äußere.

Die Lage der Burgen ward, wie schon angedeutet, nicht durch die Rücksicht auf Schönheit und Romantik der Umgebung bestimmt, sondern lediglich durch die Beschaffenheit des Terrains. Man wählte am liebsten solche Orte, die schon von Natur auf allen oder doch auf einigen Seiten unangreifbar waren, also Felsenplateaus, Inseln und Landzungen. Je steiler und unzugänglicher, desto besser, selbst wenn der Zugang für die Burgbewohner nicht anders möglich war, als durch Stufen, die in den Fels gehauen wurden und durch Ketten, an denen man sich festhalten konnte. So war es bei dem Schlosse Fleckenstein, und die Wartburg ist wenigstens von drei Seiten, Süden, Westen und Osten her durch schroffe Felsabhänge geschützt. Auf diese ward die starke Mauer mit ihren Zinnen und Türmen gegründet. Wo aber die Natur nur geringen Schutz bot, da mußte man die Burg außer mit Mauern auch mit Wall und Graben umgeben. Der Graben war, abgesehen von Pallisaden und Verhauen, der äußerste Ring der Befestigungen. Unmittelbar dahinter erhob sich die Mauer. Manche Burg hatte auch mehrere Mauern und Gräben hintereinander. Der Graben sollte verhindern, daß der Feind seine Mauerbrecher an den Fuß der Mauer bringen konnte, wo sie allein wirksam waren. Er war daher, um das Zuschütten zu erschweren, möglichst breit und tief und mit Wasser versehen. Die Mauer war aus den stärksten Quadern hergestellt, die mit eisernen Klammern verbunden waren; die Fugen wurden außerdem mit Mörtel und Blei gefüllt. Zur wirksameren Beschießung des angreifenden Feindes war sie mit Zinnen und Türmen versehen.

Die Zinnen waren ein regelmäßig durchbrochener Aufsatz auf der Plattform der Mauer, welcher also wie ein ausgezackter Rand erschien. Sie dienten der auf der Mauer

sich frei bewegenden Besatzung zur Deckung und bildeten zugleich Schießscharten. Die Türme sprangen aus der Mauer hervor und erhoben sich noch über derselben, so daß sie auch noch die Plattform der Mauer bestreichen konnten. War die Mauer genommen, so konnten die Türme daher immer noch erfolgreichen Widerstand leisten. Außerdem aber werden noch „Erker" erwähnt, vorspringende Zinnen, von welchen geschmolzenes Pech, siedendes Wasser, Steine u. a. auf die Angreifer herabgeschüttet werden konnte, wenn sie bis an den Fuß der Mauer gelangt waren. Gewöhnlich waren die Burgen wenigstens mit einem doppelten Ringe dieser Befestigungen umgeben; der äußere hieß dann die „Vorburg" (daher franz. faubourg), der innere, mit besonderer Sorgfalt angelegte, schloß die eigentliche Burg ein. Endlich befand sich im Innern der Burg noch ein besonderer Turm, die letzte Zuflucht der Belagerten. Er wird, wie die Belagerungstürme (vgl. S. 87) „Bergfried" (bercfrid) genannt und war das festeste und höchste Werk von allen. Meist stand er ganz isoliert, mitunter auch an Wohnräume angelehnt. Von den beiden Türmen der Wartburg wird der mit den Wohnräumen verbundene der Warttурm und der in der Südspitze allein stehende der „Bergfried" sein. Der Eingang desselben war so hoch angelegt, daß er nur mit Leitern und Stricken (in der Wartburg heute durch eine Treppe) zu erreichen war. Öfter verband ihn eine Zugbrücke, die bei der Belagerung aufgezogen ward, mit den übrigen Gebäuden. In ihm befanden sich auch das später so genannte „Burgverließ", der Kerker, die Schatzkammer und die notwendigsten Wohnräume.

Von außen gelangte man durch das Burgthor in das Innere der Burg. Dasselbe war mit einem Turme überbaut oder von Türmen flankiert. Zu ihm führte nur die Zugbrücke. Feindliche Angriffe richteten sich daher vorzüglich darauf, die Ketten zu sprengen, durch die sie aufgezogen gehalten wurde. Die Thorflügel waren dann leichter zu zertrümmern, als die Mauer. Der Fremde mußte den Thorwächter rufen, ihm die Brücke nieder zu lassen (vgl. V, 58) oder, wenn dieselbe niedergelassen war, ihn durch Anschlagen eines Klopf-Ringes am Thore (vgl. IV, 84) in Kenntnis setzen. Nun ward er eingelassen.

Aus dem Thore trat man in den Hofraum, welcher durch die Umfassungsmauer gebildet ward, in welche ringsum die Wohn- und Wirtschaftsgebäude eingefügt waren. Die Wohnräume lagen natürlich an der von Natur stärksten Seite, wo ein Angriff nicht gut möglich war, an der Wart-

burg daher an den Längsseiten nach Osten und Westen. Je geschützter die Lage war, um so freier konnten sie herausgebaut werden. So erhebt sich das Hauptgebäude der Wartburg ganz frei auf dem östlichen Felsabhange der Thalgabelung. Wir sehen nun hier von der Beschreibung der Gebäude im einzelnen ab und erörtern nur das für das Verständnis unseres Gedichts wichtige, die Einrichtung der Wohngebäude.

2. Das Innere.

Das herrschaftliche Wohnhaus, palas genannt, hatte drei Hauptteile: die Küche, den oder die Säle (sal) und die Kemenaten, d. h. die Wohn- und Schlafzimmer. Der Ausdruck palas wird zwar auch für den sal gebraucht, aber jedesfalls hatte man dabei immer das Hauptgebäude mit seinem bedeutendsten Raume im Sinne. Die Küche nun befand sich im Erdgeschoß, der Saal oder palas (im engeren Sinne) darüber. Zu ihm führte unmittelbar vom Hofraume aus eine Freitreppe, deren schöne Ausführung von den Dichtern oft hervorgehoben wird. Auf dieser kam der Wirt dem angekommenen Gaste bis zur Hälfte entgegen (IV, 123) und führte ihn dann an der Hand in den Saal hinein, wo die übrige Gesellschaft versammelt war. Diese Treppe ist in der heutigen Wartburg ziemlich einfach. Ehe man den Saal betrat, hatte man gewöhnlich eine Gallerie zu passieren, welche nach außen große Bogenöffnungen hatte; das ist in der heutigen Wartburg die Gallerie mit den Gemälden aus dem Leben der heiligen Elisabeth. Diese Gallerie oder Vorhalle nannte man die „loube" (Laube). Von ihr aus sahen die Frauen den Turnierübungen im Hofe zu; in ihr geht die Scene mit Kunneware vor sich (III, 989); hier hielt man sich im Sommer überhaupt am liebsten auf. Hier fand auch der architektonische Schmuck seine Stelle. Die Rundbogen, welche man gern, wie an der Wartburg, zu je zwei, drei und mehreren gruppierte, wurden durch zierliche Säulen mit kunstreichen Kapitälen getragen, wie wir sie in den Kirchen der Zeit bewundern. Die Wand des Saales war in derselben Weise durchbrochen und erhielt so ihre Fenster.

Aus dieser „Laube" nun führt in der Wartburg eine einfache Thüre in den Saal. Oft jedoch war dieselbe ein — gewöhnlich im romanischen Stile — künstlerisch ausgeführtes Hauptportal. Der „Saal" war der größte Raum

in der Burg; in ihm wurden alle Festlichkeiten abgehalten.[1]) Der Fußboden war mit Marmor getäfelt oder mit ornamentierten Thonfliesen belegt, auch wohl Estrich, die Decke von Balken gebildet und getäfelt, mitunter gewölbt. Die Anlage von Fenstern in der Außenwand hing davon ab, ob man hier vom Feinde etwas zu fürchten hatte, oder nicht. War dies der Fall, so wurden nach außen nur spärlich kleine und enge Fenster angebracht, und das Licht mußte vom Hofe durch den Laubengang kommen, im andern Falle waren sie frei und groß, den inneren Fenstern entsprechend angelegt, wie in der Wartburg, wodurch der Bequemlichkeit wie dem ästhetischen Bedürfnis in gleicher Weise genügt ward. Gewöhnlich waren die Fenster ziemlich hoch über dem Fußboden angelegt, so daß man nur durch einen Tritt zu ihnen gelangen konnte. Durch die Dicke der Mauer entstanden Fensternischen, in denen man stehen und liegen konnte. So findet Gahmuret, als er in Zazamanc einreitet (vgl. S. 7) viele wunde Ritter, die man in die Fenster der Burg gebettet hatte. Beispiele von Fenstern, in deren Nischen sich zwei gegenüberliegende Steinbänke befinden, bieten viele Burgruinen, so die Rudelsburg bei Kösen und die „Hohe Feste" in Salzburg. Das Fensterglas war damals durchaus noch nicht allgemein üblich, doch wird es von den meisten Dichtern erwähnt; natürlich hat man sich darunter die mangelhaften grünlichen Butzenscheiben vorzustellen. Oft aber fehlte jedes Glas und jeder Verschluß, und gegen Kälte konnten nur Holzläden

[1]) In der Wartburg haben wir eine etwas andere Einteilung. Der „palas" hat hier drei Etagen; in der zweiten, von der hier die Rede ist, in welche also die Treppe führt, befindet sich der sogenannte „Sängersaal", in welchen man durch die „Laube" gelangt, daneben das „Landgrafenzimmer", nur durch eine Estrade von ihm getrennt. Beide waren gewiß die gewöhnlichen Empfangsräume, wo auch die Gesellschaft für gewöhnlich beisammen war. Man bemerkt an der gegenüberliegenden Wand des Sängersaals die Spuren eines Thronsessels. Über beiden, in der dritten Etage, die ganze Länge derselben ausfüllend, befand sich aber erst der größte Saal, jetzt „der große Rittersaal" genannt, augenscheinlich für besonders große Festlichkeiten bestimmt. Auch er hat den Laubengang in seiner ganzen Länge, ist im übrigen ebenso angelegt, wie die Räume des zweiten Stockes, nur daß er noch eine innere Gallerie hat. Dieselbe entsteht, indem der Laubengang in seiner Höhe geteilt und nun der obere Teil nach innen geöffnet ist, während der untere, wie gewöhnlich, nach außen geht. Diese innere Gallerie, welche jetzt dem Orchester dient, erinnert an die ältere Zeit, wo die Frauen noch nicht an der Tafel der Männer saßen, sondern von einer Estrade aus dem Gelage zusahen.

schützen, die aber natürlich, wenn sie vorgelegt wurden, wiederum das Licht absperrten. Die übrige Einrichtung des Saales bestand aus einem Kamin, der „Feuerstatt", und einer Anzahl von divanartigen Sitzen. Der Kamin ist im Landgrafenzimmer der Wartburg noch vollständig vorhanden, der Schornstein geht direkt durch das Dach hinaus. Tische, d. h. Gestelle mit Tafeln, wurden nur zum Essen hinein- und dann wieder herausgetragen. Die mangelhafte Heizung und der mangelhafte Fensterverschluß machten die Benutzung des Saales eigentlich nur im Sommer möglich, aber da brauchte man ihn auch nur. An den Saal schloß sich die Kapelle, wo eine solche vorhanden war; sie wird z. B. bei Gurnemanz (III, 1368) vorausgesetzt. Für ihre Anlage und Einrichtung ist die der Wartburg außerordentlich instruktiv.

Mit dem Saale in demselben Stocke, zum Teil auch, wie bei der Wartburg, in einem Nebengebäude, lagen die Kemenaten, die Schlafzimmer, welche zugleich die Wohnzimmer der einzelnen und die Gastzimmer waren. Sie enthielten ein mehr oder weniger lururiös ausgestattetes Bett mit einem demselben entsprechenden Sessel davor und einem Schemel. Diese Möbel hatten wie auch alle Gerätschaften oft künstlerischen Schmuck; als Material wird u. a. Elfenbein und Ebenholz genannt mit eingelegter Arbeit (vgl. das Bett des Anfortas XVI, 95 ff.). Kostbare Seiden- und Zobeldecken liegen darauf, und der steinerne Fußboden war mit einem Teppiche bedeckt. Besondere Wascheinrichtungen wurden durch das tägliche Bad überflüssig gemacht, welches entweder in der Kemenate bereitet wurde (so immer bei Gästen, vgl. III, 1298) oder in einem besonderen Badezimmer. Von Spiegeln scheint man nur Handspiegel gekannt zu haben (vgl. Eingang v. 21 u. VI, 457). Auch die Gemälde scheinen als Zimmerschmuck nicht gefehlt zu haben. Als berühmte Maler nennt Wolfram die von Köln und Mastricht (III, 1131). Endlich scheinen in den Frauenkemenaten auch die kunstreichen Laden und Truhen gestanden zu haben, in welchen Wäsche und Gewänder aufbewahrt wurden. Aber es werden auch ausdrücklich besondere Kleider-Kammern erwähnt, wenigstens immer, wenn es sich um Kleider für die Gäste handelt (vgl. XVI, 329). Zu unterscheiden sind davon die Rüstkammern.

Hatte der Burgherr eine große Hofhaltung, so genügte oft ein Wohnhaus nicht, und so werden auch mitunter mehrere palas bei einer Burg erwähnt. Die Wartburg half sich hier durch das oben in der Anmerkung beschriebene dritte Stockwerk und das sogenannte „Ritterhaus" gleich rechts am Thore, welches die Kemenaten für die ritterlichen Dienst-

mannen enthielt. Zu ihnen gehört das „Lutherzimmer". Die übrigen sind jetzt zu fürstlichen Gastzimmern eingerichtet. Auch vor ihnen befindet sich ein Laubengang mit einem Kamin. Dieses Ritterhaus steht durch einen überdachten Gang (den „Elisabethgang") mit dem Hauptgebäude in Verbindung.

Zur Vervollständigung des Bildes von dem Innern der Burg denke man sich nun noch neben dem palas oder doch, wie in der Wartburg, ganz in dessen Nähe den Marstall, an geeignetem Platze den „Bergfrid" und je nach der Örtlichkeit die übrigen Stallungen und das Gesindehaus, jedesfalls aber so, daß vor dem palas ein hinreichend großer Platz für ritterliche Übungen blieb. Reichte dieser nicht für größere Übungen aus, so war in der Nähe der Burg ein zweiter größerer angelegt. So lehrt Gurnemanz Parzival zuerst das Elementare im Burghofe, dann nimmt er ihn mit hinaus „zu Felde".

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß sich unter dem Schutze der Burgen kleinere und größere Städte bildeten. Diese lagen naturgemäß zwischen dem äußeren und inneren Ringe der Befestigungen. So finden wir Pelrapeire. Bei Belagerungen hatten dann alle Bürger und überhaupt alle vorhandenen waffenfähigen Männer einzutreten.

IV.

Das Lager.

Das öffentliche Leben jener Zeit bewegte sich nicht nur in den Burgen und Schlössern: oft befanden sich auch Fürsten und Burgherren mit ihrem Hofe unterwegs, sei es auf Kriegszügen, sei es auf Zügen zum Turnier oder zu großen Reichsfestlichkeiten. So finden wir im III. Buche den Herzog Orilus, im VI. den König Artus, im XIII. Artus und Gramoflanz mit dem ganzen Hofstaate, Frauen und Rittern, auf der Reise. Und wenn wir auch historisch bezeugt finden, daß oft mehrere Tausende von Rittern zu Turnieren zusammenkamen und noch mehr zu den Hoftagen, z. B. zu König Heinrichs Schwertleite in Mainz 1184, so werden wir in der Darstellung Wolframs von solchen Reisezügen ebenfalls ein Bild der Wirklichkeit sehen können. Auf solchen Reisen schlug man zur Nacht oder auch für mehrere Tage eigene Lager auf, denn Herbergen reichten für größere Scharen nicht aus. Die Geschichte Parzivals spielt mehrfach in solchen Lagern. Von ihnen müssen wir uns daher eine Vorstellung machen.

1. Die allgemeine Einrichtung desselben. Das Reiselager bestand aus Zelten, die regelmäßig in Form von Straßen angelegt waren, so daß man bequem zwischen ihnen durchreiten konnte (vgl. XV, 499; S. 156). Wie die niederen Dienstmannen und die unverheirateten Frauen auf diese Zelte verteilt waren, ist aus den Dichtern nicht zu ersehen, doch finden wir z. B. zweihundert Frauen im Zelte Kondwiramurs (XVI, 338) schlafen. Überall aber wird betont, daß zunächst der Fürst selbst, dann aber auch seine hervorragendsten Vasallen, und ebenso Frauen fürstlicher Abkunft ihre besonderen Zelte hatten, um welche herum ein mehr oder weniger großer Raum wie ein Hof durch Schnüre abgegrenzt war. Die Größe des Hofes scheint sich nach

dem Range des Zeltinhabers gerichtet zu haben. Man nannte ihn den „Ring“ (vgl. VI, 135. 155), und eine Verletzung der Schnüre galt als Verletzung des Hausfriedens (vgl. III, 497 ff.). Man nannte daher herausforderndes Betragen im Lager auch „durch die Schnüre rennen“ (vgl. VI, 135).

2. Das Zelt. Über die Einrichtung eines solchen Zeltes kann man sich aus den Dichtern nur schwer ein klares Bild machen. Im allgemeinen stimmt das, was sie über Größe und Kostbarkeit der Zelte sagen (vgl. S. 12; XVI, 335) mit historischen Zeugnissen überein. So hatte der König von Ungarn dem Kaiser Friedrich Barbarossa 1189 ein Zelt verehrt, welches kaum auf drei Wagen transportiert werden konnte, und Kaiser Friedrich II. erhielt vom Sultan von Babylon 1232 ein Zelt, welches auf 20000 Mark, d. i. 800000 Reichsmark unseres Geldes geschätzt ward. So ist die Rolle, welche Isenharts verhängnisvolles Zelt spielte (vgl. S. 7 u. 9) auch erklärlich. Im ganzen und großen entsprach nun das Zelt dem Hauptstock des palas, d. h. es hatte einen großen Raum, entsprechend dem Saale, und Nebenräume, Kemenaten und Kammern (vgl. S. 12, Anm. 1). Wie in der Burg, so mußte man auch auf der Reise die Kleider- und Rüstkammern haben, um Gäste würdig empfangen zu können (vgl. XVI, 330). Bei großen Festlichkeiten ward der „Ring“ zu Hülfe genommen (S. 246). Jedes fürstliche Zelt trug auf dem Firste das Wappen des Herrn, meist in Gold getrieben. Das Zelttuch war gewöhnlich kostbarer Sammet oder Seide, aus verschiedenfarbigen Stücken zusammengesetzt, deren Nähte dann mit reichen Borten geziert waren (vgl. III, 398 ff.). Außerdem war es mit Goldstickereien geschmückt, und die Seile, welche es festhielten, waren von Seide; sie gingen vom Firste aus und waren durch Pflöcke im Boden befestigt. Die Hauptstütze des Zeltes war die Zeltstange, welche aus Gold oder Elfenbein war; bei großen Zelten mußten deren mehrere sein. Gewöhnlich ist von vier Seiten des Zeltes die Rede; wir werden uns also vier ziemlich steil aufsteigende Seitenwände zu denken haben, auf welche noch ein Dach aufgesetzt ward. Hier liegt nun eine große Schwierigkeit. Die Dichter, so auch Wolfram, gebrauchen in einer gewissen Verbindung zwei Ausdrücke, welche die verschiedenste Auslegung möglich machen; es sind die Ausdrücke huot und winde. huot (Hut) scheinen die meisten Stellen das eben erwähnte Dach zu nennen, aber Wolfram meint damit entschieden einen Überzug, der zum Schutze des kostbaren Zeltes vor Regen übergezogen

wurde, so III, 402 f., und winden scheinen wiederum in den meisten Stellen die Wände des Zeltes zu sein, so auch Parz. XVI, 369, aber an anderer Stelle (S. 232 Anm. 1) ist davon die Rede, daß diu winde von dem huote genommen ward (XVI, 395 des gezeltes winden nam man abe), wie es scheint also, um das Zelt in vollem Glanze erstrahlen zu lassen. Unser Text gebraucht an diesen Stellen die allgemeinen Ausdrücke „Überzug" und „Vorhang," aber das ist nur Notbehelf; jedesfalls läßt sich darüber streiten, was man unter huot und winde eigentlich verstand. Abgesehen von diesen Einzelheiten wird das Gesagte genügen, die Situation in den Lagern im III., VI., XIII., XIV., XV. und XVI. Buche verständlich zu machen.

V.

Der höfische Verkehr.[1])

1. Die allgemeinen Formen der kurtoisie oder höveschеit.

Im Lager sowohl als in der Burg herrschte die höfische Etiquette des Verkehrs. Sie tritt uns in den Gedichten vorzüglich bei Empfang und Bewirtung der Gäste entgegen, aber wir gewinnen daraus auch ein Bild der höfischen Geselligkeit im allgemeinen. Wir sprechen hier zuerst von diesen allgemeinen Formen des höfischen Verkehrs, welche man in dem Worte kurtoisie (franz. curtoisie) oder in dem deutschen Ausdruck höveschеit zusammenfaßte. Es wird genügen, hier auf die hauptsächlichsten Anstandsregeln, so weit sie für unser Gedicht in Betracht kommen, hinzuweisen. — Wir beginnen mit dem Äußerlichsten.

a. Die Kleidung mußte des ritterlichen Standes würdig sein, je glänzender, desto besser. Wenn auch der Luxus, den wir in den Schilderungen der Dichter finden, nicht den Durchschnittsverhältnissen der Ritter entsprochen haben kann, — es ist ja auch überall nur von fürstlicher Pracht die Rede — so werden doch die Fürstenhöfe nicht weit dahinter zurückgeblieben sein. Die Rüstung des Ritters gehörte ins Feld und auf den Turnierplatz — und auch da mußte er sich eleganter Formen in der Führung und Haltung der Waffen befleißigen (vgl. III, 1487 ff.) — aber im

[1]) A. Schultz, Das höfische Leben I. Weinhold, Die deutschen Frauen.

geselligen Verkehr legte man die Rüstung ab und zog bequeme und reiche Kleider an. Als solche finden wir genannt Schuhe, Hemd, Hose, Rock und Mantel (vgl. III, 1325 ff., dazu 321 ff.). Die Schuhe sind Schnürschuhe von weichem Leder, oft auch gestickt und reichen bis über den Knöchel. Das Hemd (III, 1326 „weiß Gewand") war vielleicht mit dem bruoch oder „Niederkleid," einer Hose um Hüfte und Oberschenkel, aus einem Stück: V. 1339 ist der „Gürtel" der „bruochgürtel," und wenn V. 321 ff. Hemd und Hose aus einem Stücke „Thorenkleid" genannt wird, so kann sich dieser Ausdruck auch auf das „Sacktuch" beziehen. Jedesfalls haben die Männer lange Hemden nicht getragen. An diesem Gürtel aber wurden auch die eigentlichen Hosen befestigt, welche die Beine bis zum Oberschenkel, wie unsere Tricots, bekleideten. Sie waren aus Seide oder feiner Wolle, verschiedenfarbig (V. 1329 scharlach) gearbeitet. Darüber ward nun ein mit mehr oder minder kostbarem Pelzwerk gefütterter und besetzter Rock gezogen, der in der Weiche von einem Gürtel oder von Spangen zusammengehalten ward und dann in Falten bis auf die Füße herabfiel. Der Stoff war, wenn möglich, Seide oder Sammet. Die Ärmel scheinen besonders angeheftet gewesen zu sein, um den Oberarm eng geschnürt, dann aber weit herabfallend. Endlich legte man über diesen Rock noch den Mantel, aus gleich kostbaren Stoffen und ebenfalls mit Pelzwerk besetzt. Er ward mit einer Spange um den Hals zusammengehalten und wahrscheinlich auch über der Brust geschnürt; wenigstens wird V, 128 ausdrücklich gesagt, Parzival habe die Schnüre des Mantels offen gelassen. Diesen Mantel hatte ihm Repanse geliehen, er muß also ein Männern und Frauen gemeinsames Kleidungsstück gewesen sein, das eigentliche Staatskleid, das zu allen offiziellen Vorgängen und Festlichkeiten gehörte.

Überhaupt unterschied sich die Kleidung der Männer und Frauen äußerlich sehr wenig von einander, denn als Hauptkleidungsstück der Frauen wird V, 256 ff., 293 ff. ebenfalls der Rock genannt, der in der Taille von einem kostbaren Gürtel zusammengehalten ward. Hier (V, 330 ff.) erfahren wir auch, daß diese Kleider nicht aus einem Stück geschnitten, sondern verschiedenfarbig zusammengesetzt waren. Andere Dichter sprechen — meist tadelnd — von den langen Schleppen der Frauen; vielleicht unterschieden sie sich dadurch allein von den Röcken der Männer. Von den Unterkleidern der Frauen wissen wir sehr wenig. Wenn auch außer dem Rocke noch Kleider genannt werden, wie muoder, Mieder,

surkôt, suckenie, so läßt sich doch über ihre Art nichts bestimmen. Nur das Hemd wird bestimmter bezeichnet (vgl. III, 454; II, 59 ff. u. S. 13). Es war von weißem Leinen-, Wollen- oder Seidenstoffe, am Hals durch eine Spange geschlossen, umschloß eng den Oberkörper und fiel dann in der Länge des Rockes faltig auf die Füße herab; wo es der Rock sichtbar werden ließ, am Halse und am Saume war es mit Goldstickereien verziert. Im übrigen werden nur noch Socken und Schuhe bezeugt; von Strümpfen finden sich Andeutungen. — Sehr viel dagegen ist von dem Kopfputz der Damen die Rede. Im Parzival finden wir meist lang herabwallendes, loses oder in Zöpfe geflochtenes Haar (vgl. III, 634; V, 251) mit Kränzen darauf. Außerdem aber kennen wir als Kopfbedeckung das schapel für die Jungfrauen und das gebende für die Frauen, ersteres wahrscheinlich eine Art Hut, letzteres eine Art Haube, aus Bändern gearbeitet. Es ward unter dem Kinne befestigt. Auch eine Art Schleier wird erwähnt, nämlich mehr oder minder kostbare, gestickte Kopftücher, deren Zipfel vom Haupte zu beiden Seiten herabhingen. Zum Schutze des Teints bedienten sich besonders nicht mehr zu junge Damen eines breitrandigen, am liebsten mit Pfauenfedern garnierten Hutes, so Kundrie (VI, 510). Diesen Hut trugen auch Männer, z. B. Anfortas V, 41. Auf den Kopfputz und die Taille scheinen die Damen das meiste Gewicht gelegt zu haben, denn hierauf lenken die Dichter fast immer die Aufmerksamkeit. Kennt Wolfram auch die scherzhafte moderne Metapher von der „Wespentaille" noch nicht, so vergleicht er doch noch diffiziler mehrfach die Taille der Damen mit dem Gelenk der Ameise, doch scheint nur der Gürtel den Dienst des Schnürens versehen zu haben. Im übrigen waren den Damen jener Zeit alle modernen Toilettenkünste hinreichend bekannt, das falsche Haar, die gesuchten Frisuren, die Schminke, und weniger Zeit haben sie nach glaubhaften Zeugnissen zu ihrer Toilette auch nicht gebraucht als heute. Wenig erfreulich ist endlich auch die Thatsache, daß damals wie heute die französische Mode tonangebend war (vgl. VI, 508. XV, 313).

Von der alltäglichen Kleidung im Hause erfahren wir so gut wie nichts, denn diese zu schildern hatten die Dichter keine Veranlassung.

b. Müssen wir nun auch die Verkehrsformen lediglich aus Schilderungen von mehr oder weniger festlichem Charakter abstrahieren, so lernen wir doch daraus den gesellschaftlichen Ton der Zeit ganz sicher erkennen,

denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Dichter hier nur das wiedergeben konnten, was sie selbst kannten.

Um mit dem äußerlichsten zu beginnen, so war der gewöhnliche Gruß sich Begegnender „got halde iuch (dich)," „Gott halte (erhalte), bewahre euch" (vgl. III, 642, 823) mit der Antwort „got lôn iu" oder „got vergelt iu" „Lohn's" oder „Vergelt's Gott", und beim Abschiede „got hüete iuwer (din)," „Behüt' euch (dich) Gott" (III, 489). Ob man sich mit „Ihr" oder „Du" anredete, hing ganz von dem persönlichen Verhältnisse zu einander ab. Der Reichere, Mächtigere oder Ältere und Angesehenere ward von dem niedriger Stehenden oder Jüngeren stets geihrzt, und dies übertrug sich sogar auf die Verwandtschaft, wie Parzivals Verhalten gegen Feirefiß (XV, 300 ff.) und gegen Trevrezent (IX, 1171 ff. vgl. XVI, 293) zeigt. Im übrigen scheint unter sonst gleichen Verhältnissen Verwandtschaft das Duzen ohne weiteres mit sich zu bringen, so zwischen Parzival, Sigune, Gawan. Zwischen Ehegatten entschied wie sonst überhaupt der geringere oder größere Grad der Vertraulichkeit des persönlichen Verhältnisses. Als Parzival von Kondwiramur scheidet (IV, 789), ihrzt er sie noch, und als er sie wiederfindet (XVI, 347), duzen sie sich. Gramoflanz und Itonje duzen sich schon in ihren Briefen; der zornige Orilus dagegen hat für Jeschute nur das „Ihr." Hier existierten also keine allgemein gültigen Vorschriften. — Was die übrige Etiquette betrifft, so lassen sich auch hier nur einige allgemeine Gepflogenheiten angeben; alles einzelne fand seine Umgrenzung in dem grundlegenden sittlichen Begriff der zuht und der mâze.

Für beide Geschlechter war es Pflicht der Höflichkeit, aufzustehen, wenn sich jemand näherte; insbesondere aber hatten die Ritter darauf zu achten, daß sie mit einem gewissen Eifer aufsprangen, wenn sie gewahrten, daß sich Damen ihnen näherten (vgl. S. 11. 246 u. a.). Ebenso begrüßten Damen jeden Ritter stehend und luden ihn dann ein, sich neben sie zu setzen. Sie sollten zwar nicht zuerst grüßen, aber freundliche Erwiderung des Grußes war höfische Pflicht, und ward ein Gast eingeführt, so mußte man ihm zum Willkommen den Kuß bieten. Unschicklich war es, wenn ein Ritter sich einer Dame zu Pferde näherte (vgl. IX, 98) oder ritt, während Frauen zu Fuß gingen (IX, 428). Selbstverständlich mußten die Ritter den Damen auch beim Auf- und Absteigen vom Pferde behülflich sein. Im Gehen ward der Mantel aufgerafft und vorn über der Brust mit zwei Fingern zusammengehalten, während der Daumen in der Spange oder den Schnüren des Mantels

ruhte. Frauen hatten beim Gehen sich kleiner und leiser Tritte zu befleißigen, züchtig vor sich hin zu sehen, nicht seitwärts und höchstens verstohlen einmal rückwärts zu blicken. Ihre ganze Erscheinung sollte die der würdevollen, züchtigen Ruhe sein. Im Stehen schlug man den Zipfel des Mantels unter den linken Arm und hielt die Hände über dem Leibe zusammen, die Brust zurückgezogen, den Leib etwas vorgestreckt. So stand man besonders vor dem Höheren; mehrere traten paarweise angefaßt vor den Höheren. Das Anfassen war überhaupt sehr im Gebrauch. Nach jeder Begrüßung führte der Empfangende den Ankommenden an der Hand zum Sitze, und wo man jemand durch Unterhaltung auszeichnen wollte, da nahm man ihn bei der Hand und führte ihn zu den betreffenden Sitzen. Diese Formen der Begrüßung und Unterhaltung waren wohl die hauptsächlichsten Erfordernisse der höfischen Bildung für beide Geschlechter, demnächst aber das Benehmen bei Tische. Hierüber giebt es besondere Gedichte aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, wo die feineren Sitten schon sehr geschwunden waren. Sie halten dem späteren Geschlechte die bessere frühere Zeit vor Augen. Ihre Anstandsregeln sind im wesentlichen dieselben, die wir auch heute noch bei Tische beobachten, und wir müssen nur deshalb darauf hinweisen, weil die folgenden Jahrhunderte eine arge Vernachlässigung auch des gewöhnlichsten Anstandes mit sich brachten.

Mäßigkeit im Essen und Trinken war Hauptvorschrift; sodann sollte man nicht mit vollem Munde sprechen oder trinken, sollte demjenigen, mit dem man aß, zuvorkommend vorschneiden und die besseren Bissen zuschieben, und die Damen hatten besonders darauf zu achten, daß sie die Blicke nicht umherschweifen ließen, nicht laut sprachen und lachten, keine hastigen Bewegungen machten und überhaupt alles Auffallende, die strengste Grenze des Maßes Verletzende vermieden. An den Tafeln der Vornehmen bedienten Pagen und Knappen. Sie boten vor und nach dem Essen Waschwasser und Handtuch, denn man führte die ebenfalls von ihnen vorgeschnittenen Speisen mit den Fingern zum Munde. Beim Waschen der Hände suchten die Ritter den Damen, sowie den Fürsten zu dienen, indem sie die langen Ärmel hielten. Dieses Waschwasser war es auch, welches Ulrich von Lichtenstein trank, als seine Geliebte ihre Hände darin gewaschen hatte. Je zwei aßen von einem Teller, und in kleineren Verhältnissen bedienten sie sich überhaupt gegenseitig. Die Beschreibung des Mahles auf der Gralsburg im V. Buche kann als Beispiel der Etiquette bei großen

Festmahlen gelten, aber daneben bietet unser Text noch Mahlzeiten in den verschiedensten Verhältnissen bis zum einfachen häuslichen Mahle bei Gurnemanz. Wir wollen im Anschluß hieran

c. den allgemeinen Verlauf des Mahles und der Tageseinteilung besprechen. Zum Essen wurden die Tische in den Saal getragen, d. h. es wurden niedrige Böcke, oft mit kunstreich geschnitzten Füßen, aufgestellt und Tafeln darüber gelegt; diese wurden mit feinem, weißen Tischzeug bekleidet, welches bis auf den Fußboden herabfiel; es war meist Linnen, aber auch kostbar gestickter Seidenstoff. Die Sitze waren entweder Bänke oder Stühle in sehr verschiedenen Formen, immer aber waren sie mit Pfühlen und Decken belegt. Ehe man sich setzte, ward das Waschwasser geboten, ein Becken mit einer Kanne, aus welcher ein Knappe das Wasser über die Hände goß, während ein anderer das Handtuch reichte. In Fürstenhäusern, von denen ja meist die Rede ist, waren alle diese Geräte von kunstreicher Arbeit und von edelem Metall. Nun setzte man sich nach der vom Wirte bestimmten Ordnung. Der Wirt hatte stets einen Ehrensitz, entweder einen erhöhten Platz am Ende des Tisches oder überhaupt einen besonderen Tisch (V, 190), hierhin berief er die, welche er ehren wollte (vgl. V, 202; XVI, 536; III, 1270, 1376, 1576). Für die übrige Tischordnung war keine allgemein gültige Regel vorgeschrieben. Im 12. Jahrhundert haben Ritter und Frauen noch gesondert, in verschiedenen Zimmern, gespeist, doch hatte allmählich die französische Sitte, gemeinschaftlich zu essen, Eingang gefunden; erst im späteren 13. Jahrhundert scheint die eigentliche „bunte Reihe" beliebt geworden zu sein; wenigstens finden wir bei Wolfram z. B. bei Gawans Fest (S. 246) und, wie es scheint, auch beim Gralsfeste die Damen zwar in demselben Saale, aber doch an verschiedenen Tafeln, sich gegenübersitzend, speisen. An der Tafelrunde dagegen sitzen alle paarweise (VI, 418). Die Tischgeräte bestanden aus den Tellern, Messern, Bechern, Pokalen, Weinkannen, Schüsseln und Salz- und Gewürzfässern. Alle diese waren aus Metall gefertigt, für den gewöhnlichen Gebrauch und in ärmeren Haushaltungen aus Zinn, bei fürstlichen Festen aus Gold und Silber und mit Edelsteinen besetzt. Auch hier fand natürlich der Kunstsinn Gelegenheit zu reicher Entfaltung. Wir können annehmen, daß kein Gerät nur die zu seinem Zwecke notwendige rohe Form hatte: die freilich spärlichen Reste aus jener Zeit, besonders aber Miniaturen und sonst erhaltene bildliche Darstellungen bezeugen, daß auch

das kleinste Stück irgend welche künstlerische Gestaltung bot. — Unter den Speisen scheinen außer Brod Fleischspeisen die beliebtesten gewesen zu sein, besonders Geflügel und Wild, daneben aber auch Fisch; Wolfram spricht von den Speisen im einzelnen nie (doch vgl. III, 462; V, 420 ff.), mehr von den Getränken (vgl. V, 434). Er nennt außer dem eigentlichen Wein (win) besonders sinopel, môraz, lûtertranc; das sind, könnte man sagen, Bowlenarten, und zwar ward môraz aus Maulbeeren, sinopel aus Honig und Gewürzen in Rotwein bereitet. Der lûtertranc (Lautertrank) scheint eine ähnliche Zubereitung des Weißweins gewesen zu sein, doch in abgeklärtem Zustande. Man entfernte also die Ingredienzen, wenn sie gehörig durchzogen waren. Wie schon gesagt, aßen gewöhnlich zwei und zwei zusammen von einem Teller (vgl. III, 1578; S. 246 XIV, 187 u. a.) und tranken aus einem Becher; etwas anders jedoch ist die Ordnung beim Gralsfeste (V, 372 ff.). Von Unterhaltung bei Tische finden wir bei Wolfram wenig; er berichtet nur von der stummen Unterhaltung durch Blicke zwischen den Rittern und Frauen. Aber aus anderen Darstellungen geht hervor, daß bei Festmahlen die fahrenden Sänger und Spielleute ihre Lieder und Kunststücke zum besten gaben, und daß auch von der Tischgesellschaft selbst Lieder gesungen oder auch Geschichten vorgetragen wurden. Künstliches Hinausziehen der Tafelfreuden jedoch scheint man nicht gekannt zu haben. Wolfram wenigstens läßt es mehrfach durchblicken: man aß sich ordentlich satt und dann stand man auf. Bei Festmählern ward nun der Tafelschatz vom „Schreiber" wieder eingezählt, in kleine Wagen geladen (vgl. V, 399 ff.) und in die Schatzkammer zurückgebracht; die Tischtücher wurden abgenommen und die Tafeln hinausgetragen, also im eigentlichen Sinne die Tafel „aufgehoben." Gleichzeitig ward wieder das Waschwasser herumgereicht.

Diese Hauptmahlzeit ward im Laufe des Nachmittags gehalten, oft auch erst am Abend. Je nach der Zeit unterhielt man sich nach Beendigung derselben verschieden. Der Verkehr zwischen Rittern und Frauen war nunmehr ganz ungezwungen, man unterhielt sich, man tanzte, man spielte Schach, man hörte Lieder und Erzählungen; da zu ritterlichen Übungen im Freien gewöhnlich keine Zeit mehr war, blieb man im Saale beisammen; das Zechen fing jetzt eigentlich erst an, dazu ward Obst und anderes Dessert gegeben. Das dauerte so lange, bis der Wirt „das Trinken" bringen ließ, den Nachttrunk, womit er das Zeichen zur Ruhe gab (vgl. S. 71). Nun ging man unter Verneigungen aus-

einander, die Ritter geleiteten ihre Herren mit Kerzen zu den Kemenaten.

Von der übrigen Tageseinteilung haben wir ebenfalls hinreichende Spuren; u. a. giebt uns der Tag, den Parzival bei Gurnemanz verlebt (III, 1294 ff.), ein hübsches Bild. Am Morgen wird zunächst ein Bad genommen, darauf Toilette gemacht. Daran schließt sich die Messe in der Burgkapelle, worauf die erste Mahlzeit folgt, die allem Anschein nach vollständig sättigen sollte und daher Brod, Fleisch und Wein bot. Sie ward am hohen Vormittag gehalten, da man nicht sehr früh aufzustehen pflegte. Nach derselben begannen die Beschäftigungen des Tages, bei Fürsten Regierungsgeschäfte, sonst ritterliche Übungen oder Jagd. So unterweist Gurnemanz Parzival im Waffenhandwerk und belehrt ihn. Dann scheint man bis zur Hauptmahlzeit gegen Abend nicht wieder, wenigstens nicht gemeinschaftlich, gegessen zu haben.

d. Wir haben im XIII. Buche des Parzival die sehr anschauliche und ausführliche Schilderung des Hochzeitsfestes Gawans und Orgeluses auf Schastelmarveil; da wir sie nicht in den Text aufgenommen haben, so mag sie uns hier dienen, das Bild eines höfischen Festes im Zusammenhange zu entwerfen.

Im Laufe des Tages ward die Burg und besonders der Festsaal auf's herrlichste geschmückt. Die Wände des Saales wurden mit kostbaren Teppichen behängt, und ebenso der Fußboden ganz damit überdeckt. War ein Fest im Lager (VI, 416 ff. S. 246), oder war die Zahl der Festgäste für den Burgsaal zu groß, so wurden die Teppiche im Freien wie Wände ausgespannt. Längs der Wände wurden Pfühle gelegt und darüber weiche Decken gebreitet. Mit großer Sorgfalt machte man die Toilette (s. o. V, 1, a) und versammelte sich dann im Saale. Auch Gäste, die von auswärts kamen, haben sich vermutlich gleich in den Saal begeben. Hier standen Ritter und Frauen gesondert in einer gewissen Feierlichkeit, bis der Wirt mit seiner Gattin eintrat. In Wolframs Darstellung freilich ist Orgeluse schon mit im Saale und wird dort erst von Gawan begrüßt; das ist aber erklärlich, da sie ja noch nicht vermählt waren. Nun erfolgt die Begrüßung und Vorstellung, die bei einander Unbekannten, wenn sie ebenbürtig waren, von einem Kusse begleitet war. So führt Gawan Orgeluse zu den drei jüngeren Königinnen, die sie zum ersten Male sah, und läßt sie von ihnen küssen. Nach der Begrüßung begann die Unterhaltung, bis der Wirt das Zeichen zum Beginn der

Tafel gab. Vom Aufschlagen der Tafeln, dem Waschen und der Tischordnung war oben bereits die Rede. Auf Schastelmarveil berief Gawan die vier Königinnen und die beiden von ihm besiegten Ritter zu sich und Orgeluse auf den Ehrensitz. Die übrigen nahmen — Ritter und Frauen gesondert — an ihren Tafeln Platz und sahen sich während des Mahles neugierig bewundernd an, da sie sich noch nie gesehen hatten. Da sank der Tag und rings im Saale wurden die Kerzen auf Kronen und Tischleuchtern angezündet. Die Tafel ward aufgehoben, und Gawan fragte nach guten Fiedlern, die zum Tanze aufspielten. Deren waren genug vorhanden, und sogleich begann der Tanz. Zwischen zwei Frauen ging je ein Ritter. Die älteren Personen, sowie Gawan und Orgeluse selbst, sahen dem fröhlichen Treiben zu. Mancher Ritter wußte da seine Dienste um Minne zu bieten, und manch süßer Mund verhieß dem Werbenden Gewährung. Von Rundtänzen ist weder hier noch anderwärts die Rede; man scheint in höfischen Kreisen nur polonaisenartige Tänze mit vielen Touren getanzt zu haben. Wolfram nennt aber besonders Thüringen, natürlich die lustige Hofhaltung auf der Wartburg, als den Ort, woher viele neue Tänze verbreitet wurden. Da kam dann „das Trinken" immer viel zu früh. Mit ihm hörte der Tanz auf, den Werbenden zum Leide, und nachdem die Paare noch in süßen Gesprächen eine Zeitlang bei einander gesessen, leuchteten die Knappen den Rittern zur Ruhe; die Frauen neigten sich und gingen in ihre Kemenaten.

Abgesehen von dieser finden wir in unserm Texte noch genug andere höfische Festlichkeiten dargestellt, vor allem die beiden Gralsfeste im V. und XVI. Buche, sodann die Tafelrunde im VI. und XV. Buche, sowie den Empfang Parzivals und Feirefiß' bei Gawan im XV. Buche. Was da an einzelnen Zügen hervortritt, läßt sich leicht mit dem hier wiedergegebenen allgemeinen Bilde verbinden. Nur auf gewisse Formen muß noch besonders hingewiesen werden; sie betreffen Empfang und Bewirtung angesehener Gäste.

2. Das gesellschaftliche Gastrecht.

a. Mit großer Vorliebe und Ausführlichkeit schildern die Dichter zunächst den Empfang von Gästen, vgl. in unserem Texte III, 1207 ff., IV, 113 ff., V, 95 ff., S. 227 ff. 245 f., XVI, 159 ff. Ritt ein Gast in den Burghof ein, so ward er sogleich von Knappen und Junkern und dem Marschall (ursprünglich marschalk, Roßknecht), der den

Marstall unter sich hatte, empfangen. Man hielt ihm Zügel und Bügel und half ihm vom Rosse. Während sein Roß im Marstalle untergebracht ward, ward er selbst in eine Kemenate geführt, wo ihn die Junker entwappneten und ihm Waschwasser boten, sich Hände und Gesicht vom Eisenrahm zu reinigen. Darauf brachte der Kämmerer, welcher die Kleiderkammern unter sich hatte, die bequemen Kleider, von denen oben ausführlich gesprochen ist. Solche mußten in einer vornehmen Hofhaltung immer vorrätig sein; die Frauen fertigten sie in der guten Zeit selbst mit ihren Mägden; auch wenn ganze Gesellschaften, z. B. ein fremder Hof, ankamen, mußte genug vorhanden sein, sie alle zu kleiden, und „reich Gewand" ist auch das Gastgeschenk für die Dienstmannen.

War nun der Gast in Toilette, so ward er zum „palas" geführt, wo ihn Wirt und Wirtin erwarteten. Indem er die Freitreppe zum Saale hinaufstieg, kamen ihm die Wirte bis zur Hälfte der Stufen entgegen und empfingen ihn mit dem Kusse, zuerst der Wirt, dann die Wirtin. Sie nahmen ihn dann bei der Hand und führten ihn in den Saal, wo Vorstellung und Begrüßung der Hofgesellschaft erfolgte; die Verwandten des Wirts gaben gleichfalls den Kuß zur Begrüßung. Bei diesem Willkommenkuß herrschte natürlich eine ziemlich strenge Etiquette. Frauen mußten den Kuß als eine Ehrenbezeugung *bieten*, gleichviel, ob sie selbst ankommende oder begrüßende waren, für die Reihenfolge des Kusses aber entschied Rang und Ansehen der Persönlichkeit (vgl. S. 232. XVI, 491 ff.). Man lud den Gast ein zu sitzen, dann erzählte er, woher er kam und wer er war. Wollte er dies noch verschweigen, so war es nicht schicklich, ihn vor dem nächsten Tage danach zu fragen.

b. Nun galt es den Gast zu *bewirten*. Sobald als möglich ward das Essen bereitet, auch wenn dadurch die gewöhnliche Ordnung durchbrochen ward (vgl. S. 245. 246). Der Wirt lud den Gast zu sich auf den Ehrenplatz oder zeichnete ihn sonst auf irgend welche Weise aus (vgl. V, 200). Die Wirtin sorgte, daß es ihm an nichts fehle, und nach dem Mahle sorgte sie für seine Unterhaltung (S. 246). War nun endlich „das Trinken" gebracht, so geleiteten Ritter den Gast mit Kerzen in seine Kemenate. Dort ward er, nachdem er die Ritter verabschiedet hatte, von Junkern entkleidet. Hatte er sich niedergelegt, so kamen oft noch Jungfrauen, von Knappen mit Kerzen geleitet, welche ihm den Nachtimbiß brachten, Obst und Wein. Bei freundlicher Unterhaltung genoß er davon, worauf sich die Jungfrauen entfernten.

Einige Knappen oder Junker blieben mit den brennenden Kerzen noch so lange im Zimmer, bis er entschlafen war. Dann setzten sie die Kerzen auf den Boden vor das Bett und verließen gleichfalls das Zimmer (vgl. IV, 270; S. 112. 113).

Am andern Morgen ward dem Gaste in seiner Kemenate, noch während er schlief, ein Bad bereitet, was nicht anders gedacht werden kann, als daß das fertige Bad in der Wanne hineingetragen ward; dann streute man Rosen hinein. Im Bade selbst scheint der Gast, wie einst bei den Griechen, oft von Jungfrauen bedient worden zu sein (vgl. III, 1304 ff.). Unterdessen waren ihm neue Kleider gebracht, die er unter dem Beistande von Junkern anlegte. Nun begrüßte er den Wirt, es folgte die Messe, die Morgenmahlzeit und dann die mannigfachen Unterhaltungen, die etwa der Wirt für den Gast veranstaltete, oder ein ganzes Fest. In diesem Rahmen haben wir uns auch mutatis mutandis die großen Hoffeste vorzustellen, wie z. B. ein solches von Friedrich Barbarossa bei der Ritterweihe seines Sohnes Heinrich zu Pfingsten 1184 in Mainz veranstaltet ward. Natürlich mußten da bei der Menge der Gäste, die zu Tausenden zählten, frei errichtete Holzbauten in der Ebene zu Hilfe genommen werden, und die einzelnen Fürsten, die alle ihre Hofhaltung mitbrachten, waren, wie sich von selbst versteht, außer bei den offiziellen Festlichkeiten, auf sich selbst angewiesen. Wein und Speise aber war in Überfluß für alle da, bis auf den letzten Knecht.

c. Bei allen höfischen Dichtern, noch mehr aber in den Volksepen, finden wir einen besonderen Nachdruck auf eine möglichst splendide Gastfreundschaft gelegt, denn sie fiel mit unter den Begriff der milte, der Freigebigkeit überhaupt, welche dem Fürsten und Mächtigen von Alters her allein Ansehen bei seinen Dienstmannen verschaffen konnte. Es ist kein Zweifel, daß sich Fürsten und Herren durch ihre milte oft geradezu zu Grunde richteten, deshalb warnt auch Gurnemanz den jungen Parzival vor sinnloser Vergeudung des Gutes, aber die Pflichten der Gastfreundschaft wurden dadurch nicht berührt; ungemessene Freigebigkeit gegen den Gast war dem germanischen Wesen erb- und eigentümlich. Selbstverständlich war auch der Gast unverletzlich, und es ist immer der äußerste Grad des Hasses gewesen, wenn der gastliche Herd zur Ausführung von Racheplänen gemißbraucht ward, so von Kriemhild, und so öfter in den nordischen Sagas. Von diesem heiligen Recht der Unverletzlichkeit des Gastes finden wir auch im Parzival ein hübsches Beispiel in der Geschichte Gawans und Antikonies im VIII. Buche.

VI.

Rechtsverhältnisse.[1])

In unserem Gedichte treten uns manche Verhältnisse entgegen, welche dem modernen Bewußtsein nicht ohne weiteres verständlich sind und daher einer Erwähnung bedürfen. Hinzuweisen ist hier vor allem auf das Lehenswesen; es tritt uns in unserm Texte entgegen in Gahmurets Verhältnis zum Baruch S. 6 und 13, am Artushofe (VI, 17 ff.) und bei der Krönung des kleinen Kardeiß (XVI, 399 ff.). Von einer näheren Erörterung sehen wir in der Voraussetzung, daß gerade diese Verhältnisse aus dem Mittelalter am bekanntesten sind, an dieser Stelle ab. — Ebenso sei nur darauf hingewiesen, daß Wolfram das Majoratsrecht als „wälsches Recht" bezeichnet (S. 7), welches nur hier und da in Deutschland vorkomme, und eines Hinweises bedarf auch nur das merkwürdige Verfahren Ithers von Gaheviess (S. 46), als er seine Rechtsansprüche geltend macht. Grimm (Rechtsaltertümer S. 192) sieht das Symbol der Besitzergreifung in dem Verschütten des Weines, kennt aber den Gebrauch auch nur an dieser Stelle. Nach Bartsch's Commentar in seiner Ausgabe des Parzival soll das Symbol darin liegen, daß man von dem Eigentum, auf welches man Anspruch erhob, etwas nahm. Dann würde also das Verschütten des Weines nur zufällig durch das ungestüme Ergreifen herbeigeführt sein, was allerdings wahrscheinlicher erscheint. In dem ausführlicheren Originaltexte erwähnt Ither noch eine zweite Art der symbolischen Besitzergreifung: das Umkehren eines angebrannten Strohwisches. Auch hierfür giebt es keine weitern deutschen Belege, doch weist Grimm (Rechtsaltertümer S. 196) wenigstens das Aufstecken eines

[1]) A. Schultz, Das höfische Leben. Weinhold, Die deutschen Frauen. J. Grimm, Rechtsaltertümer.

Strohwisches in diesem Sinne als altfranzösisches Recht nach, während in deutschen Überlieferungen Strohwische etwas zu verkaufendes bezeichnen, und, wie noch heute, aufgesteckt werden, um verbotene Wege über Wiesen und Felder zu kennzeichnen, also auch das Eigentumsrecht zu schützen. Wir haben die beiden Verse (L. 146, 26—28) in unserem Texte der Schwierigkeit des Verständnisses wegen ausgelassen. Sie würden in der Übersetzung etwa lauten: „Verbrannten Strohwisch umzukehren macht schwarz die Haut von Ruße". Ither wählte also diese Art nicht, weil sie die Haut rußig macht.

Mehr in den Vordergrund treten in unserm Gedichte die privaten Rechtsverhältnisse, d. h. die ehrenrechtlichen Verhältnisse der Ritter und die rechtliche Stellung der Frau.

1. Die ehrenrechtlichen Verhältnisse der Ritter.

Treue und Wahrhaftigkeit hatte jeder Ritter bei seiner Schwertleite gelobt (s. o. S. 298). Diese mußte er vor allem in Ehrensachen bewahren. Eine Herausforderung zum Kampfe, die er für einen bestimmten Tag angenommen hatte, mußte er unter allen Umständen innehalten. So trägt Gawan Bedenken, an dem Kampfe vor Bearosche (Buch VII) teilzunehmen, weil er dadurch möglicherweise verhindert werden könnte, zur rechten Zeit in Schanpfanzun zu erscheinen. Erschien er nicht, so war seine ritterliche Ehre verloren. Ebenso machte sich einer des ritterlichen Namens unwert, wenn er die ritterlichen Kampfesgesetze verletzte, Hinterlist anwandte, oder die „sicherheit" brach (vgl. S. 285. 310). Ein Punkt aus den Gesetzen des Kampfes bedarf noch der Aufklärung. Es war allgemeines Recht, daß der Ritter seinem erlegten Feinde Roß und Rüstung abnehmen durfte (Grimm, Rechtsaltertümer S. 635). Diese Anschauung herrscht offenbar auch am Artushofe, als Parzival den toten Ither beraubt. Trotzdem macht später Trevrezent dem Parzival ein schweres Verbrechen aus dem rêroup, d. h. eben der Beraubung des Toten; er hat ihn auch im Verdacht, einem erlegten Gralsritter das Roß genommen zu haben und sieht das ebenfalls als Verbrechen an (S. 195). Ebenso legt er Lähelin den rêroup zur Last. Parzival erkennt das erste Verbrechen an, (IX, 916 ff.), das zweite nicht, da der Gegner lebendig entronnen sei. Es hat den Anschein, als sei diese Frage

vom Dichter nur hineingezogen worden, um einer edleren Anschauung Ausdruck zu geben, denn Parzivals sittliche Schuld gegen Ither besteht, wie der Zusammenhang zeigt, nur darin, daß er in kindischem Gelüsten einen Verwandten und Edeln tötete und beraubte. — Aber auch über das sonstige Verhalten der Ritter wachte man, besonders über Gewaltthätigkeiten gegen Frauen. So ward nach einer kleinen Episode des X. Buches, welche in unserm Texte der Übersicht wegen weggelassen ist, Urians, ein Ritter des Artushofes, auf Gawans Veranlassung verurteilt, vier Wochen mit den Hunden zu essen, weil er sich gegen eine Jungfrau vergangen hatte. Gleich im III. Buche (III, 273) begegnet uns auch der Fürst Karnachkarnanz, welcher den Mädchenräuber Meljakanz verfolgte. Dieser Meljakanz steht in allgemeiner Verachtung, wenn er auch die ritterliche Würde behält und vor Bearosche mitkämpft.

Um so merkwürdiger erscheint uns dem gegenüber

2. Die rechtliche Stellung der Frau,

wie wir sie in manchen Stellen auch unseres Gedichtes kennen lernen.

Die harte Behandlung Jeschutes durch ihren Gemahl (III. 584 ff) hat ihre Parallelen. Siegfried im Nibelungenliede straft Kriemhilden durch Schläge wegen ihrer Reden gegen Brunhild, und Reinmar von Zweter empfiehlt für den Rücken eines widersetzlichen Weibes unbedenklich einen derben Knittel. Jeschutes Strafe für den vermeintlichen Ehebruch ist die alte Form der öffentlichen Entehrung (Grimm Rechtsalt. S. 713). In allen diesen Fällen hat sich noch die altdeutsche Rechtsauffassung von der Stellung des Weibes auch unter dem konventionellen Minnedienste erhalten, denn so hoch der Germane die Frau auch von jeher achtete, und so leicht er ihr thatsächlich die Stellung einer Genossin in Freud und Leid einräumte, so war sie doch rechtlich der gekaufte Besitz, dessen sittliches Recht zwar durch Gesetz und Sitte geschützt ward, über den aber der Mann doch unbedingte Gewalt hatte. Wir müssen hier sicher wirklich vorhandene Verhältnisse erkennen.

Das alte Recht der eigenmächtigen Ehescheidung von Seiten des Mannes ward durch die Kirche sehr nachdrücklich bekämpft, und zu Wolframs Zeit war die Kirche bereits durchgedrungen. Wo es sich aber um eine Heidin handelte, fand die höhere sittliche Anschauung keine Anwendung, wie die Geschichte Gahmurets und Belakanens beweist (S. 12).

Auch hier macht aber Wolfram seine tiefere sittliche Empfindung geltend, denn seine ganze Darstellung dieses Verhältnisses ist eine Kritik dieser Verletzung allgemeiner Menschenrechte.

Am merkwürdigsten berührt die Züchtigung Kunnewarens durch Keye (III, 1000 ff.), denn hier ist von keiner ehelichen Gewalt die Rede, sondern von roher Ausübung einer Amtsgewalt, welche den Ideen von Frauenverehrung direkt ins Gesicht schlägt. Kunneware ist sogar eine geborene Fürstin. Verschiedene Erwägungen führen nun dazu, daß man annehmen muß, Wolfram habe hier, treu seiner Quelle, lediglich einen sagenhaften Zug wiedergegeben, ohne daß wir darin wirkliche Verhältnisse dargestellt zu sehen brauchen, vgl. Einl. III, 5, c. Das muß man schon daraus schließen, daß nirgend etwas ähnliches mehr vorkommt; der „Seneschall“ (ursprünglich Seneschalk, der älteste Knecht, wie Marschall = Marschalk, der Roßknecht) war der Zeremonienmeister und hatte die Festlichkeiten nach den Befehlen des Hausherrn zu ordnen und zu leiten; von einem derartigen Aufsichts- und Züchtigungsrecht ist aber nirgend die Rede. Dazu kommt, daß nach dem vollständigen Texte Wolframs der „verschwiegene Antanor“, der nur sprechen wollte, wenn Kunneware lachte, jetzt, als er entrüstet Keye wegen seiner Roheit schalt, ebenfalls von ihm gezüchtigt wurde. Das ist doch bei einem Ritter undenkbar, selbst wenn er als „ein Thor“ gilt. Wolfram selbst hat denn auch seine Verwunderung darüber ausgesprochen und meint, das sei nur möglich gewesen, weil Kunnewarens Brüder Orilus und Lähelin nicht dagewesen seien, und „vor dem Reiche“ hätte Keye schwerlich das Recht dazu erhalten. Wir werden also wohl hierin einen Nachklang roherer Sitten aus früherer Zeit zu sehen haben, den Wolfram nicht ohne Kritik der Quelle nacherzählte.

I. Namenregiſter.

Abenberg V, 101.
Adam IX, 669. 681.
Aloe V, 185. XVI, 85.
Anfortas V, 37 ff. 169 ff. 721. VI, 665. VII, 90. S. 209. 213. 216. IX, 1001 ff. XVI, 1 ff. 182 ff. 537.
Anjou S. 6. 8. 11. 13. XVI, 401.
Antikonie S. 162 bis 164.
Arabien V, 125. 217. 337.
Arnive S. 153. 213. 214. 232.
Artus S. 10. III, 777. 934. S. 94. 126. VI, 1 ff. S. 132. VI, 542 ff. S. 153. 220. XIV, 205 ff. S. 246.
Askalon S. 149. 162 bis 164.
Aſthiroth IX, 661.
Azagouc S. 6. 8. V, 294.
Babylon S. 6.
Barbigöl S. 163. 209.
Bearoſche S. 156-161.
Bealzenan XVI, 401.
Belakane S. 6—8. VI, 730.
Belcimon IX, 661.
Belet IX, 662.
Bems bi der Korßa S. 219.
Bene S. 210. 219. XIV, 89. S. 227. XIV, 196.
Brandelidelin S. 232.
Brandigan S. 153.
Bretagne III, 729. 827. VI, 3.
Briziljan III, 384. V, 767.
Brobarß IV, 31. V, 30.
Brumbane S. 206.
Cidegaſt S. 10. 215. 216. 232.
Dianazdrun S. 94.
Ecidemon XV, 23. 75.
Enite III, 783. IV, 136.
Eva IX, 670.
Feirefiß S. 8. 148. XV, 10 ff. S. 247. XV, 384 ff 461. XVI, 127 ff. 477 ff. 537. 574 ff. 586 ff.
Fontane Salväſche IX, 485.
Fridebrant S. 6. 8.
Frimutel V, 712. IX, 1001.
Gahmuret S. 6 bis 17. 206. IX, 913.
Galoes S. 6. 11. 12. III, 533.
Gandin S. 6.
Garſchilone V, 814.
Gawan S. 10. 94. VI, 129. S. 138 ff. 149. VI, 674 ff. S. 155-164. 209 ff. XIV, 1 ff. S. 245 ff.
Gent VI, 505.
Ginover III, 776. 868. S. 132. VI, 412 ff. 544. 736. S. 158. 220.
Gral V, 341 ff. IX, 793 ff. XVI, 193. 202 ff. 270 ff. 574 ff. 586 ff.
Gramoflanz S. 215. 221. XIV, 49 ff. S. 227. 230 ff. 246.
Grigorß von Ipotente IV, 487.
Gurnemanz S. 10. III, 1153 ff. IV, 402. 597. VI, 639.
Guverjoß IV, 484. 521.
Hardiz S. 9.
Hartmann von Aue III, 775.
Heinrich von Veldecke VI, 255.
Herzeloyde S. 9—30. V, 533. VI, 734. IX, 449. 955 ff. S. 206.
Hippomedon S. 6. 14.
Hiuteger S. 7. 8.
Janfuſe VI, 543. S. 148. 149.
Jeſchute S. 31—37. IV, 136. V, 846 ff. VI, 391. S. 153.
Ingliart VII, 113.
Joflanze S. 216. 220. XV, 504. S. 277.
Jofreit VI, 446. S. 232.
Johannes, Prieſter S. 277.
Iſalde IV, 141.
Iſenhart S. 6—8.
Iſterterre IV, 367.
Ither von Gahevieß III, 829 ff. 1026 ff.

V, 560. VI, 572. 737. IX, 921. 939 ff. XV, 161.
Itonje S. 153. 214. 215. XIV, 91. 196 ff. S. 231 ff. 246.
Juno XV, 268.
Juppiter XV, 270. XVI, 61. S. 274.
Iwanet III, 887 ff. 1064 ff.
Kanvoleiß S. 9. III, 691. 819. XVI, 400
Kardeiß, Bruder Kondwiramurs VI, 278.
Kardeiß, Sohn Parzivals XV, 143. XVI, 334 ff. 399 ff.
Karidöl VI, 2. 50. S. 153.
Karnant VI, 740.
Kaſtis, 1. Gemahl Herzeloydens S. 206.
Kaylet S. 9. 10. 11.
Keye III, 970 ff. S. 94. 126. 134. 137 ff.
Kingrimurſel S 163. 164.
Kingriſin S. 149. 162.
Kingrivals III, 694. XVI, 400.
Kingrun III, 1623 ff. IV, 295 ff. 365 ff. VII, 97.
Klamide III, 1623 ff. IV, 294. 467 ff. S. 153. VII, 97.
Klias S. 153.
Klinſchor S. 211. 217.
Köln III, 1131.
Kondwiramur III, 1620. IV, 1 ff. V, 576. VI, 275. 319 ff. 716. S. 212. 218. XV, 109 ff. 395. XVI, 239 ff. 518 ff.
Kukumerland III, 845.
Kundrie, Gawans Schweſter S. 153. 214. 232.
Kundrie la Surziere VI, 472 ff. IX, 149. 248. XV, 309 ff. XVI, 130 ff. S. 277.
Kunneware III, 546 ff. IV, 137. S. 94. S. 126. VI, 385 ff. 541. 698. 742. S. 153.
Kyot der Provenzale XVI, 668.
Kyot von Katelangen IV, 113. 216. IX, 988. XVI, 244 ff. 313 ff. 459.
Lapſit exillis IX, 807.
Läheim S. 10. III, 353. 701 S. 195.
Lähtamris VIII, 3.
Liaße III, 1555 ff. IV, 15. 152. 209. 314.
Lippaut S. 156 ff.
Logroys S. 209. XIV, 175.
Loherangrin XV, 143. 396. XVI, 334 ff. 426. 476. S. 277.
London VI, 510.
Lot S 10. 215.
Lucifer IX, 655. 666.
Lunete V, 775. IX, 68.
Mars XVI, 61.
Maſtricht III, 1131.
Meljanz S. 156. 158. 159.
Meljakanz S. 26. 156. 158. 159.
Munſalväſche V, 707. S. 132. VI, 615. S. 164. IX, 294. 795 ff. XVI, 465 ff.
Munthori S. 12.
Nantes III, 792. 882. 1081. VI, 569.
Ninive V, 329.
Norgals S. 9. 13. III, 355. 693. XVI, 399.
Obie S. 156—161.
Obilot S. 155—161.
Orgeluſe S. 209—221. XIV, 171 ff. S. 246. XV, 455.
Orilus III, 405. 494 ff. 703. V, 846 ff. VI, 390, S. 153. IX, 177.
Parzival III, 681 ff.
Patelamunt S. 6. 9.
Pelrapeire IV, 37 ff. VII, 94. VIII, 19. S. 212. XV, 155.
Plato IX, 701.
Plimizöl VI, 51. 445. XIV, 162.
Plippalinot S. 212. 214.
Radamant IX, 662.
Razalic S. 7.
Repanſe de Schoye V, 131. 343 ff. 815. IX, 995. XVI, 489 ff. 553 ff. S. 274. 277.
Salamander XVI, 97.
Sangive S. 153. 215. 232.
Saturn S. 205.
Schanpfanzun S. 149. 153. 162—164.
Schaſtelmarveil S. 149. 211 ff. 219. 245.
Schentaſlur III, 1619 IV, 311. 405. 609 ff.
Scherules S. 157.
Schionatulander III, 637. IX, 53. 191. XVI, 447.
Schoette S. 12.
Schoyſiane IX, 986. XVI, 320. 455 ff.
Secundille S. 214. XV, 99. S. 277.

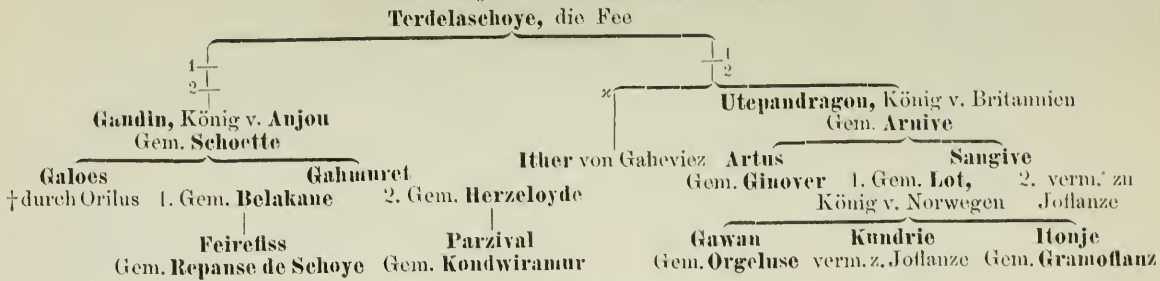
Segramors VI, 145 ff.
Sibylle IX, 703.
Signune III, 633 ff. V, 656 ff. IX, 37 ff. 989. XVI, 321. 442.
Tampenteire IV, 38. 297. 657. VIII, 18.
Taurian IX, 583.
Terre de Salväsche V, 709, XVI, 106.
Terremarveille S. 211
Thabronit VI, 617. S. 214. 216. XV, 84.
Thasme XV, 83.
Titurel V, 710. S. 274.
Trevrezent V, 720. S. 125. IX, 487 ff. XVI, 257 ff.
Tribalibot XV, 100.
Ukersee IV, 489.
Utepandragun S. 10. III, 826. VI, 550.
Vergulaht S. 10. 162—164. 209. XVI, 220.
Virgilius S. 211.
Waleis S. 9. 13. III, 355. XVI, 399.
Wolfram IV, 111. XVI, 671.
Wildenberg V, 188.

II. Sachregister zu den Excursen.

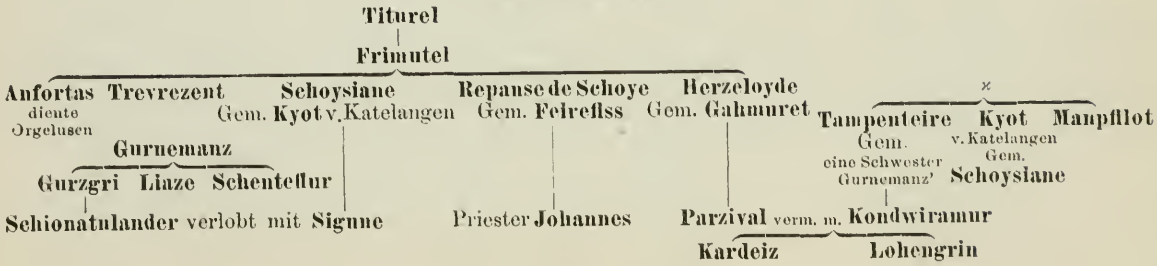
Abenteuer 313
Adel 294.
Anstandsregeln 335 ff.
Bad 327.
Barbiere 301.
Bedienung der Gäste 341.
Belagerungsmaschienen 316.
Bergfried 324.
Bewirtung 341.
Brünne 300.
Buhurd 306.
Burg 322 ff.
Lage derselben 323.
Burghof 324.
Burgthor 324.
Dichtung, ihr Verhältnis zur Wirklichkeit 283, 284. Die sittlichen Grundanschauungen eigentümlich deutsch 284.
êre (Ehre) 288.
Ehrengesetze 344. 345.
Empfang 341.
Erker 324.
Erziehung des Ritters 296.
Falken 304.
Fenster 326.
Feste 339.
Frauen, ihre rechtliche Stellung 345. 346.
Frauenkleider 333.
Frauenritter 319. 321
Getränke 338.
Gürtel 333.
Halsberg 300.
Heerfahrt 315.
Helm 300. 301.
Helmschmuck 302.
Hemd 333.
Herausforderung 314
Hersenier 301.
Hose 333.
Ihrzen u. Duzen 335.
Jagd 304.
Junker 296. 297.
Kemenate 327.
kiusche 287. = Keuschheit ibid. = Demut, Bescheidenheit, Sanftmut ibid. Grundbegriff Maßhalten ibid. Geschichte des Begriffs ibid.
Knappe 296. 297.
Knecht 297.
Kopfputz 334.
Krieg 315.
Lager 329 ff.
Lanze 298.
Laube 325.
Lehenswesen 343.
Liebesbrief 320.
Malerei 327.
Mantel 333.
Marschall 340.
mâze (Maßhalten) 293.
Merker u. Hüter 319.
Möbel 327.
Mode 334.
Mieder 333.
minne 288—292. Dichtung und Wirklichkeit 288. Entwicklung d. Begriffs der minne 289. Die minne eine Macht 290. Unterschied zwischen minne und liebe 291.
Minnedienst 317 ff.
Nasenband 301.
Palas 325.
Panzer s. Halsberg.
Panzerhosen 301.
Panzerung des Rosses 302.
Rechtsgebräuche 343.
rêroup 344.
„Ring" des Lagers und des Zeltes 330.

Ritterideal 295.
Ritterstand 294.
Ritterschwur 298.
Rock 333
Rüstung 298 ff.
Saal der Burg 325.
Schellen an der Rüstung 302.
Schild 303.
Schuhe 333.
Schwert 299.
Schwertleite 297.
Seneschall 346.
Sicherheit 310. 314.
Sittlichkeit 283—293 317—321.
Speisen 338.
Speer 298 f. 314.
Tagelieder 319.
Tageseinteilung 339.
Tischgebräuche 336 f.
Tischgeräte 337.
Tischordnung 337.
Tjoste 308.
Topfhelm 301.
Tracht 332—334.
triuwe (Treue) 285—286. Treue im modernen Sinne 285. Treue = Mitleid, Wohlwollen, Herzlichkeit 286. Grundbegriff zuverlässige Gesinnung 286. Geschichte des Begriffs 286.
Türme 324.
Turnier 306. Formen desselben 311. Ein Normalturnier 312.
Unterkleider 333.
Unterhaltung b. Tische 338.
Verkehr a. d. Höfen 332 ff.
Verteidigungsmittel bei Belagerungen 316.
Waffenrock 302.
Waffenschmiedekunst 300.
Wartburg 326.
Zelt 330.
Zimier 302.
Zinnen 323.
zuht (Zucht) 292.
Züchtigungsrecht geg. Frauen 345. 346.
Zugbrücke 324.

I. Das Anjou- und Artusgeschlecht.



II. Das Gralsgeschlecht.



Probe des Originaltextes.

(Lachm. 116, 5 ff., vgl. III, 1 ff. unseres Textes.)

Ez machet trûric mir den lîp,
daz alsô mangiu heizet wîp.
ir stimme sint gelîche hel:
genuoge sint gein valsche snel,
etslîche valsches lære:
sus teilent sich diu mære.
daz die gelîche sint genamt,
des hât mîn herze sich geschamt.
wîpheit, dîn ordenlîcher site,
dem vert und fuor ie triwe mite.
genuoge sprechent, armuot,
daz diu sî ze nihte guot.
swer die durch triwe lîdet,
hellefiwer die sêle mîdet.
die dolte ein wîp durch triuwe:
des wart ir gâbe niuwe
ze himel mit endelôser gebe.
ich wæne ir nu vil wênic lebe,
die junc der erden rîhtuom
liezen durch des himeles ruom.
ich erkenne ir nehein.
man und wîp mir sint al ein:
die mitenz al gelîche.
frou Herzeloyd diu rîche
ir drîer lande wart ein gast:
si truoc der freuden mangels last.
der valsch sô gar an ir verswant,
ouge noch ôre in nie dâ vant.
ein nebel was ir diu sunne:
si vlôch der werlde wunne.
ir was gelîch naht unt der tac:
ir herze niht wan jâmers phlac.
Sich zôch diu frouwe jâmers balt
ûz ir lande in einen walt,
zer waste in Soltâne;
niht durch bluomen ûf die plâne.
ir herzen jâmer was sô ganz,
sine kêrte sich an keinen kranz.
er wære rôt odor val.
si brâhte dar durch flühtesal
des werden Gahmuretes kint.
liute, die bî ir dâ sint,
müezen bûwn und riuten.
si kunde wol getriuten
ir sun. ê daz sich der versan,
ir volc si gar für sich gewan:
ez wære man oder wîp,
den gebot si allen an den lîp,
daz si iemer ritters wurden lût.
‚wan friesche daz mîns herzen trût,
welch ritters leben wære,
daz wurde mir viel swære.
nu habt iuch an der witze kraft,
und helt in alle rîterschaft!‘
der site fuor angestlîche vart,
der knappe alsus verborgen wart
zer waste in Soltâne erzogn,
an küneclîcher fuore betrogn;
ez enmöht an eime site sîn:
bogen unde bölzelîn,
die sneit er mit sîn selbes hant
und schôz vil vogele die er vant.
Swenne abr er den vogel erschôz,
des schal von sange ê was sô grôz,
sô weinder unde roufte sich,
an sîn hâr kêrt er gerich.

Druck von E. H. Schulze & Co., Gräfenhainichen.

Ferdinand Schmidt's
Weltgeschichte

mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

(Band I.: 3. Aufl. — Band II—IV.: 2. Aufl.)

Vollständig in 4 Bänden (2076 Seiten gr. Lex.-8.) brosch. . . . . à M. 5.—
„ in 4 Original-Prachteinbänden mit reicher Goldpressung . . . . à M. 6.50
„ in 50 Lieferungen . . . . . à 40 Pf.

Die kleinere Ausgabe dieser Weltgeschichte in 1 Bande, gleichfalls illustr. von Prof. Bleibtreu

kostet komplet (ca. 1000 Seiten stark gr. 8.) brosch. . . . . M. 8.40
in Orig.-Prachteinband mit reicher Goldpressung . . . . . M. 10.—
in 28 Lieferungen . . . . . à 30 Pf.

Kleiner Auszug von Recensionen
über
Ferdinand Schmidts Weltgeschichte.
Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

„Die warme und doch helle Religiosität und das Verständnis für die politische Entwickelung der damaligen Zeit in ihren Licht- und Schattenseiten, die sich in dem Buche kund geben, machen dasselbe sicher zu einer **wertvollen Gabe für die deutsche Nation.**"
Geh. Staatsrat Prof. Dr. Bluntschli in Heidelberg.

. . . . Nur wenige populäre Darsteller in Deutschland besitzen auf ähnlichem Standpunkte den weitreichenden Blick des Autors, . . **Magazin für die Litteratur des In- u. Auslandes.**

. . . . Selten wird man ein **Werk** so unbedingt empfehlen können, wie die Weltgeschichte von **Ferdinand Schmidt.** . . . **Rheinische Blätter für Unterricht und Erziehung.**

. . . . **Das Werk** zeichnet sich nicht nur durch seine volkstümliche, dabei aber edle Sprache, sondern auch durch seine ideale Auffassung aus. **Preußisches Schulblatt.**

. . . . Das Werk ist ein Zeugnis nobler Gesinnung, warmer Religiosität, echter Wahrheitsliebe, Überzeugungstreue und unwandelbarer Liebe zu Volk und Vaterland; ein Zeugnis großer Arbeitskraft, andauernden Fleißes und **einer seltenen Meisterschaft** in anschaulicher, lebensvoller Darstellung. . . . **St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung und Belehrung.**

. . . . **Das Werk** liefert in vielen Partieen **wahre Meisterstücke** unterhaltend belehrender Geschichts-Erzählung. Man hört nicht gern auf, wenn man einen Abschnitt probeweise zu lesen begonnen hat. **Bayerische Lehrerzeitung.**

. . . . Ferdinand Schmidt hat in Lapidarschrift die gewaltigen Heldendichtungen des griechischen Altertums und des germanischen Mittelalters nachgedichtet; die Geschichte aller Zeiten ist ihm eine **Fundgrube gediegenen Erzes** geworden, — ein Buch voll deutschen Geistes, deutschen Fleißes und deutscher Liebe. . . . **Pädagog. Blätter (Halberstadt).**

. . . . **Es ist ein prächtiges Werk** diese Weltgeschichte Schmidts. Sie sei hiermit dringend empfohlen. **Deutsche Schulzeitung.**

. . . . Die Gestalten und Facta führt uns Schmidt in **so anschaulicher Weise** vor Augen, **daß es** einem zu Mute wird, als habe man alles miterlebt. **Ungar. Schulbote.**

. . . . Wir begrüßen das Werk, welches aus 4 Bänden besteht, deren jeder ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet und einzeln käuflich ist, mit aufrichtiger Freude, da dasselbe dem deutschen Volke eine **unversiegbare Quelle gründlicher Bildung** bietet. Der leicht fließende Stil, die erzählende Schreibart, sowie die urdeutsche Färbung werden dieses vorzügliche Werk bald zu einem besonderen Liebling in allen Schichten des Publikums machen. **Vossische Zeitung.**

Neue wohlfeile Subscriptions-Eröffnung

auf das deutsche Nationalwerk:

Germaniens Völkerstimmen.

Sammlung aller deutschen Mundarten

in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w.

Mit einer sprachwissenschaftlichen Einleitung nebst Sach- und Worterklärungen.

Herausgegeben von

Johannes Matthias Firmenich.

Vollständig in drei Bänden nebst Anhang. Klein Quart.

Subscriptions-Preis: Mark 34,80.

Die Lieferungs-Ausgabe umfaßt 58 Hefte. Subscriptions-Preis à Heft: 60 Pf.

Das Werk kann entweder vollständig oder in Lieferungen bezogen werden.

Einzelne Lieferungen werden nicht abgegeben.

Der obige Subscriptions-Preis gilt nur für die im Laufe dieses Jahres eintretenden Subscribenten, später tritt der erhöhte Ladenpreis von 45 Mark für das vollständige Werk in Kraft.

Zu dem obigen Werke sind erschienen:

Nachträge.

Enthaltend (weitere)

Nordische Volksdichtungen alter und neuer Zeit.

Diese Nachträge werden ohne Ausnahme nur an Subscribenten des vollständigen Werkes zum Preise von Mark 1,0 abgegeben, doch ist Niemand zur Abnahme verpflichtet.

Der als Dichter und Gelehrter bekannte Herausgeber sagt in der früher veröffentlichten Aufforderung an die Schriftsteller und Gelehrten Deutschlands: „Unserer vaterländischen Literatur fehlt es bisher an einem Werke, in welchem die vielen und verschiedenartigen Mundarten unserer Sprache alle in verwandtschaftlich-geordneter Uebersicht zusammengestellt sind, um den außerordentlichen Reichthum u. Wortschatz des gesammtdeutschen Sprachstammes den Deutschen selbst überraschender Weise vor Augen zu stellen. Wir erachten es daher für ein die genauere Kenntniß des deutschen Volksgeistes sowohl als auch die deutsche Nationalität und Wissenschaft förderndes Unternehmen, ein solches allen deutschen Volksstämmen gemeinsames Nationalwerk, wie es unseres Wissens noch keine andere Nation aufzuweisen hat, zu begründen. In einer Zeit, wo man durch verschiedene Schriften die Deutschen an einander irre zu machen strebt, sind solche volksthümlichen Werke, welche die germanischen Völkerschaften an ihre gemeinsame Abstammung und ihr ruhmreiches gemeinschaftliches Vaterland erinnern, die besten und kräftigsten Mittel, unsere Nationalität zum Frommen der ganzen Nation um so enger und inniger zu befestigen."

Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung haben längst die prophetischen Worte des Herausgebers zur stolzen Wahrheit gemacht; wiedererstanden ist Kaiser und Reich in alter Herrlichkeit, ein brüderliches Band umschlingt unser ganzes Volk, „soweit die deutsche Zunge klingt." Da ist es wohl an der Zeit, hinzuweisen auf dieses Werk als ein würdiges Denkmal — der deutschen Sprache, dem deutschen Geiste errichtet von den besten Männern des Volkes in einer Zeit der Zerrissenheit und Ohnmacht — ein Denkmal, zu dem der bescheidene Handwerker seinen Baustein ebenso liebevoll und sorgsam herbeigetragen, als der treffliche Gelehrte, ein Denkmal, das man mit Recht als ein echt deutsches, nationales bezeichnen darf.

Die Verlagshandlung hat sich entschlossen, dieses in seiner Art einzig dastehende Werk in einem neuen Gewande zu ermäßigtem Preise herauszugeben und bietet somit den Männern der Wissenschaft sowohl, als auch Jedem, der ein warmes Herz für die unvergleichliche Schönheit und den unerschöpflichen Reichthum unserer Muttersprache hat, willkommene Gelegenheit, die Quellen, denen jener unversiegliche Born unseres Sprachschatzes in mehr als **1000 Dialekten** des gesammt-germanischen Volksstammes entströmt, auf eine anregende Weise kennen zu lernen.

Die **Lieferungs-Ausgabe** dieses vaterländischen Werkes, das als eine schöne Blüthe der Einigkeit der deutschen Volksstämme betrachtet werden kann, soll die Anschaffung des Werkes erleichtern; diejenigen, denen die Erwerbung des Werkes auf einmal erwünscht ist, können dasselbe auch vollständig durch jede Buchhandlung beziehen.

☞ Die Mundarten von mehr als 1000 deutschen Gebieten, Orten, Inseln, ja die fernsten deutschen Ansiedelungen sind in dem Werke vertreten.

Benthin, Dr. J. Prof. u. Dr. C. Bruhns, Handbuch d. Sternkunde für Gymnasien, Real- und höhere Töchterschulen. Mit 147 Holzschnitten und 6 Sternkarten. gr. 8°. XVIII. und 426 S. broschirt 8 Mk., eleg. gebunden 9 Mk. 60 Pf.

Nach den übereinstimmenden Urteilen aller Fachzeitschriften das beste Werk auf diesem Gebiete.

Hoffmann, Erzählungen aus Sage und Geschichte. Ein Lesebuch für den biographischen Geschichtsunterricht.

Teil I: Götter- und Heldensagen. 140 S. 8°.
Preis brosch. Mk. 1, gebd. Mk. 1,25.

Teil II: Biographische Geschichtsbilder aus alter und neuer Zeit. 217 S. 8°.
Preis brosch. Mk. 1,25, gebd. Mk. 1,50.

Ein auf grund der neuesten Bestimmungen des königl. preuß. Cultusministeriums mit Geschick und Sorgfalt bearbeitetes Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht, das sich großen Beifalles in Lehrerkreisen zu erfreuen hat.

Nibelungenlied, Das, übersetzt von Dr. L. Freytag. (Mit Einleitung und Anmerkungen.) XLVIII, 282 S. 8°.
Preis brosch. Mk. 2. In eleg. Leinwbd. Mk. 4.

Anerkannt als vorzüglichste Übertragung unsres volkstümlichsten Epos. Durch Verfügung des Königl. preuß. Schulkollegiums der Provinz Brandenburg direkt zur Einführung in die Schule empfohlen.

Nöffelt, Prof. F., Kleine Mythologie der Griechen und Römer für höhere Töchterschulen und die Gebildeten des weibl. Geschl. 8. verb. Aufl. Herausg. v. Fr. Kurts, Rekt. in Brieg. 8°. X, 122 S. Preis 1 Mk. 10 Pf.

Ein altbewährtes und allbeliebtes Handbuch für den Schulunterricht.

Nöffelt, Prof. F., Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie für höhere Töchterschulen und die Gebildeten des weibl. Geschlechts. 6. verb. und verm. Aufl. Mit 1 Stahlstich und 75 Abbildungen. Bearbeitet und herausgegeben von Fr. Kurts. gr. 8°. VIII. 475 S., broschirt 6 Mk., in elegantem Leinwbd. 7 Mk 50 Pf.

Ein sowohl in bezug auf anziehende Schilderung als gründliche Belehrung hervorragendes Werk, das in jeder Hinsicht zu empfehlen ist. Die schöne Ausstattung macht es zu Festgeschenken besonders geeignet.

Pröhle, Dr. Heinr., Deutsche Sagen. 2. neu bearb. Aufl. (Mit Anhang: Über die deutsche Kaisersage und Anmerkungen zu jeder Sage). gr. 8°. XVI, 334 S.
In eleg. Leinwandband 5 Mk.

Die Autorität des Verfassers auf diesem Gebiete überhebt uns einer besonderen Empfehlung. Vorliegendes Buch ist als für Schulprämien besonders geeignet zu nennen.

Ribbach, Geschichte der bildenden Künste. Gr Lex. 8°. ca. 900 S. mit 166 Abbildungen im Text und 24 Vollbildern. Preis brosch. Mk. 15. In reichem Prachtband mit Goldpressung Mk. 20.

Aus dem großen Bereiche der Geschenk-Litteratur dürfte kaum ein Buch eine so warme Empfehlung verdienen, wie das vorliegende. Eine Fülle von Belehrung, in anregendster Form dargeboten, die mustergültige Anordnung des überreichen Stoffes, die prächtige Ausstattung machen es zu einer wahren Zierde für jede Familienbibliothek. Besonders für unsere gebildete Frauenwelt dürfte sich ein passenderes, schöneres Festgeschenk kaum finden lassen.

Schmidt, Ferdinand, Weltgeschichte. Mit Illustrationen von Prof Georg Bleibtreu. 4 Bände. Enth. Altertum, Mittelalter, Neuere Zeit und Neueste Zeit. (Bd. I 3. Aufl. Bd. II—IV 2. Aufl.) gr. 8°. brosch. à 5 Mk. — in Original-Prachtband mit reicher Goldpressung à 6 Mk. 50 Pf.

Professor Bluntschli nannte dies epochemachende Werk eine „Zierde für die deutsche Nation". Warme Religiosität, echte Vaterlandsliebe, hinreißende Diktion und plastische Darstellung weisen diesem Geschichtswerke einen ersten Platz unter unseren Volksbüchern an. Sie ist in Wahrheit die beste Weltgeschichte für unser deutsches Haus und Volk.

Schmidt, Ferdinand, Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. Mit Illustrationen von Prof. Bleibtreu. gr 8°. ca. 1000 S. 1882. 8 Mk. 40 Pf. — in Original-Prachtband mit reicher Goldpressung 10 Mk.

Ein mit Glück und Geschick verfaßter Auszug aus Obigem, dessen überaus wohlfeiler Preis auch dem minder Bemittelten die Anschaffung des herrlichen Schmidt'schen Geschichtswerkes ermöglichen sollte.

Schneider, R., Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling. Erläutert und ins Neuhochdeutsche übertragen. Preis 60 Pf.

Eine überaus anmutige Lektüre für alle Freunde altdeutscher Poesie und zum Gebrauch an höheren Lehranstalten.

Schwartz, Dr. K., Oberschulrat und Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Wiesbaden a. D., Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht.

Teil I: Alte Geschichte. Nebst einer Zeittafel. 9. verb. Aufl. VI, 158 S 8°. Mk. 2, gebd. Mk. 2,50.

Teil II: Mittlere und neuere Geschichte. Nebst einer Zeittafel. 7. verb. Aufl. VIII, 242 S. 8°. Mk. 3, gebd. Mk. 3,50.

Jeder Lehrer, der seinen Schülern reges Interesse für den Geschichtsunterricht einflößen will, sollte obige ganz ausgezeichnete Lehrbücher, die für die Jugend wie geschaffen sind, entweder zur Einführung bringen oder doch zur häuslichen Lektüre empfehlen. Die zahlreichen Auflagen sprechen am besten für den glänzenden Erfolg der Schwartz'schen Lehrbücher.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

328820 LG
chenbach W861pBo.2
by Bötticher.
NAME OF BORROWER.
ors Henning stud
Weitzman St
[illegible]
[illegible]
Sudan 637 Nov 64
BINDING SECT. JUN 6 1968